Moderne Reliquien.

Herausgegeben

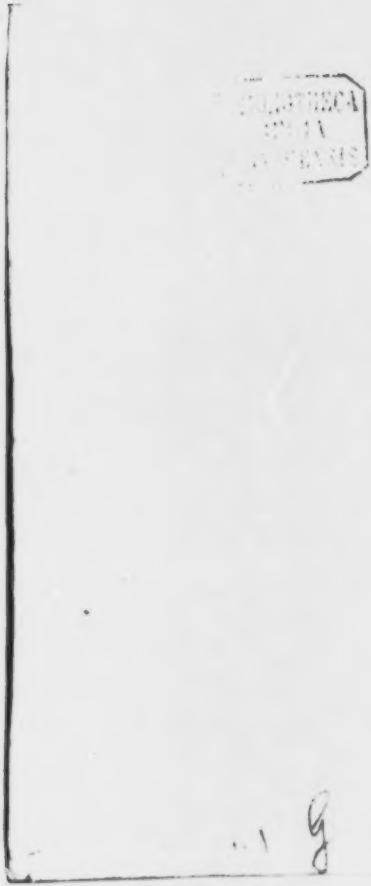
von

Arthur Mueller.

Erster Band.

Nachträge zu den Schriften von **Wilhelm Müller, Grabbe, Goethe,** dem **Maler Müller, Jean Paul** und **Hoelderlin.**

Berlin.
Verlag von Adolf Gumprecht.
1845.



Vorwort.

Dieſe Sammlung von Nachträgen zu den Schriften einiger deutſchen Autoren wurde nicht ohne Mühe zuſammengebracht. Einmal auf den Gedanken gekommen, ſind, trotz emſigen Forſchens, Jahre vergangen, bis ich ſo weit war, daß ich dieſe beiden Bände konnte erſcheinen laſſen. Es galt, die ganze periodiſche Literatur der Deutſchen durchzuſehen, zu welchem Zwecke ich eine faſt unglaubliche Menge alter, längſt vergeſſener und verſchollener Journale, Zeitſchriften und Taſchenbücher, mit nicht geringem Aufwande von Zeit, Geduld und ſonſtigen Mitteln, anſchaffen mußte. Und dennoch gebe ich gern zu, daß mir Manches noch entgangen iſt, daß ich vielleicht ſogar Einiges überſehen habe, was mir nahe lag.

Von den mitgetheilten Aufſätzen und Gedichten erſcheinen viele zum erſten Male gedruckt, die übrigen ſtehen weder in den geſammelten Werken der betreffenden Autoren, noch in den Nachträgen zu denſelben. Daß ſie nicht ſo leicht aufzufinden waren, dafür zeugt eben ihr Nichtvorhandenſeyn in den verſchiedenen Ausgaben, und man wird daher meiner Arbeit wohl einiges Verdienſt zugeſtehen.

Die in dieſem erſten Bande enthaltene Nachleſe zu den Schriften Wilhelm Müller's iſt beſonders reich ausge-

fallen, was ich zum Theil meinem verstorbenen Freunde Ferrand verdanke. Dabei sind eine nicht kleine Anzahl Jugendgedichte Müller's, wozu auch die in den „Bundesblüthen" erschienenen gehören, als unreife Versuche weggeblieben. Eben so wurde eine zweiaktige Posse: „Peter Squenz" aus dem Grunde nicht aufgenommen, weil sie, wenn auch mit eigenen Zuthaten, doch größtentheils nur eine freie Bearbeitung nach Shakspeare und Gryphius ist.

Was die Oper von Grabbe betrifft, die, wenn ich nicht irre, im Jahre 1835 entstanden, so enthält sie freilich mancherlei polemische, und, wie ich selbst gestehe, mitunter etwas derbe Anspielungen auf damalige und frühere literarische Verhältnisse und Personen; aber der Scherz findet bei dem Verständigen, wenn er auch gegen ihn gerichtet, stets eine nachsichtige Aufnahme. Immermann, in seinen „Memorabilien", erwähnt dieser Oper mit folgenden Worten: „Grabbe schrieb für seinen Freund (Burgmüller) einen „tollkomischen Operntext, in Verspottung der Bücher dieser „Art, worin auch einem Schafe eine Partie zugefallen war. „Es ließ sich über diesen Unsinn, der nichts Anderes seyn „wollte, als Unsinn, besser lachen, als über Aschenbrödel „und das Lustspiel." — Der „Brief an den Kronprinzen von Preußen" bedarf einiger Bemerkungen. Als Grabbe 1822 nach Berlin kam, um hier seine juristischen und historischen Studien fortzusetzen, befand er sich in Verhältnissen, die ihm mannigfache Entbehrungen auferlegten. Der Besuch des Theaters bei der Aufführung von klassischen Dichterwerken, welcher man damals noch mit Freude beiwohnen konnte, war fast der einzige Genuß des mittellosen jungen Mannes, welcher schon seinen „Theodor von Goth-

land" vollendet hatte, und in jener Zeit „Marius und Sulla" dichtete, — auch als Fragment wohl sein großartigstes Werk. Da es ihm wie fast jedem talentvollen Dichter erging, der nicht wandeln mag, oder vielmehr nicht wandeln kann in der ausgetretenen Spur des gewöhnlichen Theaterschlendrians, — da er selbst seine, auch nach herkömmlichen Regisseurbegriffen bühnengerechte Liebestragödie „Nanette und Maria" nicht zur Aufführung bringen konnte und doch den unbezwinglichen Drang fühlte, sich dem Theater auf irgend eine Weise zu nähern, erwachte in ihm ein alter Lieblingsgedanke. Er sah, wie mittelmäßigen Komödianten gewöhnlich ein in gewisser Hinsicht günstigeres Loos zu Theil wird, als guten dramatischen Dichtern, er sah, daß schriftstellernde Schauspieler ihre Stücke, mögen sie auch noch so schlecht seyn, fast immer auf die Bretter bringen, — und ohne bestimmte Aussicht, bald eine sorgenfreie Stellung im Leben zu erringen, beschloß er, Schauspieler zu werden. Hierzu soll er freilich eben so wenig Beruf gehabt haben, wie viele Andere, an die sich ein geduldiges Publikum denn doch allmählig gewöhnt, und sie endlich wohl selbst für „fleißige" oder „denkende Künstler" passiren läßt. Einige Versuche, die Grabbe machte, um seine Schauspielertalente bei der Königlichen Bühne in Berlin prüfen zu lassen, blieben erfolglos. Da kam er eines Tages, voll von einem Plane, über den er jedoch nicht mit der Sprache herauswollte, zu einem damals auch in Berlin studirenden Freunde, und ließ sich einige Bogen Briefpapier von ihm geben. Als ihn der Freund am andern Morgen besuchte, zeigte ihm Grabbe, voll froher Hoffnung, auf jenen Blättern ein möglichst sauberes und deutliches Schreiben an den

Kronprinzen, daß er mit dem Manuscript des Lustspiels „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ (im zweiten Bande der „dramatischen Dichtungen“ 1827 gedruckt) abschicken wollte. Der Freund fand den Brief nicht nach der gewöhnlichen Art und Weise, in der man sich mit einer Bitte an Personen solchen Ranges zu wenden hat, und erkannte den wahren Beruf des genialen Dichters klarer als dieser; er wußte ihn von seinem seltsamen Projekt, Schauspieler zu werden, abzubringen, und nahm jenes Schreiben mit sich. Vielleicht verdanken wir zum Theil dieser Stunde, daß wir einen schlechten Schauspieler weniger, und einen großen dramatischen Dichter mehr besitzen; denn wer möchte zweifeln, daß unser gewöhnliches, kritisches Theatertreiben solch diesem gewaltigen Genius die kühne Schwinge lähmend niedergedrückt haben würde. —

Auf den höchst merkwürdigen Aufsatz Goethe's „Denkmal Ulrichs von Hutten“, der zuerst in Wieland's „deutschem Merkur“ erschien, hat Hoffmann von Fallersleben in seinen „deutschen Liedern“ wieder aufmerksam gemacht. Bei seinem Abdruck wurde absichtlich die ursprüngliche Rechtschreibung beibehalten; eine Aenderung würde die eigenthümliche Farbe theilweise verwischt haben. —

Die Nachträge zu den Werken des Malers Müller hätte ich noch mit einer Reihenfolge von Briefen aus Rom, die theils in Fr. Schlegel's „deutschem Museum“, theils im „Morgenblatte“ standen, vermehren können; sie beschäftigen sich aber zu sehr, und fast ausschließlich, mit der Kunst und ihren Interessen, besprechen vielfach Erscheinungen, die nur eine vorübergehende Theilnahme erregten und jetzt längst vergessen sind, als daß ihre Aufnahme zu rechtfertigen

gewesen wäre. Die „Zehn Lieder von der Liebe Rhin's und Luitberta's" gehören gewiß zu dem Schönsten und Kräftigsten, was unsere Literatur aufzuweisen hat: nur muß man dabei über die ungelenke Form wegsehen, und manche Ausdrücke und Wendungen einem Dichter verzeihen, der so lange außer Verbindung mit seinem Vaterlande lebte, und der schon ein Greis war, als er diese Lieder schrieb. Die südliche Heftigkeit, welche den Brief über Lessing's Tod durchströmt, und daß sein Verfasser die Mäßigung nicht kennt, welche unsere Sprache, unter gegebenen Umständen, auch im Moment des Schmerzes fordert, sind Erscheinungen, welche in Müller's langem Aufenthalt in Rom, und daß er sich gewöhnt haben mag, in italienischer Sprache zu denken und zu sprechen, ihre Entschuldigung finden. —

Unter den Aufsätzen Jean Paul's giebt der eine: „Unverschämtheit des Oberförsters Wolf u. s. w." Aufklärung über einen literarischen Wechselbalg, den in antiquarischen und Auktions-Katalogen noch häufig mit dem usurpirten Namen Jean Paul's prangt. Die Unverschämtheit des Herrn Oberförsters ging aber noch weiter, denn einem zweiten Theile seines Machwerks ließ er sogar die ihm gewordene verdiente Züchtigung als „unpartheiische Vorrede von Jean Paul" vordrucken: ein Beispiel von höhnischer Frechheit, wie es wohl selten auf dem Markte unserer Literatur vorgekommen seyn mag. Bei dem „Erziehungs-Allerlei" hat eine sorgfältige Vergleichung der zweiten Auflage der „Levana" mit diesem Aufsatze ergeben, daß nur ein Theil desselben in die neuere Auflage übergegangen, Vieles aber fortgelassen ist, und ich glaubte daher das Ganze unverkürzt und in seinem ursprünglichen Zusammen-

hange mittheilen zu müssen. Ist doch in Jean Paul's Werken, in der „Herbstblumine", eine „Nachlese für die Levana" stehen geblieben, deren Inhalt sich vollständig in der zweiten Auflage der „Levana" vorfindet. —

Den zahlreichen Verehrern Hoelderlin's wird die Nachlese zu seinen Gedichten willkommen seyn, obgleich ich sie für keine vollständige ausgebe. Manches von diesem Dichter, was ich mich erinnere, früher einmal gelesen zu haben, konnte ich nicht mehr auffinden, wie es mir auch mit denjenigen Gedichten ergangen, deren Namen Achim von Arnim, in einem Aufsatze über Hoelderlin, im „Berliner Conversationsblatt" für 1828 angiebt. Das Gedicht „Diotima" steht zwar in der Cotta'schen Ausgabe, ist aber hier vollständiger und als Arbeit letzter Hand mitgetheilt. —

Ueber den Inhalt des zweiten Bandes giebt das Vorwort zu diesem Rechenschaft.

Berlin, den 15. September 1844.

Arthur Mueller.

Inhalt des erſten Bandes.

Wilhelm Müller.

Seite

Lieder.

Des Trinkers Jahreszeiten 3
Der König von Hukapetapank 10
Des Trinkers Wunſch 12
Göttlichkeit des Weines 12
Der Muſikus 13
Verſchiedene Weltanſicht 15
Die Vierundneunziger 16
Was ſich reimt 17
Alte und neue Weisheit 18
Neſtor 19
Die freie Elbe 21
Hänschen und ſein Herr 23
Der Birkenhain bei Endermay 24
Sehnſucht nach Italien 26
Die Inſel 27
Abend 28
Liebchen überall 29
Rückkehr 29
Hoffnungsloſe Liebe 31
Abendlied 31
Die Jäger 32

Geiſtliche Lieder.

Sonntag 35
Weihnachten 36
Heimkehr 38

	Seite
Romanzen.	
Die Sage vom Frankenberger See bei Aachen	40
Der blaue Mondschein	44
Die Todtgesagte	47
Die Schärpe	48
Die dürre Linde	50
Die Königin und der Schäferknabe	51
Erste Liebe	52
Des Kindes Traum	53
Vermischtes.	
An Alexander Baron von Simolin	55
Der Ausfluß eines jungen Elfen	56
Selbstbeschauung	58
Mein erstes Sonett	59
Die Enklave	59
Kein Liedchen mehr!	60
Alt-Italienisches Volkslied	61
Italienische Ständchen in Ritornellen. Neun	63—66
Assonanzen.	
Der Liebe Zeit	67
Nachtwandlerin Liebe	67
Der Liebe Morgenröthe	68
Die Blutorange	69
Der Einsame	70
Erotische Tändeleien.	
Amor, ein Gelehrter	72
Liebeskrone	72
Entknospung	73
Entpanzerung	73
Die Champagner-Flasche	74
Einer aus Vielen	74
Wetter-Veränderung	74
Berenice	74
Der Spiegel	75
Der Schenke und die Liebe	75
Der Schatten	75

Seite
Reime aus den Inseln des Archipelagus. Elf. . 76—78
Deutsche Reimsprüche. Zehn. . . . . 79—80
Das Harfenreich. Ein Feenmärchen. 81
Blumen-Deutungen.
1. Die Aster 92
2. Das Jelängerjelieber 94
3. Das Vergißmeinnicht 95
4. Die Feuerlilie 96
Markos Bozzaris. Eine biographische Skizze. . . . 99
Bürgers Lenore und ein neugriechisches Volkslied. . 120
Bilder aus dem neugriechischen Volksleben.
I. Die Kinderwelt 128
II. Brautwahl, Verlobung und Hochzeit 138

Christian Grabbe.

Der Cid. Große Oper. 151
Ein Brief an den Kronprinzen von Preußen . . . 183

Goethe.

Denkmal Ulrichs von Hutten 187
Ueber die neue Ausgabe der Goethe'schen Werke . 213

Maler Müller.

Ueber Lessing's Tod 219
Zehn Lieder von der Liebe Rhin's und Luitberta's, Königs Sellar's Tochter 233
Idylle 273
Die Königswahl 273
An Hymen, der Fortunens Füllhorn trägt . . . 273
Käfer und Schmetterling 274
Am Eingange des Thals, wo Herrmann den Varus schlug 274
Die Königswahl 274
Maler Müller's Grabschrift 274

Jean Paul.

Seite
Zum Andenken des Geburtstages der Königin Louise von Preußen 277
Der siebzehnte August 278
Vorschlag eines neuen, mildern Wortes für Lüge . 280
Anrede an Goethe 286
Unverschämtheit des Oberförsters Wolf und der Andreäischen Buchhandlung 287
Erziehungs-Allerlei 290

Friedrich Hoelderlin.

Hymne an die Unsterblichkeit 311
Lied der Liebe 315
Lied der Freundschaft 317
An die Stille 319
Meine Genesung 321
Hymne an die Muse 323
Hymne an die Freiheit (1790) 327
Hymne an die Göttin der Harmonie 331
Hymne an die Menschheit 336
Hymne an die Schönheit 339
Hymne an die Freundschaft 344
Hymne an den Genius der Jugend 348
Hymne an die Freiheit (1792) 352
Canton Schweiz. (An Hiller.) 356
Einladung. (Seinem Freunde Neuffer.) 359
Dietima 361
Pathmos. (An den Landgrafen von Homburg.) . . 365

Wilhelm Müller.

Geb. in Dessau, den 7. Oktober 1794. Gest. in Dessau, den 30. September 1827.

Lieder.

Des Trinkers Jahreszeiten.

Ein lyriſcher Akkord.

Erſtes Jahr.

Frühling.

Ein grünes Glas im Grünen,
Gefüllt mit kühlem Wein,
Und grüner Muth im Herzen
Bei warmem Sonnenſchein!

Willkommen, Mai, willkommen!
Du kommſt zu guter Zeit:
Es blinkt in meiner Rechten
Der Römer, Dir geweiht.

Die Sonnenſtrahlen brechen
Sich bunt an ſeinem Grün;
In ſeinem goldnen Bronnen
Smaragd und Saphir glüh'n.

Und eine weiße Blüthe
Schwimmt auf dem Spiegel hin.
Woher kam sie geflogen,
Die kleine Trinkerin?

Sie flog vom Haupt des Maien,
Und wie sie nieder sank,
Flieg', sprach der Mai, und trinke
Für mich zum schönen Dank!

Sommer.

Wie die Erd' ist aufgesprungen,
Lechzend in der dürren Gluth,
Ach, so ist's in meiner Lungen,
Die sich auseinander thut.

Wie das welke Blatt am Baume
Nieder auf die Erde hängt,
Also klebt am harten Gaume
Meine Zunge halb versengt!

Trübe Wolken seh' ich schweben
Durch den Himmel tief und schwer.
Einen Regen wird es geben —
Ach, wer Erd' und Blatt doch wär'!

Ich, wie hieß' ich euch willkommen,
Wolken, Spötter meiner Pein?
Was soll mir der Regen frommen,
Wenn es regnet keinen Wein?

Herbſt.

Setzt den Pokal mir auf den Teller
Und legt die Trauben um den Rand!
Vergangenheit, komm' aus dem Keller,
Du, Zukunft, von der Gartenwand!

Und ich ſo ſelig zwiſchen Beiden
Genieße meiner Gegenwart.
Dank für die alten lieben Freuden!
Glück auf zu dem, was meiner harrt!

Winter.

Legt ein großes Scheit zum Herde,
Daß mir's warm und munter werde!
Wenn das Feuer ſauſend klingt,
Mein' ich, daß der Winter ſingt.

Stimmen wir mit dieſen Flammen
Unſre Saiten denn zuſammen!
Einer pfeift auch draußen mit
Nach dem Takte, Schritt und Tritt.

Kennt ihr nicht den kleinen Pfeifer,
Unſern flinken Gaſſenläufer?
Wo ihr niederſetzt den Fuß,
Pfeift im Schnee der Muſikus.

Einen Wein hab' ich erkoren,
Der im Eise hat gefroren.
S... es Phlegma's kaltes Naß
Saft, es iſt erſtarrt im Faß!

Aber in der kalten Hülle
Glüht des Traubengeiſtes Fülle.
Brüder, ſchlagt die Rind' entzwei!
Macht die Feuerſeele frei! *)

Alſo laßt uns warm erhalten
Auch in winterlichen Falten
Unſer Herz und unſern Geiſt,
Wenn das Alter uns umeiſt!

Zweites Jahr.
1826.

Frühling.

„Ei, ei, wie ſchläfſt du, o Erde, ſo lang'?"
Geduld, ihr Kinder, und ſeid nicht bang'.
Je beſſer des Herbſtes Traube gedeiht,
Je länger ſchlaf' ich zur Winterzeit.

Es hatte des jüngſten Herbſtes Saft
So wunderbare geheime Kraft;

*) Dem Leſer wird dieſe Methode, Wein frieren zu laſſen, und den übrig gebliebenen Spiritus aus der Eisrinde im Faſſe abzuzapfen, wohl bekannt ſeyn.

Sie hält noch immer in Rauſch mich hier,
Und ich verſchlafe den Frühling ſchier.

„Steh auf, es iſt ja die höchſte Zeit:
Bedenke, daß ſonſt kein Wein gedeiht.
Die Reben weinen vor Angſt und Noth,
Daß ihnen ein ſolches Elend droht.“

Geduld, Geduld! Ich hebe mich ſchon.
Komm, Lenz, hilf auf mir, du lieber Sohn!
Und laß uns zuerſt nach den Reben gehn,
Ich kann ſie nicht länger weinen ſehn!

Sommer.

Wenn wir in den Keller gehn,
Kühlen Wein zu trinken,
Laßt die Sonn' es nur nicht ſehn,
Denn ſie wird euch winken.

Nehmt mich, winkt ſie, mit hinein,
Einen Krug zu leeren.
Brüder, weh' um unſern Wein,
Laßt ihr ſie gewähren!

Tauſend Strahlen oder mehr,
Durſtige Geſellen,
Rief ſie zu dem Weine her
Von den Waſſerquellen.

Seht doch, wie ſie lechzend hier
Vor dem Keller ſtehen,
Ach, ſie leerten draußen ſchier
Ganze Flüſſ' und Seen.

Schenke, laß ſie nicht herein
Dieſe wilden Zecher!
Sieh, wie mir ſo ſchnell der Wein
Schwindet aus dem Becher.

Glaube mir, es iſt ein Strahl,
Der durch eine Ritze
Sich in meinen Becher ſtahl
Mit der Zungenſpitze.

Herbſt.

In den Reben lieg' ich hier,
Grün und gelb umrankt,
Wo die ſchwere Traube mir
Um die Lippen wankt.

Netze ſie mit friſcher Koſt,
Herbſt, ich wittre was —
Haſt du denn noch keinen Moſt,
Alter Herr, im Faß?

Iſt es noch nicht Kelterzeit
In dem Garten hier?
Mach dich, Winzerin, bereit
Und komm her zu mir.

Traub' an Traube drängt ſich
Deinen Händchen zu,
Bittend: Ach, zerdrücke mich,
Schönes Mädchen du!

Gebe gern dir meinen Wein,
Wenn ich bluten muß.
Laß mich nicht zertreten ſeyn
Von des Winzers Fuß!

Mit den Trauben bitt' ich dich
Um den erſten Moſt.
Meine Lippen öffnen ſich
Deiner ſüßen Koſt.

Laß mich prüfen, wie man muß,
Dieſes Herbſtes Wein.
Erſter Moſt und erſter Kuß,
Was wird ſüßer ſeyn?

Winter.

Schenke, bringe mir hellen Wein,
Weil die Lüfte ſind dunkel,
Laß mich ſehn in des Bechers Schein
Sonnenlicht, Sternengefunkel!

Wolkenſchneider, du böſer Mann,
Thuſt du der Erd' es zu Leide,
Daß die Sonne du kleideſt an
Mit dem traurigen Kleide?

Aſchenfarben hängt es ihr
Ueber die Augen herunter.
Weil der Himmel nicht ſiehet nach dir,
Bruder, treib' es recht munter!

Und wenn morgen der Sonnenſchein
Wieder die Erde beleuchtet,
Und von heute die Trinkerlein
Findet noch ſelig befeuchtet:

Ach, wir beweinten die ganze Nacht
Unſre Sünden mit Schmerzen,
Das hat trüb' uns die Augen gemacht,
Aber erhellet die Herzen.

Der König von Hukapetapank.

Im Lande Hukapetapank
Ein großer König war,
Der ſich nach altem Brauch betrank
Einmal in jedem Jahr.
Und Keiner durfte trinken Wein
Im ganzen lieben Land,
So lange noch auf einem Bein
Derſelbe König ſtand.

Doch wann der Herr zu Boden ſank
Und fiel von ſeinem Thron,
Dann ging's in Hukapetapank
Wie beim verlor'nen Sohn.

Aus Topf und Teller tranken ſie,
Aus Hand und Hut zumal:
Es trank Herr, Frau, Knecht, Magd und Vieh
Im königlichen Saal.

Ein Jeder war des Königs Gaſt
So lang' der König ſchlief:
Geöffnet ſtanden im Palaſt
Die Speicher hoch und tief.
Der Bettler zechte Kronenwein,
Als flöſſ' er in dem Bach,
Und wähnt' ein König ſchon zu ſeyn:
Da ward der König wach.

O weh, nun war der Jubel aus,
War auch manch Faß noch voll.
Die Schergen traten in das Haus
Und ſchrieen: Seyd ihr toll?
Und wer da lag und ſaß und ſtand,
Betrunken oder nicht,
Der ward als Trunkenbold zuhand
Geſtellet vor Gericht.

So ging's in Hukapetapank,
So geht's wo anders auch;
Denn Schade wär' der Untergang
Von ſolchem guten Brauch.
Paßt auf nur, wenn die Majeſtät
Zuerſt die Augen reibt.
Wohl dem, der dann nach Hauſe geht,
Ein Narr, wer länger bleibt.

Des Trinkers Wunſch.

O hätt' ich von dem Storche
Den langen, engen Schlund,
Daß nicht mein Magen läge
So nah an meinem Mund!

Kaum fühl' ich ihn am Gaumen,
Den ſüßen Traubenſohn,
So iſt er mir hinunter
Im todten Bauche ſchon.

Drum, Storch, wenn ich mit Weine
Den Mund mir mache naß,
Beneid' ich deinem Halſe
Den langen, engen Paß.

Schad' um die lange Kehle
Für dich, du Waſſerſchwelg!
Und — für die kurze Kehle
Wie ſchad' um dieſen Kelch!

Göttlichkeit des Weines.

Die Segel wollen haben Wind,
Damit das Schifflein fahr' geſchwind;
Des Sängers Seele treibt der Wein
In's alte Paradies hinein.

Der Wein kennt keine Erdenzeit
In ſeiner gold'nen Ewigkeit;

Im Winter iſt er Lenz für mich,
Als Winter giebt im Lenz er ſich.

Der Wein trotzt jeder Erdenmacht
Und achtet keines Kaiſers Acht;
Den Kettenträger macht er frei
Und wirft den Dey in Sklaverei.

Die Liebe ſelbſt, die Alle zwingt,
Mit ihm noch um den Lorbeer ringt;
Er taucht ſie heut in matte Ruh'
Und gießt ihr morgen Feuer zu.

Ob uns des Himmels Hand auch ſchlug,
Er fürchtet nicht der Sünde Fluch,
Gießt in die Wunden Balſam ein
Und brennt ſie aus mit Reuepein.

Und leeren wir das letzte Glas,
So zeigt er uns im hellen Naß
Der Seele Segel ausgeſpannt
Zum Fluge nach dem neuen Land.

Der Muſikus.

Es war einmal ein Muſikus,
Im Trinken wohl erfahren,
Der hielt ſich einen Famulus
In ſeinen beſten Jahren,
Zum Dienſte nicht bei Spiel und Sang,
Zum Dienſte nur beim Becher.

Er schenkt ihm keinen schlechten Trank,
Dem ehrenwerthen Zecher.

Zwei Becher standen Tag und Nacht
Vor ihm gefüllt mit Weine.
Die Zeit ist schnell: hat er gedacht,
Darum vergeud' ich keine.
Und schenkt' ich einen Becher voll,
So lang' könnt' ich nicht trinken,
Hab' Acht, mein Kind, der zweite soll
Gefüllt daneben blinken.

Und wenn der Herr entschlafen war,
Der Zecher sonder Gleichen,
Der Knabe durft' ihm um kein Haar
Von seinem Dienste weichen.
Mit vollen Bechern stand er da
Vor seines Schläfers Bette,
Hielt sie dem Mund, der Na
Frug, ob er Durst nicht hätte.

Ei, ei, du guter Musikus,
Im Schlafe selbst zu dürsten!
Laß schlafen deinen Famulus —
Du schläfst ja wie zehn Fürsten. —
O nimmermehr, o nimmermehr!
Der Schlaf hat seine Plagen,
Ich träume stets, mein Glas sei leer,
Mein Faß entzweigeschlagen.

Und wacht' ich auf aus meinem Traum,
Und röche meine Nase
Nicht gleich des Weines süßen Schaum

Aus einem vollen Glaſe,
Was würd' aus mir in ſolcher Noth,
In ſolchen Finſterniſſen?
Todt fände mich das Morgenroth
Auf meines Lagers Kiſſen. —

Das war einmal ein Muſikus,
Im Trinken wohl erfahren!
O daß er nicht mehr leben muß
In unſern lieben Jahren!
Wir haben Lieder, haben Wein,
Und manche ſchöne Weiſe;
Er ſollte Bechterkönig ſeyn
In unſerm Tafelkreiſe.

Verſchiedene Weltanſicht.

Und ſteigſt du auf die Berge,
Sperrſt weit die Augen auf,
Was ſchauſt du von der Erde
Und von des Lebens Lauf?

Ein kleines, enges Stückchen
In fernem Nebeldunſt,
Wie ſcharf auch ſey dein Auge,
Wie klar auch ſey die Luft.

Das iſt ja kaum der Reiſe
In ſolcher Höhe werth —
Ich bleib' im Keller liegen,
Weil Steigen mich beſchwert.

Und weil ich nicht kann ſchauen,
So träum' ich bei dem Wein,
Bald, wie es iſt auf Erden,
Bald — wie es könnte ſeyn.

Die Vierundneunziger.

Das Jahr, das mich der Welt gegeben,
Es ſoll geprieſen ſeyn;
Geſegnet hat's die deutſchen Reben
Mit einem Nektarwein.

Und auch mein Monat ruhmt nicht minder
Der höchſten Ehren ſich;
Denn wir ſind beid' Oktoberkinder,
Der edle Wein und ich.

O Bruder, daß es mir gelänge,
Dir ähnlich ſtets zu ſeyn,
Und daß mein Lied zum Becher klänge
Wie du ſo ſtark und rein.

So möge nie ein falſcher Tropfen
Entweih'n dein ächtes Blut,
Und nie ein ungetreuer Pfropfen
Entkräften deinen Muth!

Dann kreiſen wir in ſchönem Bunde
Durch Deutſchlands Gauen fort,
Und ſegnen jede gute Runde
Mit gutem Wein und Wort.

Und geht es einst mit dir zur Neigen,
Und geht's zum letzten Zug,
Mit deinem Tode will ich schweigen,
Und folgen deinem Flug.

Was sich reimt.

Wer nicht lacht und singt bei'm Wein,
Dieser soll mein Freund nicht seyn.
Schenkt ihm, schenkt ihm Wasser ein!

Wasser ist zum Denken gut,
Spühlt den Kopf und kühlt das Blut.
Gebt dem Denker volle Fluth!

Ich will heute denken nicht,
Ob der Nacht folgt Morgenlicht,
Bis es durch die Laden bricht.

Will nicht denken an die Welt,
Ob sie gut, ob schlecht bestellt,
Wenn ihr Wein mir nur gefällt.

Will nicht denken an den Kopf,
Wo und wie an meinem Schopf
Hängen mag der edle Zopf.

Will nicht denken, welcher Fuß
Mich nach Hause tragen muß,
Laevus oder dexterus.

Denke nicht an mein Latein,
Ob's mag ciceronisch seyn,
Geht's nur in den Reim hinein.

Was sich reimt, das ist auch recht:
Darum reimt sich recht und schlecht
In Arminius Geschichte.

Darum reimt sich mein und dein
Ohne Zwist bei Lieb' und Wein,
Oder unter'm Leichenstein.

Darum reimt sich nimmermehr
Wein und Wasser, voll und leer,
Frohe Brüder und ein Bär.

Alte und neue Weisheit.

Ein griechischer Philosophus, —
Der stammte nicht von denen,
Die an der harten Weisheitsnuß
Gebissen mit ihren Zähnen, —
Hat einst gesagt, wenn guter Wein
Ist in den Kopf gestiegen,
Verständig scheine mir der zu seyn,
Daß jeder Kopf kann fliegen.

O Überklugheit unsrer Zeit!
Wer fragt noch nach den Köpfen!
Schwebst du in trunk'ner Seligkeit,
So spricht man von den Zöpfen.

Die Zöpfe zählet man an dir,
Die Köpfe läßt man fliegen:
Ach, alte Weisheit, bleib' mit mir
Im tiefen Keller liegen.

Neſtor.

Wißt ihr, was des Weines Kraft
In dem Menſchen wirkt und ſchafft?
Wißt ihr's nicht, ihr ſollt's erfahren
Aus den alten guten Jahren,
Wo der ſtarke Held, wie groß er iſt,
Seines Magens nicht vergißt*).

Ach, du gute alte Zeit
Biſt von uns nun himmelweit!
Wo die jungen Königinnen
Wuſchen ihres Hauſes Linnen**),
Und ein Kronprinz ohne Scham
Zu dem Schweinehirten kam***).

Damals lebt in Griechenland
König Neſtor, weit genannt,
Greiſeſter von allen Greiſen,
Weiſeſter von allen Weiſen;

*) Odyſſeus ſagt (Odyſſee, Geſang VII., Vers 215 f.):
Aber laßt mich genießen des Mahls, wie ſehr ich betrübt bin;
Nichts unbändiger doch, denn die Wuth des leidigen Magens,
Der an ſeinen Bedarf mit Gewalt jedweden erinnert ꝛc.
**) Nauſikaa, des Phäakenkönigs Tochter.
***) Telemachos zum Eumäos.

Und wenn er den Mund erſchloß,
Honig ſeiner Zung' entfloß*).

Wißt ihr wohl, woher das kam?
Wißt ihr wohl, woher er nahm
Dieſes Trio edler Gaben,
Die nicht alle Fürſten haben? —
Aus dem größten Feſtpokal
Trank er alle allzumal.

Dieſen ſeinen Feſtpokal
Leert er aus bei jedem Mahl.
Mancher mochte beſſer ſchlagen
Aber Keiner konnte tragen
Den zum Munde, ſo wie er,
Keiner ihn auch trinken leer**).

Und als er gen Troja fuhr,
Dacht' er an den Becher nur,
Dacht: Auch drüben giebt es Waffen,
Aber ſolchen Becher ſchaffen
Kann mir nicht ganz Aſia
Sammt der ſchönen Helena.

*) S. Ilias, Geſang I., Vers 248 f.:
Neſtor mit holdem Geſpräch, der tönende Redner von Pylos,
Dem von der Zung' ein Laut wie des Honigs Süße daherfloß, ꝛc.

**) S. Ilias, Geſang XI., Vers 631 f.:
— Ein ſtattlicher Reich, den der Greis mitbrachte von Pylos,
Den rings goldene Buckeln umſchimmerten; aber der Henkel
Waren vier, und umher zwo picketnde Tauben an jedem,
Schön aus Golde geformt; zwei waren auch unten der Boden.
Mühſam hob ein Andrer den ſchweren Reich von der Tafel.
War er voll; doch Neſtor, der Greis, erhob unermüdet ihn.

Solche Waffen lob' ich mir!
Peleus Sohn, was frommten dir
Deine großen Spieß' und Schwerter?
Neſtors Becher halt' ich werther:
Große Waffen machen todt,
Große Becher halten roth.

Wißt ihr, was des Weines Kraft
In dem Menſchen wirkt und ſchafft?
Jetzo habt ihr es erfahren
Aus den alten guten Jahren,
Wo der Held, wie groß er iſt,
Seines Magens nicht vergißt.

Die freie Elbe.

Trinklied für Anhaltiner.

Heil, Heil dir, Heil zum Gruß,
Du freier deutſcher Fluß!
Nun ſtröme ſtolz und froh daher:
Kein Sklavenband umſchlingt dich mehr.
Alle Zölle ſind zerbrochen,
Alle Mauthen ſind durchſtochen,
Mit des Frühlings erſtem Wehen
Strömſt du von den Rieſenhöhen
Frei hinab in's freie Meer —
Wer ſo frei, wie du doch wär!

Heil, Heil dem freien Wein,
Den du uns führſt herein

Von deines Meeres Stapelſtrand
In unſer liebes Vaterland!
Keines fremden Herrſchers Lippen
Dürfen mir den Wein benippen,
Keine Zöllner ihn belecken,
Soll er meinem Gaumen ſchmecken.
Heil! Er glänzt ſo hell und rein —
Heil dir! Heil dir, freier Wein!

Mit Dank ſey auch gedacht
Des Fürſten, der's vollbracht,
Daß frei der Elbe Strom uns fließt,
Und frei für uns die Rebe ſprießt!
Laßt uns unſre Becher heben
Voll vom Saft der beſten Reben —
Auf das Wohl von unſerm Fürſten!
Ewig, ewig müſſe dürſten,
Wer darauf Beſcheid nicht giebt,
Wer nicht ſeinen Fürſten liebt! —

Rauſch' hin, du freier Fluß!
Rauſch' hin, mein freier Gruß!
Zur Freiheit iſt die Erd' erwacht,
Und hell und blau der Himmel lacht.
Wogen, brauſt in freier Wonne! —
Nur verſchonet unſre Tonne.
Eure Freiheit bleib' in Ehren,
Doch dieß müſſen wir verwehren,
Daß ihr miſcht in unſern Wein
Euer freies Waſſer ein!

Hänschen und ſein Herr.

Geſellſchaftslied zu Goethe's Geburtstag. *)
1827.

Jüngſt als Hänschen Gäſte lud
Mir zu meinem Tiſche,
Und umſonſt ſich müde lief,
Taß er wen erwiſche,
Einen nur nach meinem Sinn,
Hänschen laß dich fragen:
Klopfteſt du denn hier nicht an,
Meinen Gruß zu ſagen?

Nein, du lieſſt gewiß vorbei
An dem vollen Hauſe,
Suchteſt einen Dichter mir
In der engen Klauſe,
Der an ſeiner Feder ſich
Satt und ſelig knaut:
Hänschen haſt nach Gäſten ſchlecht
Hier dich umgeſchaut.

Dichter wollt' ich froh vereint
Um die Tafel ſehen,
Die ohn' ihre Leier auch
Gern zu Gaſte gehen,

*) Dieſes Gedicht verdankt ſeine Entſtehung einer Preisaufgabe der Berliner „Geſellſchaft für ſchöne Literatur" (der ehemaligen literariſchen Mittwochs-Geſellſchaft). Grundſatz iſt in dieſer Geſellſchaft, daß niemals Arbeiten der Mitglieder, ſondern nur fremde Arbeiten vorgeleſen werden; doch finden bei außerordentlichen Gelegenheiten Ausnahmen ſtatt. Die Beziehungen auf Goethe's Lied „Ohne Taſel" bedürfen wohl keiner Erklärung.

Wo ſie fremde Lieder nur
Und kein eigned hören.
Hänschen, ſieh, da ſitzen ſie,
Wie wir ſie begehren.

„Hänschen, ja, da ſitzen wir,
Hätten's angenommen,
Wäreſt du mit deinem Gruß
Früher nur gekommen,
Sieh, wir haben ſelber hier
Vögel, Wild und Fiſche:
Hänschen, lad' uns deinen Herrn
Her zu unſerm Tiſche.

Hänschen, bleib! da ſitzt er ja
Schon in unſrer Mitte.
Freuen zwei am Schönen ſich,
Iſt er ſtets der Dritte,
Und ſo hell ein Becher klingt,
Rechtes ächt zu ehren,
Hänschen, tief in ſeiner Bruſt
Wird dein Herr es hören."

Der Birkenhain bei Endermay.

Der Frühlingshauch, der Morgenſchein,
Ruft zum Geſang die Vögelein,
Und wenn es ſingt auf jedem Zweig,
Wird jede Bruſt ſo liebereich.
Jetzt Liebchen laß uns werden klug,
Und denken an der Stunden Flug.

Und jeden Tag der Liebe weihn
Bei Endermay im Birkenhain.

Bald kommt der Winter von dem Jahr,
Bald ach! der Lebenswinter gar,
Auch deiner Jugend Blüthe fällt
Wie alle Blumen auf der Welt:
Dann geht die Luſt zum Scherzen aus,
Die Flügelſänger ziehn nach Haus,
Dann wird's zu ſpät zur Liebe ſeyn;
Ade du ſchöner Birkenhain!

Sieh rund umher, durch Berg und Thal,
Die Herden ziehn mit Glockenſchall;
Da hüpft und ſpringt mit munterm Sinn
Das Lämmlein um die Mutter hin,
Die emſ'ge Biene ſummt und ſchwirrt,
Laß Liebchen uns auch ſtimmen ein
Bei Endermay im Birkenhain!

Horch, Liebchen! wie der Waſſerfall
Zur Liebe ruft mit lautem Schall,
Die Woge ſpielt im Silberſchein,
Und blanke Fiſchlein ſpringen drein,
Die Sonne prangt im Herrſcherglanz;
Umkreiſ't von der Planeten Tanz;
Laß uns mit ihnen luſtig ſeyn
Bei Endermay im Birkenhain!

Sehnſucht nach Italien.

Wenn ich ſeh' ein Vöglein fliegen,
Wenn ich ſeh' ein Schifflein fahren,
Wird die Bruſt mir ſelig weit:
Herz, mein Herz, bleib ſtille liegen,
Wollen unſre Segel ſparen
Zu der jungen Maienzeit.

Wenn ſie aus der dumpfen Halle
Die Orangenbäume tragen
An das warme Sonnenlicht,
Will mit Duft und Glanz und Schalle
Unſre Lieb' uns wieder fragen:
Kommt ihr dieſen Sommer nicht?

Herrin, die ich ſinnig meine,
Sieh, ich führ' auf meinem Hute
Immergrün Cypreſſenreis!
Herrin, die ich fern beweine,
Sieh, ich heg' in meinem Muthe
Sehnſucht, unerlöſchlich heiß!

Wieder Sehen, wieder Meiden,
Heißt das Loos, um das ich weine,
Selige Heſperia!
Und du ſtehſt bei Luſt und Leiden
In dem ewig hellen Scheine
Deiner Blüthenſterne da!

Als ein Pilger will ich ziehen
Mit der blanken Muſchelſchaale

Durch der Alpen Eis und Schnee,
Will zur Erde niederknieen,
Wo die erſte Blum' im Thale
Fragt nach meinem ſüßen Weh.

Oeffnet mir die Waldkapelle,
Daß ich Stab und Muſchel weiſe
An dem heiligen Altar.
Die Cypreſſe an der Schwelle
Kennt mich noch an einem Reiſe,
Das ich trag' in meinem Haar.

Die Inſel.

Es ſchwankt ein Kahn am Ufer hin,
Mein Herz wiegt träumend ſich darin,
Und weht ein Morgenwind daher,
So ſeufzt es: Daß ich drüben wär',
Drüben auf der Inſel!

Ach, feſt gebunden an den Strand,
Vergeſſen gern wir unſern Stand,
Und ſchwanken wir im Wellenſpiel,
So denken wir, es geh' zum Ziel
Nach der Inſel drüben.

Und wenn die Fluthen ſich gelegt,
Und wenn kein Hauch die Segel regt,
Dann horch' ich auf ſo angſt und bang,
Dann tönt herüber Glockenklang
Von der Inſel drüben.

Dann ſink' ich nieder auf die Knie,
Und bet' und denk', jetzt betet ſie:
Schwingt ſich mein Herz zu Gott empor,
Mein' ich, wir ſängen beid' im Chor
Drüben auf der Inſel.

Abend.

Die Trommeln wirbeln, die Pfeifen klingen,
Sie woll'n die Soldaten zu Bette bringen;
Wir aber, wir Burſchen, in langen Reih'n
Zieh'n durch die Straßen aus und ein.
Ei, Abend, wie biſt du ſo ſchön!
Die Nebel rauchen auf den Höh'n,
Die Sternlein von dem Himmel blitzen,
Die Mägdlein vor den Thüren ſitzen,
Und Mancher ſtiehlt ſich aus dem Zug,
Denkt, Zwei und Zwei iſt auch genug.

Ich grüße dich, mein Abendſtern,
Mein holdes Mägdlein in der Fern'!
Mir iſt's, wenn ich gen Himmel ſeh',
Als ob mein Auge droben ſteh' —
Du ſchau'ſt wohl eben auch hinein,
Und denkſt an mich, das wird es ſeyn.
Ade, ihr Freunde, gute Nacht!
Mein Liebchen winkt, ich folg' ihm ſacht.

Liebchen überall.

Ich hab' ein Liebchen an dem Rhein,
Ein Liebchen an der Spree,
Ein drittes in dem Schweizerland,
Ein viertes auf der See.

Und wo ich geh' und wo ich ſteh'
In Schloß und Stadt und Feld,
Da ſind' ich auch ein Liebchen gleich,
Das ſchönſte von der Welt.

Und wollt' ihr wiſſen meine Kunſt,
Ihr lieben Wandersleut',
Heran, heran, und hört mir zu,
Ihr lernt's in kurzer Zeit.

Ich trag' allweg im Herzen mein
Mein Liebchen durch die Welt;
Da ſind' ich eins, da hab' ich eins
In Schloß und Stadt und Feld.

Willkommen! Liebchen an dem Rhein!
Wie weit iſt's bis zur See?
Ade, mein Lieb im Schweizerland!
Das Scheiden thut nicht weh.

Rückkehr.

Biſt du im Thal geboren,
So zieh' nicht nach den Höh'n!
Haſt Lieb' einmal gekoſtet,
Wirſt nimmer ihr entgehn.

Der Wolf hat mir zerriſſen
Ein Lamm am hellen Tag —
Ich ging am Rand des Berges
Den Liebesträumen nach.

Ich ſchaute nach dem Thale
Nach meines Mädchens Haus:
Sie trieb die kleine Herde
Mit Glockenklang hinaus.

Da ſtürzt' ein zweites Lämmchen
Vor mir in eine Kluft.
Wär's Lämmchen nicht geweſen,
So läg' ich in der Gruft.

Der Sturm hat mir entführet
Mein langes, grünes Band,
Es iſt hinab geflogen
Wohl in das tiefe Land.

Nun hüpft und ſpringt, ihr Herden!
Wir ziehen hinterdrein,
Wir ziehn hinab zum Thale,
Wo keine Wölfe ſchrein.

Ach, wär' das Band geflogen
Auf meines Mädchens Bruſt
Und hätt' ſich feſt geſchlungen —
Fahr' hin, du freie Luft!

Hoffnungslose Liebe.

Den Menſchen kann ich es nicht ſagen —
Sie lachten wohl bei meiner Noth;
Dem Himmel darf ich es nicht klagen —
Ich liebe gegen ſein Gebot.

Ich will es kaum mir ſelbſt geſtehen,
Woran die Seele mir erkrankt,
Ich wage ſie nicht anzuſehen,
Nach der mein ganzes Leben langt.

Und wenn in nie gedachten Träumen
Ein ſüßer Odem mich umweht,
Und in des Wundermeeres Schäumen
Die Erdenkugel untergeht:

Auch dann noch fühl' ich dieſes Bangen,
Und meine Furcht ſchläft nimmer ein:
Den Traum verſcheuchet das Verlangen,
Daß es ein Traum nur möchte ſeyn!

Abendlied.

Eia, was iſt doch der Abend ſo ſchön!
Wenn von dem Himmel die Sternlein blitzen,
Wenn vor den Thüren die Mägdlein ſitzen,
Und wir Burſche vorüber gehn.

Eia, was iſt doch der Abend ſo kühl!
Wenn in die Brunnen die Eimer ſich tauchen,
Wenn auf den Bächlein die Nebel rauchen,
Blumlein ſich bergen in's grünende Pfühl.

Eia, was iſt doch der Abend ſo ſtill!
Liebchen, am Fenſterlein ſteh' ich zu lauſchen,
Hör' ich ein Schreiten, ein Flüſtern, ein Rauſchen,
Hör' ich, was Liebes nur hören ich will.

Eia popeia, mein Kindchen, gut Nacht!
Hör' ich kein Schreiten, kein Rauſchen, kein Flüſtern,
Hör' ich nur leiſe dein Lämpchen noch kniſtern —
Kniſtre, du Lämpchen, bis Liebchen erwacht!

Eia, ihr Träume, und wecket ſie nicht!
Rings um das Flämmchen die Mücken ſchwirren,
Und meine bangen Gedanken irren
Scheu um ein ſeliges, ſchlummerndes Licht.

Die Jäger.

Huſſah! Huſſah, zur Jagd!
Wir ſuchen im grünen Horſte,
Wir jagen im freien Forſte
Das ſtolze, luſtige Wild;
Wir fliegen durch friſche Lüfte,
Wir trinken des Waldes Düfte,
Und das Herz im Buſen, es ſchwillt.

Huſſah! Huſſah, zur Jagd!
Wir jagen doch Alle auf Erden,
Und alle wir Jäger, wir werden
Gejagt in die Gruben hinein;
Es jagen die Jungen, die Alten,
Sie jagen nach Nebelgeſtalten,
Und fangen ſich Sorgen und Pein.

Huſſah! Huſſah, zur Jagd!
Es jaget der Knabe nach Liebe,
Er jaget mit ſeligem Triebe;
Und fängt er das luſtige Wild,
So ſieht er, er hat ſich betrogen,
Es hat ſeine Augen belogen
Von ferne das gaukelnde Bild.

Huſſah! Huſſah, zur Jagd!
Die Männer, ſie jagen nach Ehren,
Sie jagen mit ſcharfen Gewehren,
Sie zielen und treffen den Stern;
Doch über ihm leuchten noch immer
Viel Sterne mit hellerem Schimmer —
Wer hätte den hellſten nicht gern?

Huſſah! Huſſah, zur Jagd!
Der Alte, er jaget auf Schätze,
Und ob ihm zerreißen die Netze,
Sie ſind ihm doch immer zu leer.
Und hinter ihm kommen gezogen
Viel Jäger mit Spießen und Bogen,
Der Erden ſchnellfüßiges Heer.

Huſſah! Huſſah, zur Jagd!
Doch ſchneller und kluger, als Alle,
Mit heulendem Hornerſchalle
Jagt Einer die Jäger der Welt.
Er ſchießt nach den Greiſen und Kindern,
Er ſchießt nach den Frommen und Sündern,
Der knöcherne, klappernde Held.

Huſſah! Huſſah, zur Jagd!
Wir haben den Hirſch gefangen,

Wir letzen unſer Verlangen
In ſeinem ſchäumenden Schweiß.
Die Jäger alle, die jagen,
Sie alle, ſie alle wir fragen,
Wer edlere Beute wohl weiß?

Huſſah! Huſſah, zur Jagd!
Sie hat uns mit nichten betrogen,
Iſt nicht in die Lüfte zerflogen,
Wir haben ſie ſicher gefaßt;
Wir führen ſie jubelnd nach Hauſe,
Wir freuen uns ihrer im Schmauſe,
Und laden Dianen zu Gaſt.

Geiſtliche Lieder.

Sonntag.

Helle Morgenglocken klingen,
Gottes Haus iſt aufgethan:
Laßt uns mit Gebet und Singen
Seiner Gnadenpforte nah'n.

Auf ihr Schwachen, auf ihr Armen!
Kraft und Reichthum iſt bereit.
Auf, in Wonne zu erwarmen,
Herz voll ſtarrer Traurigkeit!

Aber noch gar andre Glocken
Hör' ich läuten hell und klar,
Ein unwiderſtehlich Locken
Hebt die Seele liebeshaar.

Aus den blauen Himmelsfernen
Tönt die ſüße Muſika,
Engel rufen von den Sternen:
Vater unſer, wir ſind da.

Haben Alles heimgelaſſen
Erdenluſt und Erdenweh,
Erdenlieben, Erdenhaſſen,
Nimm uns ein zur Himmelshöh'!

Laß uns unſre Blicke weiden
Herr, an Deinem Angeſicht,
Daß in ihren Truggeſchmeiden
Welt uns reize fürder nicht.

Mittler, laß die Händ' uns drücken
Tief in Deine Wunden ein,
Daß wir ſie mit Werken ſchmücken,
Die Dir wohlgefällig ſeyn.

Geiſt der Wahrheit, uns umwehe
Mit den weißen Flügeln Dein,
Daß der Klugen Wahn zergehe,
Nebeldunſt vor Deinem Schein!

Hört ihr dieſe Glocken klingen?
Gottes Herz iſt aufgethan:
Laßt uns mit Gebet und Singen
Seinem Gnadenborne nah'n!

Wer viel geliebt im Leben,
Dem ſoll ja viel vergeben
Im Himmelreiche ſeyn.

Weihnachten.

Unſer Gott iſt Kind geworden,
Auf, ihr Kindlein aller Orten,
Tretet an die Wiege ſein!
All' ihr Alten dieſer Erden,
Müſſet neu zu Kindern werden,
Soll das Kind euch freundlich ſeyn.

Leget ab die Eiſenröcke,
Leget ab die goldnen Röcke,
Wollt ihr zu dem Kindlein gehn;
Leget ab die weiſen Falten,
Die um eure Stirnen walten,
Wird das Kind euch gerne ſehn.

Laſſet Zorn und Hader fahren,
Feind mit Feind ſich freundlich paaren,
Ausgeſtrichen alle Schuld!
Wird ja Gott zu einem Kinde,
Will vergeben alle Sünde,
Recht in ſüßer Kindeshuld

Legt auch ab das Glanzgeſchmeide,
Kleidet euch mit weißem Kleide,
Wie's den Kindern wohlgefällt;
Dazu woll'n wir Blumen pflücken,
Unſer Haupt damit zu ſchmücken,
Kleine Blumen aus dem Feld.

Mutter, laß dein Kind uns ſehen!
Auch drei Kön'ge draußen ſtehen,
Kommen her aus fernem Land.
Heb' die Decke von der Wiege,
Daß es offen vor uns liege,
Das vielholde Liederpfand!

Heimkehr.

Thu auf die Pforte Deine,
Du Liebſter, den ich meine,
Ein Sünder klopfet an.
Laß mich nicht lange ſtehen,
Bin müd' vom weiten Gehen,
Daß ich nicht weiter kann!

Wie brennen mir im Herzen
Die heißen Reuſchmerzen!
Geuß deinen Balſam ein!
Die Sünden dieſer Erden
Zu Liebesflammen werden
Schier in den Armen Dein.

Wohl hatt' ich Dein vergeſſen,
Wohl hatt' ich gar vermeſſen
Gelebt nach eignem Rath:
Da hab' ich bald verſpüret,
Wohin am Ende führet
Des Menſchenwahnes Pfad.

Ermüdet von den Freuden,
Zerſchlagen von den Leiden,
Der Buſen leer und voll,
Im fernen fremden Lande
Mein Schiff zerſchellt am Strande,
Da Deine Stimme ſcholl:

Erhebe dich arme Seele,
Was auch dich Alles quäle,

Mir iſt es wohl bewußt:
Ich will dir gerne geben,
Was du umſonſt vom Leben
Gehaſcht in eitler Luſt.

Wer dort will Roſen pflücken,
Der muß in's Herz ſich drücken
Der ſpitzen Dorne viel,
Aus meiner Dornenkrone
Da blüht dem Erdenſohne
Das ſüße Lebensziel.

So laß zur Pforte Deine,
Du Liebſter, den ich meine,
Den armen Sünder ein!

Romanzen.

Die Sage vom Frankenberger See bei Aachen.

I.

Zu Aachen in der Kaiſerburg
Da ſitzt der Frankenheld:
Die Kron' er trägt auf ſeinem Haupt,
Sein Lieb im Arm er hält.

Er legt die Kron' ihr in den Schooß,
Er gürtet ab ſein Schwert:
„Mein liebes Lieb, du biſt mir mehr
Als Macht und Reichthum werth!“

Das Fräulein ſpricht: „Ich glaub' es wohl,
Gibt ihr mir deß ein Pfand,
Am liebſten aber wäre mir
Der Ring von eurer Hand.“

Flugs ſteckt der Karl den Ring ihr an,
Von Steinen ſchwarz und roth:
„Dein geb' ich mich, du liebes Lieb,
Im Leben und im Tod!“

II.

Zu Aachen in der Kaiſerburg
Da weint der Frankenheld:
Die allerliebſte Buhle ſein
Iſt gangen aus der Welt.

Er ſetzet ſeine goldne Kron'
Ihr auf das ſtarre Haupt:
„Begrabt mir auch die Krone gleich!
Mein Reich iſt ja geraubt.“

Da naht ein ſchwarzer Männerzug
Mit Hacken und Geſang:
Sie wollen mit dem Fräulein geh'n
Den allerletzten Gang.

Und wie der Karl die Schaar erblickt,
Da rafft er ſich empor,
Und ſtellt ſich mit gezücktem Schwert
Der Todtenbahre vor.

Die Linke ſchlägt er um den Leib
Des kalten Magdlein
Und ruft hinaus in wildem Zorn:
„Wer will der Erſte ſeyn?“

Und herzt und küßt das bleiche Bild,
Als wär's noch roſenroth:
„Dein geh' ich mich, du liebes Lieb,
Im Leben und im Tod!

„Doch mein ſchwarzrothes Ringelein
Iſt nicht an deiner Hand!
Es wird doch nicht verloren ſeyn,
Das heil'ge Liebespfand?“

III.

In Köllen in dem Dome
Da kniet ein Gottesmann:
„Herr, leih' uns unſern Kaiſer
Aus ſeinem Liebesbann!“

Der Biſchof hat gebetet,
Da iſt ſein Sinn erhellt;
Und flugs wird eine Reiſe
Zur Kaiſerburg beſtellt.

Dort ſitzt der Karl noch immer
Am Sarg der lieben Maid,
Und nähret von ſeinen Lippen
Sein blaſſes Herzeleid.

Da tritt zur Totenhalle
Der fromme Biſchof ein:
„Mein Herr, du ſollſt geheilet
Von deiner Liebe ſeyn.

„Haſt einſt der Maid gegeben
Ein Ringlein, ſchwarz und rauh;
Treu hält ſie dich gebunden
Im Leben und im Tod.

„Und als ſie kam zu ſterben,
Wohl in der letzten Stund',
Da hat ſie ſtill verborgen
Den Ring in ihrem Mund.

„Und ſoll die Ruhe werden
Im Leben und im Tod,
Muß jetzt ich von ihr nehmen
Das Ringlein ſchwarz und rauh.

„Und will es gleich verſenken
Hier in dem tiefſten See,
Daß dir von ſeinem Zauber
Kein Unheil mehr geſcheh'!"

Schnell iſt das Wort geſprochen,
Schnell iſt die That vollbracht;
Da winkt der alte Kaiſer:
„Begrabt mir nun die Magd!"

IV.

Bei Aachen an der Kaiſerſtadt
Da liegt ein grüner See.
Wer iſt es, den ich früh und ſpat
Dort einſam wandeln ſeh'?

Deß geb' ich dir die Kunde gern:
Das iſt der Frankenheld,
Der hat am See ein Schloß erbaut
Und ſich zum Haus beſtellt.

Und nun iſt an dem grünen See
Sein allerliebſter Gang.
Oft ſchaut er da mit naſſem Blick
Hinein wol Tage lang.

Auch ſoll in ſeinem Teſtament
Alſo geſchrieben ſeyn:
Verſenket in den grünen See
Dereinſt die Hülle mein!

Da[illegible] von dem Grund zu ſolchem Thun
Iſt mir nur dies bekannt;
Den Kaiſer bannt an dieſen See
Ein mächtig Liebespfand.

Der blaue Mondenſchein.

Ach Söhnchen, liebes Söhnchen,
Was ſuchſt du nur immer allein?
Du wirſt dich ſchier verirren
Im trüglichen Mondenſchein.

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Ich bitt' euch, laßt mich ſeyn,
Ich werde mich nimmer verirren
Im treuen Mondenſchein.“

Ach Söhnchen, liebes Söhnchen,
Wie ſind deine Wangen ſo blaß,
Du wirſt dich ſchier verkälten
Im thauigen Wieſengras.

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Das mach' euch keinen Harm:
Wollt nur auf's Herz mir fühlen,
Bin viel, ach viel zu warm.“

Ach Söhnchen, liebes Söhnchen,
Du treibſt mit mir wohl Scherz?
Dir wären Puppen und Stecken
Viel beſſer als ein Herz.

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Wollt doch nur über euch ſehn:
Die Augen, die blauen, da droben,
Wie leuchten ſie heute ſo ſchön!“

Ach Söhnchen, liebes Söhnchen,
Laß ſolche Rede ſeyn:
Ich ſehe doch nur den Himmel
Und d'rin den Mondenſchein.

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Ihr müßt geblendet ſeyn,
Die Augen, die blauen, ſie ſtehen
Ja mitten im Monde drein.

„Sie ſchauen ſo ſehnlich hernieder,
Sie blinken und winken mir zu,
Ach Mutter, könnt' ich doch fliegen!
Hier hab' ich keine Ruh'.“

Ach Söhnchen, armes Söhnchen,
Welch böſer Narrenwahn!
Dir hat eine arge Hexe
Ein Leides angethan.

Komm, laß uns gehen nach Hauſe,
Und ſtell dein Aeugeln ein:
Es ſind keine guten Geiſter
Die ſchweben im Mondenſchein.

Sie faßt den Knaben am Arme
Und zieht ihn fort und fort,
Da hilft kein Sträuben, kein Weinen,
Kein gutes, kein böſes Wort,

Sie führt ihn in die Kammer,
Sie schließt die Laden zu:
Mein Söhnchen, hier lege dich nieder,
Und schlaf' in guter Ruh!

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Nie hab' ich Ruhe hier,
Die Augen, die blauen, sie scheinen
Ja hell durch Wand und Thür."

Der Knabe legt sich nieder
Und drückt die Aeuglein zu,
Die Mutter weint und betet:
Gott geb' ihm sanfte Ruh! —

Und als der Morgen dämmert,
Da liegt der Knabe todt,
Die Aeuglein stehn ihm offen,
Sein Mund ist rosenroth.

Und durch die Kammer flimmert
Ein wunderlicher Schein,
Es ist keine Morgenröthe,
Kann auch der Mond nicht seyn.

Er schillert hell und trübe
In himmelblauem Licht,
Er kränzt mit Strahlenblumen
Des Kindleins Angesicht.

Und die den Schimmer sahen
Beklagen den Knaben nicht mehr,
Und der dies Lied gesungen,
Dem ward es gar nicht schwer.

Der Todtgeſagte.

Ich ſehe ein Mägdlein vorübergehn:
Die Augen hab' ich ſchon einmal geſehn!
Da klingt ihre Stimme mir hell in's Ohr:
Die Stimme kömmt ſo bekannt mir vor!
Gott grüße Euch, mein feines Kind,
Sagt an, wer Eure Aeltern ſind.
„Ich bin nicht mehr ein feines Kind,
Meine Aeltern ſchon lange geſtorben ſind."
So ſeyd Ihr dann eine feine Magd:
Feine Magd, mir Euren Namen ſagt!
„Ich hab' keinen Namen, ich hab' einen Mann,
Doch nimmer und nimmer ihn lieben kann."
Feine Frau, Ihr thut mir im Herzen leid:
Warum habt Ihr den garſtigen Mann gefreit?
„Mein Schatz iſt zogen in's Feld hinaus
Und hat ſich geſtuckt einen blutigen Strauß."
Wer war Eu'r Schatz, der wackre Held?
Ich kannte viel Männer im blutigen Feld.
„Er ſchaute zu Eurem Fenſter heraus,
„Ich wohnte da drüben im rothen Haus."
Verruhet, verruhet, Du armſte der Frau'n!
Ich kann Dir nicht länger in's Auge ſchau'n.
O wär' ich doch nimmer gezogen hinaus!
O hätt' ich geſtuckt einen blutigen Strauß!
Und Du, was verbargſt Du Dein liebendes Herz?
Nun haben wir Beide den bittern Schmerz.

Die Schärpe.

Es war eine Königstochter,
Blauäugig, lilienſchlank,
Die ſpann eine ſilberne Schärpe
Viel Sommermonde lang.

Sie ſaß auf hohem Stuhle
Vor ihres Schloſſes Thür,
Im hellen Mondenſcheine,
Und webte für und für.

Da zogen viele Ritter
Alltäglich aus und ein,
Und Jeder dachte im Herzen:
Wem wird die Schärpe ſeyn?

Sie ſah nicht auf vom Werke,
Hielt keiner Frage Stand;
Sie flocht ihren Namen
Schwarz in das weiße Band.

Da kam ein Sturm geflogen
Hoch von den Bergen her,
Und riß vom leichten Rahmen
Die Schärpe fort in's Meer.

Die Magd ſah unbetroffen,
Als müßt' es alſo ſeyn,
Stand auf von ihrem Seſſel
Und ging zur Kammer ein.

Sie zog aus ihrer Lade
Ein ſchwarzes Trauerkleid —
Wer trug um eine Schärpe
Wohl je ſo ſchweres Leid?

Drei Tage und drei Nächte
Sie ſaß in dunkler Tracht:
Da tönt das Horn des Wächters
Wohl in der dritten Nacht.

Ein Bote hält am Thore,
Trägt ferne Kunde her:
Geſcheitert ſchwimmt die Flotte
Des Königs auf dem Meer.

Und an das Ufer warfen
Die Wogen mit der Fluth
Viel edle Heldenleichen,
Viel reiches Heldengut.

Es ſtand die Königstochter
An ihrem Fenſterlein:
„Sag', Bote, was flattert am Arme
So hell dir im Mondenſchein?"

Es iſt eine ſilberne Schärpe,
Die bring' ich her vom Strand,
Da wand ich einem Ritter
Sie aus der ſtarken Hand.

„Deß thätſt du dich nicht rühmen,
Wenn der am Leben wär':
Geh, trag' ihm deine Beute
Zurück zum blauen Meer."

„Und wenn ihr ihn begrabet,
Legt auch die Schärpe bei,
Und neben ſeinem Lager
Laßt eine Stelle frei.“

Die dürre Linde.

„Bis unter den grünen Lindenbaum
Herzliebſte, geh' mit mir!
Und wenn er junge Blätter treibt
Kehr' ich zurück zu dir!“

Sie reichten beide Hände ſich,
Sie reichten ſich den Mund;
Er weinte ſich die Augen roth,
Sie weint ihr Herze wund.

Und er ſchritt in den Wald hinein,
Sie ſchlich von Baum zu Baum,
Und lehnte ſich an jeden Stamm,
Und dacht', es wär' ein Traum.

Da brauſt der Sturm, da ſauſt der Wind,
Da fallen die Blätter ab,
Und unter der grünen Linde lag's
Hoch, wie ein neues Grab.

Der Winterſturm zerweht es nicht,
Es kommen die Waſſer und geh'n,
Und unter der Linde das hohe Grab,
Das müſſen ſie laſſen ſteh'n.

Und junge Blätter treibt der Wald —
Und grünt die Linde nicht? —
Das Mägdlein in den Garten geht
Und Maienblumen bricht.

„Dort von dem grünen Lindenbaum
Da fielen die Blätter ab,
Dort unter dem dürren Lindenbaum
Da liegt ein hohes Grab."

„Komm, Schwester, hilf mir Blumen ſtreu'n,
Ich weiß, wem's Grab gehört.
Die edle Treue darinnen liegt,
Iſt ſchöner Blumen werth."

„Und wenn mein Herz im Lenze bricht,
Legt mich in dieſes Grab,
Dann treibt die Linde friſches Laub,
Das wehen die Winde nicht ab.

Die Königin und der Schäferknabe.

Sie ſaß auf ihrem hohen Throne,
Den Zepter in der weißen Hand,
Auf ihrem Haupt die goldne Krone,
Die Königin von Morgenland.

Der Schäferknabe kam gegangen
Mit ſeiner Herde wohlgemuth;
Er ſah und ſah den Thron nicht prangen,
Er ſahe nicht des Goldes Gluth.

Er ſah zwei himmelblaue Sterne
Und eine lilienweiße Hand;
Die Herde trieb er in die Ferne
Aus ſeinem ſchönen Vaterland.

Die Königin ſchickt ihre Frauen
Nach dem verirrten Schäfer aus:
Sie ſuchen über Berg' und Auen
Und finden manchen welken Strauß.

Und an des Abendmeeres Strande,
Da weidet ſeiner Lämmer Schaar;
Der treue Hund liegt in dem Sande
Und ſpielt mit einem blonden Haar.

Erſte Liebe.

Die Liebe zog vorüber,
Der Knabe ſaß am Quell,
Wie leuchten die blauen Blumen
Am Ufer ſo wunderhell.

Die Liebe zog vorüber,
Dem Knaben ward ſo ſtill,
Er fragt nicht, was ihm fehle,
Er weiß nicht, was er will.

Die Liebe zog vorüber,
Ein Blümlein ihr entfiel:
Er ſchlug die Augen nieder
Und ſah in's Wellenſpiel.

Die Liebe zog vorüber,
Dem Knaben war's ein Traum;
Ihr Kleid rauſcht über die Wieſe
Mit flimmerndem, duftigen Saum.

Die Liebe zog vorüber,
Da ſchlug er die Augen auf.
Nun iſt ſie über dem Waſſer,
Schwebt hoch in die Berge hinauf!

Und ziehſt du wieder vorüber,
O Liebe, am rieſelnden Quell,
So will ich dir blicken in's Auge,
Will faſſen dich Flüchtige ſchnell.

Des Kindes Traum.

Die Lampe glimmt in ſtiller Nacht,
Das Kindlein ſchläft, die Mutter wacht,
Und durch das Fenſter bebt der Schein
Der Mondenſichel bleich herein.

Das Kindlein träumt, die Mutter ſinnt,
Das Fenſter flirrt von jedem Wind,
Die Lampe flackert hin und her:
Das wache Herz ſchlägt bang und ſchwer.

Die Mutter weint, das Kindlein lacht:
Es ſpielt mit Engeln dieſe Nacht,

Die werfen aus des Himmels Au'
Ihm Roſen zu voll Sternenthau.

Die Mutter küßt das liebe Kind,
Das ſchlägt die Augen auf geſchwind,
Und lächelt fort ſo wunderſüß,
Als ſpielt' es noch im Paradies.

Ein Engel nimmt es in den Arm
Und legt es an die Bruſt ſo warm:
Sein Wangenroth die Roſenau',
In ſeinem Blick der Sternenthau.

Vermiſchtes.

An Alexander Baron von Simolin*).

An der Seine lauten Wogen
Suchen meine Lieder dich,
Und den Liedern nachgezogen
Fühlt des Sängers Seele ſich.

Einmal hab' ich dich gefunden,
Einmal hab' dich ich erkannt,
Und nun bleiben wir verbunden,
Bruder, über Zeit und Land.

Keine Trennung kann uns ſcheiden,
Unſer Herz iſt unſre Welt,
Wo in Freuden, wie in Leiden,
Einer an den andern hält.

O wie kurz iſt unſre Reiſe,
Lieder, an des Freundes Bruſt!
Und es tönt aus eurer Weiſe
Ihm wie eigne Qual und Luſt.

*) Zueignung der lyriſchen Reiſen und epigrammatiſchen Spaziergänge, welche 1827 in Leipzig bei Voß erſchienen, und ſpäter in die beiden erſten Bände der geſammelten Schriften aufgenommen wurden.

Und ihr tragt auf euren Klängen
Wieder mir den Freund zurück,
Und erblühend aus Geſängen
Steht verjüngt das alte Glück.

Sieh', zu einem Hochaltare
Weihet ſich mein kleiner Herd,
Wo das Schöne, Gute, Wahre
Unſer ſtilles Opfer ehrt.

Mag er vor der Pforte toben
Draußen, der gemeine Chor:
Ueber ſeinen Staub erhoben
Trägt ein Gott uns leicht empor.

Der Ausflug eines jungen Elfen.

Ja, meine Flügel laſſ' ich mir beſchneiden,
Wenn ich noch einmal aus dem Kelche flatt're,
Aus welchem meine Väter und Urväter
Ihr Lebelang die Köpfe nicht gehoben.
Was hab' ich draußen Alles ausgeſtanden!
Ich flog grad' auf, und mochte wohl ein Jährchen
Geflogen ſeyn, da war ich auf den Gipfeln
Des blauen Kelches, aber dieſe Gipfel,
Sie waren weiß und rauſchten ganz erſchrecklich
In wilden Ungewittern durch die Lüfte.
Ich faßte meinen ganzen Muth zuſammen
Und ſtrengte meiner müden Flügel Kräfte
Mit allen Sehnen an, daß nicht die Stürme
Mich griffen und fortriſſen in die Weite

Des öden Raumes, der um unſ're Blume
Auf allen Seiten unabſehbar dämmert.
So hatt' ich glücklich zu dem höchſten Gipfel
Des Blumenrandes mich empor geſchwungen,
Und klammerte mit Händen, Füßen, Flügeln
Mich feſt an eine Spitze. — Ach, mir ſchwindelt
Noch einmal, wenn ich nur daran gedenke!
Welch eine Tiefe unter mir! Welch Sauſen
Und Brauſen in dem bodenloſen Abgrund!
Es war um mich geſchehn — ein Schwindel faßte
Mich warm und kalt mit tauſend Zitterhänden
Und ſtürzte mich hinab. Wohin? Wie lange?
Wie tief ich fiel? Ich weiß es nicht zu ſagen.
Doch als ich aus dem Todestaumel wieder
Erwachte, und die Sinne ſich mit Zagen
In ihr verſtörtes Reich zurückbegaben,
Da lag ich ausgeſtreckt auf einem Plane,
Der mit mir ſturmſchnell in die Höhe ſchwebte,
Und wenn die große Ferne meine Blicke
Nicht hat betrogen, war's der eine Flügel
Von einem Ungeheuer, einem ſolchen
Ganz ungeheuern Ungeheuer, welches
Auf ſeiner Schwinge mein Gewicht kaum merkte,
Und mich mit ſich fort trug, als wär's nichts weiter.
So ging es durch die Luft; ich ruttelte
Mich nicht und kauerte mich klein zuſammen,
Und zog den Athem an, um leicht zu werden.
Und immer höher, immer ſchneller flog es
Empor mit mir — wer kann die Räume meſſen? —
Bis endlich, o der Wonne! des Entzückens!
Es ſich und mich auf eine von den Spitzen
Der Blume niederließ, der blauen Blume!
Die Spitze ſchien zu wanken von der Schwere

Und von dem Schwung des ungeheuern Wesens:
Ich aber ließ mich sachte niederfallen
In meine Blum' und fiel und fiel hinunter
Ganz unbesorgt — ich wußt' es wohl, die Mutter
Würde von fern mich seh'n und mich auffangen,
Damit ich mir die Flügel nicht zerknickte.

Selbstbeschauung.

Haben ausgetobt die Stürme,
Sind verhallt die Donner,
Sind verglüht die Blitze,
Siehe, da hebet aus Nebeln und Wolken
Klar der Mond sein großes Auge
Und beschauet im Spiegel des Meeres
Sich und den Himmel.

Seele des Menschen, du gleichest dem Monde!
Aus den tobenden Stürmen der Brust,
Aus der irdischen Freuden und Leiden
Donnernden, blitzenden Ungewittern,
Aus des Wahnes Nebelschleiern,
Aus der Sünde Wolkennacht,
Hebst du verklärt und geläutert
Dein ewiges Auge,
Und beschaueſt im Spiegel des Himmels
Dich und die Erde.

Mein erſtes Sonett.

Zum Geburtstage eines Freundes.

Mit Kränzen ſeh' ich reich dein Haupt umſchlungen,
Da geh' auch ich nach meinen Blumenhagen,
Auf meinen liebſten Beeten nachzufragen,
Und ſieh', ein Blümlein iſt der Knoſp' entſprungen.

Von vierzehn Blättern ſeinen Kelch umrungen,
Will jedes dir ein Wort der Liebe ſagen,
Will einen Wunſch für dich ein jedes tragen,
Zu Ihm, dem nie ein treuer Laut verklungen.

Und ob gar Vieles meiner Blume fehle
An Gluth und Duft und Glanz und Farbengüte,
Auch einen Preis der Mangel in ſich ſchließet:

Denn du ja weißt es, eh' ich's dir erzähle,
Daß des Sonettes zarte Süßerblüthe
Als Erſtling noch in meinem Garten ſprießet.

Die Enklave.

1. Entweder.

Die Erde mit den Menſchenkindern iſt von dem Himmel enklavirt
Den ſie mit Sündenkontrebande ſeit Vater Adam lujonirt,
Deswegen läßt er ſeine Gränzen von ſeinen Geiſtern ſtreng bewachen,
Doch mit Gewalt will er auf Erden uns Menſchen nicht zu Engeln machen.

2. Oder.

Es wird der Seele Himmelsbauch vom Körper enklavirt,
Der, ſtark und gierig, wie er iſt, ſo arg ſie luxemirt,
Daß ſie ſich endlich ihm ergiebt in einem Konkordat:
Dann ſteht ihr offen der Verkehr im großen Körperſtaat.

Kein Liedchen mehr!

Kein Liedchen mehr!
Aber Küſſe, Küſſe!
Und Herz an Herz,
Und ſchwimmende Blicke,
Und Thränen d'rin!
Und Thränen ſo ſelig,
Und Seufzer dazu,
Und Seufzer ſo ſüß!

Und wer ſie ſucht, —
Und will nicht plaudern —
Am Erlenbach,
Wo die Blumlein ſtehn,
Die kleinen, die blauen,
Und unter der Linde
Im Mühlengarten:
Da wird er ſie finden,
Da weben ſie hin
Und weben ſie her,
Im Abendwind,
Im Sternenſchimmer!

Ach wer ſie hörte,
Und recht verſtände,
Und wieder ſänge
In Vers und Reim:
Die Lieder dort!

Alt-Italieniſches Volkslied.

O Tod, du mitleidsleſer,
Was that ich dir zu Leide?
Du raubteſt mir mein Mädchen,
Sie, alle meine Freude!
Bei Nacht und auch bei Tage,
Beim rothen Morgenſcheine,
Noch nie hab' ich ein Mädchen
Geſehn von ſolchem Preiſe,
Wie meine Katharina,
Sie, alle meine Freude!
Sie hielt mir meinen Bügel,
Wollt' ich zu Roſſe ſteigen,
Sie ſchnallte mir die Sporen,
Sie that das Schwert mir reichen,
Sie ſetzte mir den Helm auf,
Ich ſprach von Lieb' und Leiden:
Leb' wohl mein holdes Mädchen,
Nach Avignon ich reite,
Von Avignon nach Franken,
Mir Ehren zu erſtreiten:
Und wenn ich Lanzen breche,
Iſt's nur für deine Liebe,
Und wenn ich fall' im Kampfe,

Fall ich zu deinem Preise.
Dann sprechen alle Frauen:
Da liegt er, den wir meinen.
Dann sprechen alle Mädchen:
Für uns fiel er im Streite.
Dann sprechen alle Wittwen:
Wie ehren wir die Leiche?
Wo soll'n wir ihn begraben?
Im Dom zu Sankt Marien.
Womit soll'n wir ihn decken?
Mit Rosen und mit Veilchen.

Italieniſche Ständchen

in Ritornellen.

1.

Von allen Tagen in der ganzen Woche
Iſt keiner, der mich halb ſo glücklich mache,
Als der, ſo zwiſchen Samſtag fällt und Montag.

Der ruft zur Meſſe wohl die armen Sünder:
Mir giebt er blanke Kleider, bunte Bänder,
Und führt mich ſo nach meiner Liebſten Thüre.

Die fromme Mutter betet für die Tochter,
Bet' auch für mich! — Geſchäler und Gelichter,
Wohl auch ein Kuß, das iſt's, was wir verbrochen.

2.

Viel Mädchen giebt es, die im Meer ſich waſchen,
Viel Boote giebt es, die Korallen fiſchen:
Das Meer iſt groß, und nimmer fehlt ihm Waſſer.

Mein Mädchen iſt die weißeſte von allen,
Darum hab' ich die röthеſten Korallen
Für ſie geflicht und ihr geſchenkt zum Bande.

Nun will der Neid ſich ſchier das Herz zernagen —
Ihr Mädchen, ſagt, iſt es des Rothen wegen?
Ihr Burſche, ſagt, iſt's um die weiße Farbe?

3.

Sieh, sieh, wie scheint der Mond so wunderhelle!
Wie ist die Nacht ringsum mich her so stille!
Nichts hör' ich, als das Kleyfen meines Herzens.

Das ist recht eine Nacht für warme Liebe!
Das ist recht eine Nacht zum Mädchenraube!
Ich möcht' ich fort mit meinem Liebchen ziehen!

Und wer ein Mädchen raubt, der ist kein Räuber,
Nein, heißt ihn einen wackern Buhler lieber!
Was meinst denn du dazu, mein holdes Bräutchen?

4.

Mein Freund ward einst gefangen von Korsaren,
Die also scharf und hart mit ihm verfuhren,
Daß vor der Zeit sich bleichten seine Haare.

Oft hat er mir erzählt von seinen Ketten,
Und so erschrecklich war, was er gelitten,
Daß ich ihm kaum noch Glauben konnte schenken.

O weh', nun hat ein Mädchen mich gefangen,
Und spielt in ihrer Liebesnetze Schlingen
Mir ärger mit, als ein Korsar — mit Armen!

5.

Ob du schön bist, oder häßlich,
Macht mich froh nicht, noch verdrießlich,
Denn du bist zu stolz und wählig.

Hinter'm Fenſter blüht ein Blümchen,
Hinter'm Blümchen ſteht ein Dämchen:
Wer vorbeigeht, muß ſich bücken.

Laßt mich nur das Blümchen pflücken,
Und es der an's Mieder ſtecken,
Dann will ich ſie beſſer rühmen.

6.

Mutter, gieb mir deine Tochter,
Oder halt' ihr hundert Wächter —
Und ſie wird dir doch geſtohlen!

Laß bewachen Thor und Thüren,
Ihre Hände, Lippen, Ohren:
Doch wer wird die Augen hüten?

Wenn man wehrt den Sonnenſtrahlen,
Durch die Wolken ſich zu ſtehlen,
Liebchen, dann iſt Zeit, zu wachen.

7.

Jüngſt küßte mich ein Bürſchchen ungebeten:
Ich wiſchte mir den Mund und will ihm rathen:
Daß er nicht wieder mir zu nahe trete.

Und wenn ich meinen kleinen Liebſten ſehe,
So wiſch' ich auch den Mund und tret' ihm nahe;
Er aber, ach! er mag's noch nicht verſtehen.

Heut frug er: was mich in den Mund geſtochen?
Ich aber mußt' aus vollem Halſe lachen
Und faßt' ihn mir, und küßt' ihn, was ich konnte.

8.

So oft die hellen Vesperglocken läuten,
Und unsrer lieben Sonne matte Gluthen
Ihr rosenrothes Bette sich bereiten:

Dann steigt ein Licht empor in meinem Busen,
Und warm und helle wird mein ganzes Wesen,
Mein Herz erwacht, wann alles geht zur Ruhe.

Denn andrer Glocken Töne hört es schallen:
Der Laute Schlag, Gesang, des Pfeifchens Gellen,
Der Angeln Knarren, leiser Tritte Hallen.

9.

Frühmorgens, wenn ich auf die Arbeit ziehe
Und an dem Hause still vorübergehe,
In dem sie schläft, die mir den Schlaf vertrieben.

Denn seufz' ich oft und denk' an ihren Schlummer,
Und dieses Sinnen übernimmt mich immer
So stark, daß ich da stehn kann ganze Stunden.

Bis mir die Sonne in die Augen leuchtet,
Und sich mein Haupt gestärkt zum Himmel richtet,
Als hätt' ich eine Nacht bei ihr verträumet.

Aſſonanzen.

Der Liebe Zeit.

Wolle mich nicht immer fragen,
Mädchen, ob ich werde lieben;
Frage nicht nach andern Zeiten,
Denn ich weiß ja nur von dieſen
Unerſchöpflich ſel'gen Tagen,
Die ich leb' in deiner Liebe.
Wenn mein Arm dich hält umſchlungen,
Herz an Herz und Lipp' an Lippe,
Kenn' ich nicht der Zeiten Scheidung —
In einander fühl' ich rinnen,
Was die Zukunft weiß zu träumen,
Was Vergangenheit im Spiegel
Der Erinnerung kann zeigen,
In dem einen Augenblicke,
Wo im Abgrund ew'ger Liebe
Meine Sinnen unterſinken.

Nachtwandlerin Liebe.

Holde Träume, ausgeträumte,
Die ihr ſchwebend um mein Lager,
Schen zu trüben, matten Flimmern
Der Erinnerung erkaltet,

Doch mit heißem Liebeszauber
Noch mich angefeſſelt haltet!
Meine Augen ſchließ' ich wieder,
Laſſe meine Schläfe fallen
Wieder auf die Kiſſen nieder —
Herz, und willſt denn du nicht ſchlafen?
Schlafen kann ich nicht vor Freude
Und vor Leid kann ich nicht wachen —
Laßt mich, wie nachtwandelnd, ſchleichen
Auf der Liebe ſtillem Pfade,
Und daß Keiner, weil mein Auge
Offen iſt, mich ruf' bei Namen!

Der Liebe Morgenröthe.

Seh' ich deine Wangen glühen
Roſenroth vor meinen Blicken,
Scheint es mir wie Mörgenröthe,
Morgenröthe deiner Liebe,
Die den Tag mir will verkünden.
Schlage nieder deine Blicke,
Daß die Sonne nicht vertreibe
Allzuſchnell der Dämmrung Flimmer!
Muß ſie ohne Abendröthen
Doch in ihre Nacht verſinken.

Die Blutorange.

An — —

In Sorrentos Felſengärten
Hört' ich heut' ein Mährchen ſagen,
Von der blutigen Orange
Und der Blüthe der Granate.
Alſo ſprach der kluge Gärtner;
Golden, wie noch heut' die Schale,
Glüh'ten einſt die innern Säfte
Dieſer würzigen Orangen
An dem Baume hier am Ufer.
Und ein Sprößling der Granate
Jung und ſchlank wuchs auf daneben.
Als der Winter zog von dannen,
Trieb das Bäumchen erſte Knoſpen,
Und gleich heißen Blutes Flammen
Brachen Blüthen aus den Keimen.
Und die Nachbarin Orange,
Staunend, wie in Liebesandacht,
Bog die hohen Zweige ſchmachtend
Nach der fremden Gluth hinüber,
Daß die Silberblüthen alle
Offnen Auges landwärts ſchauten,
Und das Meer nur Grünes ſahe.
Und als nun der Herbſt gekommen,
Und den erſten goldnen Apfel
Prüfend ich vom Baume pflückte,
Ward mir klar der Zweige Schwanken
Und der Blüthen ſattſam Drängen.
Denn gleich heißen Blutes Flammen,
Voll, wie langverhalt'nes Sehnen,
Floß der Saft aus goldner Schale.

Alſo ſprach der kluge Gärtner,
Und ich pflückte mir Orangen
Von dem ſelt'nen Uferbaume.

Iſt zu Ende nun die Sage,
Schweig' auch ich, und was im Herzen
Mir ſich regt mit jedem Schlage,
Hat ſich heute ſtillgetrunken
In dem kühlen Wunderſafte,
Und ſo ſend' ich, ohne Deutung,
Freundin, dir die Gärtnerſage.

Terrent, den 15ten April 1818.

Der Einſame.

Durch die dunkelgrünen Zweige,
Durch den düſterſchweren Himmel
Silberweißer Blüthenſterne
Schau'n mit großen Flammenblicken
Die Orangen nach der Sonne,
Die in roſenrothem Lichte
Widerſcheint aus glühen Wogen,
Bange Scheidegrüße winkend.

In den Oleanderlauben,
Um die weißen Marmorbilder
Munterer Nymphen und Tritonen,
Die aus Hörnern und Syringen
Kühle Silberſchäume ſprudeln,
Lagern ſich zum Abendſpiele
Mit der Zither, mit dem Balle,

Mit den ritterlichen Dienern
Zierlich die geſchmückten Frauen,
Und die ſchlanken Pagen fliegen,
Und die Funkenwürmchen flattern
Durch die Reihen, durch die Myrten.

Und der Wandrer geht vorüber
An den Lauben, an den Spielen.
Nach den fernen blauen Höhen
Muß er ſchauen, muß er ziehen,
Wo aus nächtigen Cypreſſen
Heimlich ein vertrauter Schimmer
Auf den Fremdling niederſtrahlet.
Treue, bleiche Mondenſichel,
Suchſt du mich, willſt du mich rufen? —
Schüchtern, wie die junge Liebe,
Hüllſt du dich in rothe Wolken
Vor des Feſtes heitern Blicken:
Aber Augen, naß und ſelig,
Starren auf zu deinem Lichte,
Suchend nach zwei andern Augen,
Die, wie ſie, ſich drinnen ſpiegeln.

Rom, den 22ſten Juni 1818.

Erotiſche Tändeleien.

Amor, ein Gelehrter.

Amor iſt der Schul' entlaufen,
Dem Donatus und der Ruthe
Laßt ihn laufen, laßt ihn tollen!
Denn er wird euch doch nichts lernen,
Als was ſeine Mutter ihm
Schon zum Taufgeſchenk gegeben,
Als ſie Amor ihn benannte.
Liebe heißt er, Liebe treibt er,
Liebe lernt er, Liebe lehrt er,
Und er iſt mit dieſer Weisheit
Alſo überall geladen,
Daß er allen Schriftgelehrten
Kann was aufzurathen geben;
Und ſie werden ſich darüber
Ihre Köpfe daß zerbrechen.

Liebeskrone.

Laß in deine heil'gen Tiefen, Meer der Liebe mich verſinken!
Perlen ſeh' ich aus dem Grunde und Korallenzweige blinken;
Und an einer weißen Klippe hängt ein alter goldner Becher,
Jener, den zum Tode leerte Thule's königlicher Zecher.
Darin will ich Perlen leſen und Korallenknoſpen pflücken,
Um, als treuer Liebe Krone, auf das Haupt ſie dir zu drücken

Entknospung.

Was flüſtert ihr, Zephyre,
Mit dieſen Roſenknospen?
Ihr flüſtert, und ſie reißen
Entzwei die grünen Schleier,
Und ſchauen euch entgegen
Mit roſenrothen Wangen. —
Ob ihr von Liebe flüſtert? —
Ich flüſtre, ſinge, ſpiele
Von Liebe meiner Schönen
Schon viele, viele Tage;
Sie aber will die Hülle
Der harten, ſpröden Knospe,
Die ihres Herzens Roſe,
Vor meinem Blick umſchließet,
Noch immer nicht zerreißen.

Entpanzerung.

Wie der Sonne Strahl im Lenz, gleich der gold'nen Heldenlanze,
Eines Fluſſes Panzer ſprengt und die Wogen wärmt mit Glanze:
Alſo ſprengt dein Augenſtrahl meines Herzens ſtarre Rinde,
Daß es wogt in Fluth und Gluth, leichtes Spiel der Liebeswinde.

Die Champagner-Flasche.

Als um die Champagner-Flasche ihre Händchen sie geschlungen
Ist der Geist, der festgebannte, zischend in die Luft gesprungen.
Sag', mein Herz, wohin du sprängest in dem Rauschen deiner Lust,
Wenn sie so die Arme schlänge um den Kerker deiner Brust.

Einer aus Vielen.

O küsse mich nicht mit hundert Küssen,
Ich bitte dich!
Mach' einen Kuß aus hundert Küssen,
So küsse mich!

Wetter-Veränderung.

Als heute du tratest in dieses Haus,
Da warf ich hinweg mein Winterkleid,
Und als du gingest wieder hinaus,
Da flohen die Wolken weit und breit.
So machtest du Frühling draußen und drinnen,
Und wirst mir doch deiner Wunder nicht innen.

Berenice.

Einer Berenice Locken seh' ich dort am Himmel prangen,
Als ein Sternbild aufgehoben über irdisches Verlangen.
Aber du, laß deine Locken mir ein Sternbild seyn auf Erden,
Bis sie sich in meinen Liedern einst mit mir verklären werden.

Der Spiegel.

In der kleinſten Waſſerperle, die das Blatt der Roſe trägt,
Spiegelt ſich der weite Himmel mit dem Kelche, der ſie hegt.
Alſo ſtrahlt aus deines Auges thränenhellem Perlenſee
Deines Herzens Roſentiefe und des blauen Himmels Höh'.

Der Schenke und die Liebe.

Verſetz' ich mein Kleid um ſüßen Wein, ſo ſchleich' ich bei Nacht aus des Schenken Haus.
Mein Herz verſetzt' ich um einen Kuß, und die Liebe wirft mich vor Mittag hinaus.

Der Schatten.

Wahrlich, eine Sonne biſt du, und ich gleiche wohl dem Schatten:
Schatten muß der Sonne folgen, Sonne will ſich ihm nicht gatten;
Und wenn ſie hinunter ſinket, in des Meeres Bett zu gehen,
Bleibt der arme Schatten einſam auf der finſtern Erde ſtehen.

Reime
aus den
Inſeln des Archipelagus. *)

1.

Ein Haar aus deinen Locken nur, die Augen zuzunähen,
Und nie, ich ſchwör' es dir bei Gott, will ich nach Andern ſehen.

2.

In dunkler Nacht tret' ich hinaus, und frage Stern auf Stern:
Wo iſt mein Freund, mein Lieber jetzt? Iſt nah' er oder fern?

3.

Beim Becher ſchwarze Augen,
Am Fenſter blaue taugen.

4.

O ſchöner Mond, wie neid' ich dich! du kannſt mein Liebchen ſehen,
Und ich bin nicht ſo fern von ihr, und muß in Schmerz vergehen.

*) Dieſe Reime ſind freie Bearbeitungen neugriechiſcher Originale: die wörtlichen Ueberſetzungen ſtehen in der, von Wilhelm Müller überſetzten Fauriel'ſchen Sammlung neugriechiſcher Volkslieder. 2 Thle. Leipzig, 1825.

5.

Du gabſt mir einen erſten Kuß, davon erkrankt' ich ſehr;
Gieb einen zweiten mir anjetzt, und ſtell' mich wieder her.
Und giebſt du einen dritten mir alsdann noch hinterdrein,
So werd' ich bis an meinen Tod geſund und fröhlich ſeyn.

6.

Sichere Gotſchaft.

Mein Liebſter in der Fremde, was ſend' ich dir hinaus?
Die Aepfel, ſie verfaulen, es welkt der Blumenſtrauß.
So will ich Thränen weinen in dieſes ſeidne Tuch,
Und will den ſchnellſten Winden es geben in den Flug.
Sie tragen es hinüber wohl über Meer und Land —
Und ſiehſt du nicht die Thräne, ſo fühlſt du ihren Brand.

7.

Ich ſah heut' einen Apfelbaum, darauf ein Mädchen ſtand,
Sie pflückte rothe Aepfel ab mit einer weißen Hand.
Da rief ich: Mädchen, komm herab und gieb mir einen Kuß!
Sie warf mir Aepfel auf den Mund, das war ein grober Gruß!

8.

Klugheit will die Liebe haben, und Ergebung auch genug,
Will den ſchnellen Lauf des Haſen, und des Adlers kühnen Flug

9.

Neige dich herab, Zypreſſe, nur zwei Worte ſag' ich dir.
Sage dir: Ich lieb', und ſterbe dann zu deinen Füßen hier.

10

Pflücke eine Sonnenblume, zähle Kern' und Blätter beide,
Ihre Zahl wird kleiner seyn, als die Qualen, die ich leide.

11.

Ach, liebes Vöglein, ach, das Land, dahin dein Flug will ziehen,
Ist eines, wo kein Blatt ergrünt, wo keine Blumen blühen!
Ich habe rings mich umgeschaut, auf den verbrannten Matten,
Nach einer Quelle Silberblick, nach eines Baumes Schatten.
Ein einziger Zypressenbaum ist in dem Land zu finden,
Und schwarzes bittres Wasser tropft herab aus seinen Rinden.

Deutſche Reimſprüche.

1. Die Sphinx.

Die Lieb' iſt eine Sphinx, vom Himmel hergeſandt:
Wer löſ't ihr Räthſel wohl mit irdiſchem Verſtand?

2. Der gern verbeſſerte Irrthum.

Einen Irrthum giebt's auf Erden, welcher gern verbeſſert wird:
Wenn der Kuß, die Lippen ſuchend, in die Schleifen ſich verirrt.

3. Die Nachtigall.

Dein Geſang, o Nachtigall, iſt ein Wunder dieſer Welt,
Weil ihn Keiner kann verſteh'n, und er Jedem doch gefällt.

4. Pegaſus.

Verwehre dem Dichter zu trinken und zu lieben —
Pegaſus, wo ſind deine Flügel geblieben?
Verwehre dem Dichter zu lieben und zu trinken —
Pegaſus lernt wie ein Karrengaul hinken.

5. In vino veritas.

Im Wein iſt Wahrheit, jede Flaſche hat Grund,
Drum netzen wir Weiſen ſo gern den Mund.
Zerbrich dir den eignen Kopf nur nicht,
Zerbrich ihn der Flaſche, ſo haſt du Licht.

6. Die bequemſte Rückkehr.

Wer ſich auf der Sünderwieſe ſeinen Fußſteg erſt getreten,
Lernt, um ſelbſt nicht umzukehren, ein Gebetchen rückwärts beten.

7. Hans und Hänschen.

Ein verſchrumpfter Apfel bleibt oft am Baume kleben.
Hofft er denn, das andre Jahr ſoll ihm Reife geben?
Eine Jahreszeit verſäumt, einmal iſt für immer,
Und was Hänschen nicht gelernt, Hans der lernt es nimmer.

8. Haben gehabt und haben werden.

Haben gehabt, iſt ein armer Mann,
Haben werden, ſein guter Kumpan:
Heute, ſie haben kein Hellerchen Geld,
Morgen, ſie wollen ſich kaufen die Welt.

9. Nie genug.

Fahr' hundert Mal dieſelbe Straße, du machſt doch immer neue Gleiſe,
Und ob du hundert Jahre lerneſt, zum Lernen wirſt du nie zu weiſe.

10. Der König.

Ein guter König gleicht der Sonne, die uns erwärmet und erhellt,
Sie brennt uns nur, wenn ein Vermittler ſich als ein Glas dazwiſchen ſtellt.

Das Harfenreich.

Ein Feenmärchen.

In jener Zeit und in jenem Lande, wovon wir in der Jugend so gern erzählen hören, lebte eine schöne Königstochter, Prinzessin Serena genannt, die liebte vor allen andern Dingen auf der Welt die Blumen und den Gesang. Diese Zweie waren ihre Puppen und Spielsachen gewesen, als sie noch ein Kind war, und als sie heranwuchs, wurden sie wieder ihre Liebhaber und Bräutigame. Darüber klagten nicht selten die Eltern der Jungfrau: denn sie hatte bereits ihren achtzehnten Geburtstag erlebt, und war das einzige Kind: der König und die Königin aber waren alt und hinfällig und wünschten gar sehnlich, ihr Töchterlein noch vor ihrem Tode vermählt zu sehen, wohl wissend, daß ein Weibsbild nicht tauglich sei, ein großes Königreich zu regieren, am wenigsten aber ein unvermähltes, das gewöhnlich wilder und grausamer herrsche, als der ärgste Tyrann, wie die alten Bücher der Geschichte oft und deutlich genug bewiesen. Nun war aber an dem Hofe der Prinzessin kein Mangel an Werbern und Freiern aller Art und aller Lande, denn ihre Schönheit und Tugend, so wie die Macht und der Reichthum ihres Vaters, waren weit und breit bekannt: aber Keiner von Allen wußte ihr Herz zu rühren oder ihr nur die kleinste Gunst abzugewinnen.

Da ſagte der König oft im Zorn: Nun, die wird wohl einmal eine Harfe oder eine Roſe heirathen!

Es war aber im ganzen Reiche mit der edlen Sängerei und den ſchönen Blumen gar ſchlecht beſtellt: denn es ging die Sage umher, daß ſeit einigen Jahren eine mächtige aber böſe Zauberin über die weite Welt herrſche, welche Proſalinte hieße und die größte Feindin alles Sanges und aller Blumen ſei. Dieſelbe habe durch arge Künſte und durch die Ueberzahl ihrer dienſtbaren Geiſter dem ſchönen und guten Prinzen Aedon, der ehemals die ganze Erde mit den Tönen einer Wunderharfe regiert hätte, die Oberherrſchaft im Kampfe abgewonnen und den Beſiegten nach einem fernen einſamen Winkel verbannt. Nun habe ſie aber ihre Freude daran, die zarteſten Blumen durch Mehlthau zu verderben, die Nachtigallen wegzufangen und den Sängern die Saiten zu zerſprengen oder die Kehle heiſer zu machen. Kraft ihrer Zauberkünſte wiſſe ſie auch alle Gemüther ſo zu lenken, daß ſie dem Geſang und den Blumen gleichgültig und ſonach feind würden; aber über die Herzen der reinen Jungfrauen habe ſie keine Gewalt.

Die Prinzeſſin Serena fühlte wohl, daß dieſe Sage keine eitle Fabel war, und es that ihr im tiefſten Herzen weh, daß der Nachtigallen mit jedem Frühlinge weniger kamen, die beſten Blumen in ihrem Garten von Tag zu Tag welkten und knickten, und die reifenden Sängerinnen immer ſeltener und ſchlechter wurden. Als ſie nun eines Morgens ſo in ihrer Laube ſaß und eben wieder über den Tod ihrer Lieblingsroſe, welche in vergangener Nacht ihr geraubt war, ſich die Augen roth weinte, drang auf einmal ein wunderſchöner Geſang in ihre Ohren, ſo hell und

süß und rein, wie sie wohl auf dieser Welt keinen mehr zu hören gehofft hatte, und freudig rief sie aus: O das ist gewiß die Stimme eines Engels, die mich hinüber ruft zu meinen lieben gestorbenen Blumen und Vögeln! Die Töne schwebten aber immer näher und näher heran, und schienen endlich dicht an der Gartenmauer vorbei zu streichen: da faßte die Prinzessin flugs eine unwiderstehliche Sehnsucht, den Sänger dieses Liedes zu sehen und ihm zu danken, eine Sehnsucht, wie sie solche auch nach ihren liebsten Blumen und Flügelsängern wohl nie empfunden hatte. Eilig lief sie nach der Gartenpforte und riß sie auf: aber zu spät: sie sah nur die äußerste Spitze einer glänzenden Harfe, die so eben um die Ecke des Stadtthors bog, und von ihrem Träger konnte sie auch nicht mehr der geringsten Spur ansichtig werden. Die Töne waren auch verklungen: doch immer heller und heller klangen sie schon in ihrem Herzen wieder und zogen sie immer schneller und schneller nach der Gegend hin, wo die Harfe verschwunden war. Unbewußt, was sie thäte und wohin sie wollte, lief sie zum Thore hinaus: doch die Harfe und der Sänger waren auch hier nicht mehr zu sehen: aber aus einem nahen Gebüsche scholl sein lockender Gesang zu ihr heran, und in ihrem Busen antworteten die ersten Klänge, und rangen und seufzten, sich mit den Bruderklängen zu vereinigen, daß die Jungfrau nicht stille stehen konnte, sondern immer hinterdrein mußte, wohin die Gesänge auch wollten. So lief sie einen ganzen Tag lang, und vergessen waren in ihren Sinnen und in ihrem Herzen Eltern und Heimath, Gold und Purpur, Freier und Zofen, gleich als hätte sie aus jenem Flusse getrunken, den die

Alten den Lethe nennen, und woraus die Schatten in der Unterwelt Vergessenheit aller irdischen Freuden und Leiden trinken, wonach aber eine gute Christenseele wohl wenig verlangen mag.

Da ward es Abend, und die Töne wurden sanfter und ruhiger, wie die Gegend umher. Alsbald stand die Prinzessin vor dem Eingange einer kleinen Grotte, wo vor Zeiten ein frommer Einsiedler mußte gewohnt haben: denn es war darinnen ein Bett von Moos gebreitet und Eßgefäße und Tringgeschirre hingen hie und da an den epheubewachsenen Wänden. Serena war erschöpft und legte sich auf das grüne Lager nieder: da trat plötzlich das Bild ihrer jammernden Eltern vor ihre Seele, sie gedachte der verlassenen Blumen, sie gedachte des seidenen Bettchens und wollte schon anfangen zu weinen: da kamen die Töne herangezogen so linde und leise wie ein Wiegenlied, daß ihre nassen Augenwimpern davon zusammen fielen und sie schnell und süß entschlummerte auf dem harten Bett.

Aber die Gesänge klangen auch in ihrem Traume fort und schwollen jetzt sogar lauter und schöner empor, als jemals: und mit einem Male schienen sie alle zusammen zu fließen über ihrem Lager und sich daselbst zu einer Menschengestalt zu verkörpern: denn vor ihr stand ein wunderholder Mann, schlank und erhaben, mit großen königlichen Augen und Gebehrden, aber auch wieder sanft und freundlich wie ein Schäferskind: goldene Locken wallten um seinen Nacken und von beiden Schultern auf die Brust herab: auf seinem Haupte trug er eine strahlende Krone von Rosen und Lilien, und in seiner Linken hielt er eine prächtige Harfe von Elfenbein und Gold. Wie er aber

gekleidet war, das bemerkte die Prinzessin in ihrer Entzückung nicht. Sittig neigte er sein Haupt zum Gruß und die Sonne seines Antlitzes schien sich dabei in sanftes Mondenlicht zu verwandeln: dann nahm er den Kranz von seinem Haupte und pflückte eine Rose und Lilie daraus, die hielt er an seine beiden Augen, daß es aussahe, als ob er eine Thräne darauf hinfallen ließe, und reichte sie schweigend der Prinzessin.

Da erwachte diese und griff, noch halb im Traum, mit beiden Armen nach der schönen Erscheinung aus: doch die war verschwunden und die Töne flossen schon wieder auseinander und zerstreuten sich. Aber in ihrer Hand hielt sie die Blumen, die der Traum ihr gegeben hatte, und sie herzte und küßte das wunderbare Sträußchen, und konnte nicht müde werden zu herzen und zu küssen, und sprang auf von ihrem Lager, und wollte fort über Berg und Thal, dem lieben Sangebilde nach. Da war auch augenblicklich Hunger und Durst, Müdigkeit und Verzagung, Furcht und Reue vor dem ersten Dufthauch verschwunden, und so oft sie nun wieder so etwas fühlte in ihrem Herzen, oder ihre Knie wankten, oder ihr Gaumen lechzte, so nahm sie gleich ihr Sträußchen und legte es an das leidende Glied, und flugs war Alles geheilt und gestärkt.

So waren Tage und Wochen und Monde vergangen, da stand die Pilgerin eines Abends am Ufer eines wilden Stromes, der war unabsehbar in seiner Länge und Breite, und ein alter, schmutziger Fährmann saß auf einer kleinen Barke und schien der Kommenden zu harren.

Setzt mich über, Fährmann! rief ihm die Prinzessin entgegen und warf ihr goldenes Halsband in den Kahn.

Das mag ich nicht, antwortete der Greis, gebt mir euer Sträußchen, schöne Jungfrau, so will ich euch schnell und sicher hinüberbringen.

Sehnlich riefen die Gesänge vom jenseitigen Ufer her, sehnlicher schwoll das Herz der Prinzessin, höher schwollen die Wellen des Stromes, aber: Nein, rief sie aus, mein Sträußchen kann ich euch nicht geben.

Da kam alsbald ein brüllender Löwe aus einem nahen Gebüsche gerade auf die Prinzessin zu und fletschte ihr heißhungrig die glänzenden Zähne entgegen.

Wollt ihr? fragte höhnisch der Fährmann und nahm sein Ruder zur Hand: aber die Prinzessin drückte mit beiden Händen ihr Sträußchen an die Brust, schloß die Augen zu, und warf sich mit gläubigem Vertrauen in die schäumenden Fluthen. Da klang der Harfengesang in freudiger Fülle auf, und die Töne schienen sie empor zu tragen über die Wogen und brachten sie wohlbehalten an das jenseitige Ufer. Aber in einem kreischenden Hohngelächter zerstoben die Barke, der Fährmann und der Löwe.

Am andern Tage kam die Prinzessin in ein enges Thal: da traten ihr alsbald drei freundliche Zwerge in den Pfad, und boten sich ihr zu Wegweisern an. Willig folgte die Pilgerin, und nicht lange, so stand sie vor einer Höhle, darinnen lagen Edelsteine, Gold und Perlen wie Streu und Sand in großen Haufen übereinander, und die Zwerge luden sie ein, sich davon mitzunehmen, so viel als sie wolle. Auch waren da goldene Tische mit buntgeflickten Teppichen gedeckt und mit den leckersten Speisen und Getränken besetzt, und reichgeputzte Knaben und Mädchen brachten ihr die vollen Schüsseln und Becher entgegen. Die Prinzessin

war aber gerade ſehr hungrig und durſtig, und ſchon wollte ſie nach einem rothen Weinbecher greifen, da hörte ſie dicht neben ſich einen tiefen Seufzer, wie von den ſpringenden Saiten einer Harfe, und ſchnell zog ſie die Hand zurück und hielt ſich ihr Sträußchen an die trockenen Lippen. Da ſtürzte die Höhle mit allen ihren Herrlichkeiten in knatterndem Lärm zuſammen, aber der Harfenſeufzer wurde zu einem Jubelgeſang und friſcher und froher als jemals wallte Serena ihres Weges.

Es war am Abend des dritten Tages, da fühlte ſich die Prinzeſſin ſo außerordentlich beklommen und matt, daß ſelbſt die Düfte ihres Sträußchens ſie nicht mehr tröſten und erquicken wollten, und die Harfenklänge hatte ſie auch den ganzen Tag lang noch nicht vernommen. Da trat ein ſtattlicher Ritter zu ihr heran, der war in Stahl und Erz gepanzert vom Kopf bis zum Fuß, und trug auf ſeinem Schilde einen Stock zum Feldzeichen. In ſeiner Rechten aber hielt er eine Peitſche, und um ihn her ſchwärmten viel Diener und Dienerinnen zu Fuß und zu Roß, welche ſämmtlich ganz wie ihr Herr geſtaltet erſchienen, nur daß ſie kleiner an Wuchs und ſchlechter gekleidet waren. Ihre Geſichter aber ſahen alle aus wie redende Steine und eben ſo ſteif und kalt waren auch die Bewegungen ihres Körpers: die Verhältniſſe der Glieder und die Züge jedoch konnten wohl regelmäßig heißen und hatten gerade nichts Abſchreckendes an ſich.

Schöne Prinzeſſin, begann der Ritter und verneigte ſich, ihr ſcheint euern Weg verloren zu haben. Vergebt, wenn ich euch meine Führung anbiete, da ich dieſer Gegend ſo ziemlich kundig bin.

Ich danke euch, edler Ritter, entgegnete die Prinzessin, aber, obgleich ihr auch in dieser Gegend zu Hause wäret, so könnet ihr mich doch nicht zu rechte führen. Denn wohin ich will, da seid ihr mit allen euren Dienern wohl noch nie gewesen und werdet auch nicht sobald hingelangen.

Und doch vielleicht, lächelte der Ritter. Ihr sucht den alten Harfenschläger, der euch mit seinen zauberischen Gesängen das Herz bethört und aus der Königsburg eures Vaters gelockt hat bis hieher, wo er euch bald in seinen Schlingen zu fangen hofft, die alsdann keine Macht der Erden und des Himmels mehr zerreißen kann. Ihr seid die Erste nicht, der es so ergangen ist. Aber euer guter Engel hat mich hieher geführet zu eurer Rettung. Folgt mir, schöne Prinzessin, und ich will euch den argen Zauberer in seiner wahren Gestalt zeigen. Aber eins versprecht mir, oder gebt mir vielmehr die verhexten Blumen selbst, womit er eure gesunden Sinne verblendet —

Ein Harfenseufzer unterbrach die Worte des Ritters und hemmte die Hand der Prinzessin, die schon nach ihrem Sträußchen griff. Fordert Alles, rief sie entschlossen, aber mein Sträußchen kann ich euch nicht geben.

Nun so versprecht, fuhr der Ritter fort: und wieder seufzte die Harfe, und wieder sprach die Prinzessin: Ich verspreche Nichts!

Der Fremdling aber verbiß seinen Zorn und bot der Prinzessin den Arm, den diese auch sonder Bedenken annahm, ohne selbst eigentlich zu wissen, warum und wohin. Da führte er sie in eine finstere Höhle, die war rings mit Bärenfellen verhangen und bedeckt, und einer von den Dienern des Ritters schritt ihnen mit einer großen Fackel vor-

an. Und je weiter ſie gingen, deſto ſüßer und ſchwüler es wurde, und es ſchienen Schlangen und Schnecken am Boden und an den Wänden emporzukriechen, und die Luft war ſo ſchwer und naß, daß es ſchmerzte, Athem zu ſchöpfen. Serena zitterte wie ſturmbewegtes Pappelland, aber es zog ſie doch eine dunkle Ahnung immer tiefer und tiefer in die ſchreckliche Wohnung hinein, und das Sträußchen, das ſie auf ihre linke Bruſt gelegt hatte, fing auch wieder an, ihr die alten Dienſte zu leiſten.

Da iſt er, drang plötzlich des Dieners Stimme in Serenas Ohr; ſie erſchrak und griff nach ihrem Sträußchen: da ſtampfte der Ritter mit dem Fuß auf den Boden, daß er dröhnte und wiederholte noch ſchrecklicher des Dieners Worte: Da iſt er!

Serena! Serena! klangen zwei Harfentöne zu ihr empor, der erſte wie Minnegirren des Turteltäubchens, der andere aber wie der Flötenſchlag der Nachtigall, womit ſie, nach der Sage, ihren Lebenskerker zerſprengt. Serena blickte nieder, und am Boden lag ein kleiner hölzicher Greis, der hielt in ſeinem Arme jene prächtige Harfe, die ſie einſt im Traume geſehen hatte. Da war ſie nahe daran, in Ohnmacht zu ſinken und ihrer hülfreichen Blumen zu vergeſſen: doch der Greis griff abermals in die goldenen Saiten, und flugs ſtreckte die Prinzeſſin ihre beiden Arme voll Sehnſucht nach ihm aus und drückte ſich dabei ihr Sträußchen immer feſter und feſter in das glühende Antlitz.

Da fiel es wie ein dichter Schleier von allen ihren Sinnen herab, ſie ſchlug die Augen auf, wie nach einem ſchweren Fiebertraume, und ſiehe, weg war die Finſternis

und der Ritter und der Fackelträger und der kleine häßliche Greis, und sie saß auf einem Throne, der war von lauter Blumen erbaut, und in ihren Armen hielt sie die erschaute Traumgestalt mit der Harfe und der Blumenkrone, und Alles um sie her war Sang und Duft, und Duft und Sang, daß die lichtblühende Nachtigallenwelt sie fast blendete und betäubte. Da flossen ihr das Herz und die Augen über, und sie sang und weinte, und wußte nicht, ob ihre Thränen sängen oder ihre Lippen weinten.

Serena! Serena! klang die Harfe an ihrer Seite, Serena! Serena! glühten die Lippen auf ihren Lippen, pochte das Herz an ihrem Herzen. Und dann fuhr er ruhiger fort und sprach in Liedern, die ich nicht nachzusingen versuchen mag: Serena, du allein hast mich erlöst, mich und die ganze Erde, aus den Fesseln der mächtigen Zauberin Prosalinte, und mein ist von heute an wieder das Reich über alle Lande und ihre Bewohner. Willst du es mit mir theilen?

Erröthend schlug sie die Augen nieder, da erfaßten zwei Hände ihre Rechte und legten sie in die Rechte des Harfenfürsten: es waren die Hände ihres Vaters und ihrer Mutter.

Möchtest du nicht deine Blumen wiedersehen, liebe Serena, fragte der Prinz, und deine Nachtigallen, die jene böse Zauberin dir geraubt hat?

Meine Rose! Ach, meine Rose! schrie Serena auf, und siehe, über ihrem Haupte neigte sich die Lieblingsblume zu ihrem Kusse herab.

Nun regierten Aeden und Serena die ganze Welt

mit den Tönen ihrer Wunderharfe bis an ihres Endes Zeit. Wie es aber mit ihren Nachfolgern sich begeben habe bis auf die heutigen Tage, davon ist die Sage verschollen. Doch will man wissen, daß die böse Zauberin Prosalinte jetzt wieder sehr mächtig werde und sich zu einem neuen Umsturze des Harfenreiches rüste.

Blumen-Deutungen.

1. Die Aster.

Zu der Zeit als unser Erlöser noch ein Kind war, sandte sein Vater die Engel aus dem Himmel herab und gab ihnen Knabengestalt, um mit dem kleinen Jesus und andern frommen Kindern in Jerusalem zu spielen. Da begab es sich eines Tages, daß der kleine Johannes, der nämliche, der nachmals des Erlösers Lieblingsjünger wurde, mit seinem himmlischen Gespielen in einem schönen Blumengarten sich erging. Der Abend war schon angebrochen und die Sterne traten immer heller und heller aus dem dunkeln Aether hervor. Da sprach der Engel zu Johannes: Ich will nun schlafen gehen.

Wo ist denn dein Bett, lieber Fremdling? fragte Johannes.

Dort oben bei den Sternen, entgegnete der Engel.

Ach, da muß es sich wohl recht süß schlafen lassen, seufzte der Kleine: wenn ich doch mit dir gehen dürfte!

Dein Bett ist auch schon da droben gemacht, tröstete ihn der Engel: aber erst wirst du dich hier unten noch ein Weilchen recht müde liegen müssen, du armes Kind.

Der Knabe verstand die letzten Worte des Engels nicht und pflückte schnell ein Sträußchen von Rosen und Lilien, um sie seinem lieben Gespielen zum Angedenken bis auf den

andern Morgen mitzugeben. Da haſt du ein Sträußchen, ſprach er zu dem Engel, und wenn du morgen früh wieder herunterkömmſt, ſo vergiß nicht, mir ein anderes von da droben mitzubringen: denn da müßt ihr ja wohl viel ſchönere und größere Blumen haben, als wir.

Die haben wir auch, antwortete der Engel, aber wir können ſie nicht zu euch herunterbringen. Siehſt du die Sterne am Himmel leuchten? Das ſind unſre Blumen, die ſind aber ſo groß und ſo hell, daß du mit deinen kleinen, ſchwachen Augen wol ſchwerlich würdeſt hineinſehen können, wenn ich ſie dir ſo nahe brächte, wie dieſe Roſen und Lilien. Ich kann dir das Alles nicht deutlich ſagen: aber dieſe Blumen ſind nicht in Erdreich gepflanzt, ſondern in blauen Aether, und ſie nähren ſich nicht von Sonnenſtrahlen, ſondern von Gottes Augenlicht. Jedoch will ich dir morgen ein Sonnenſtäubchen von ſo einer Blume mitbringen, das wollen wir in deine Erde pflanzen, und wer weiß, was daraus werden kann?

Der Engel küßte den Knaben und verſchwand. Und am andern Morgen kam er wieder, wie er verſprochen, und hatte ein hellſchimmerndes Körnchen in der Hand, das gruben ſie ſelbander in die Erde und begoſſen es alle Morgen und alle Abend mit friſchem Waſſer, das der Engel auch immer in eigener Hand getragen brachte. Und der kleine Johannes erzählte nun allen guten Kindern in Jeruſalem, daß er einen Stern in ſeinem Garten geſäet habe, und die Kinder kamen alle Tage, um zu ſehen, ob der Stern noch nicht aufgehen wollte.

Und ſiehe, da erwuchs und erblühte im Herbſt eine ſchöne bunte Blume von runder Geſtalt und rings umher

mit vielen ſchmalen Blätterchen, gleich wie von Sternenſtrahlen umgeben, und ſo behielt ſie nicht unſchicklich den himmliſchen Namen, den die Kinder ihr gegeben hatten: denn Aſter heißt verdeutſcht ein Stern.

Und wenn ich des Abends bei einem Aſternbeete ſtehe und über mir und ihnen die Sterne aufgegangen ſind, ſo ſcheint es mir oft, als ob ſie mit einander von ihrer alten Verwandtſchaft flüſterten und als wollten die Blumen vor Sehnſucht hinauf und die Sterne herunter, um ſich in Liebe zu umfangen.

2. Das Jelängerjelieber.

Vor Zeiten blühte das Geißblatt nur eine kurze Zeit, wie die übrigen Kinder des Frühlings. Aber da wohnten einmal zwei Verlobte, Daphnis und Chloe, viele Meilen von einander getrennt und konnten ſich nur ſelten ſehen und ſich ſagen, wie ſehr ſie einander liebten. Und einſt im Frühling kam die alte Lycinna mit ihrer Tochter Chloe und beſuchte ihre treue Jugendfreundin, Daphnis' Mutter. Doch dieſe erwarteten ſie nicht und ſaßen gerade in einer blühenden Geißblattlaube ihres Gartens, als die lieben Ankömmlinge ſie überraſchten. Da fragte Daphnis, nach den erſten ſtummen Ergüſſen der Zärtlichkeit, die gute Lycinna: ob ſie auch recht lange bei ihm bleiben wollte? Und ſcherzend antwortete jene: ſie wollte bleiben, bis das Geißblatt verblüht wäre.

Dieſe Worte merkte ſich Daphnis, und als es finſter geworden war, ging er nach dem nahen Hain, wo ein kluger Hirte die Göttin der Liebe aus glänzendem Buchsbaum geſchnitzt hatte, und er kränzte das heilige Bild und

betete: Schönſte der Göttinnen, laß das Geißblatt lange blühen und duften dieſes Jahr: denn mit ihm verwelken die Freuden meiner Liebe. Zwei ſchneeweiße Tauben gelob' ich dir und friſche Kränze jeden Abend, wenn du meine Bitte erhörſt. Und die Göttin erhörte ſie und ließ das Geißblatt blühen und duften bis in den ſpäten Sommer hinaus und ſo hielt Daphnis die fromme Alte an ihrem Worte feſt und genoß eine lange Zeit das volle Glück der Liebe in der Nähe ſeiner Braut.

Damals nannte er das Geißblatt zum erſten Male: Je länger je lieber, und weihte es der Göttin der Liebe; und bis auf unſre Tage behielt es ſeine lange Blüthenzeit und ſeinen ſchönen Namen.

3. Das Vergißmeinnicht.

Lykas und Egle waren das ſchönſte Paar unter den Schäfern und Schäferinnen Arkadiens, ihre Liebe und Treue war an den Ufern des Alpheus zum Sprichwort geworden. Da rief eines Tages der ſtrenge Befehl ſeines Vaters den jungen Hirten nach der Stadt, um den Segen und die Erbſchaft eines ſterbenden Oheims zu empfangen. Egle zitterte für die Treue ihres Geliebten, weil er jetzt reicher wurde als ſie, aber noch weit mehr, weil er zum erſten Male nach der Stadt gehen ſollte, von deren verführeriſchen Schönheiten die alten Schäfer ſo Vieles zu erzählen wußten. Sie wagte es aber nicht, ihm ihre Beſorgniſſe zu entdecken und ihn zu warnen: denn ihr Argwohn konnte ihn ja kränken. Doch als ſie beim Abſchied ihm die Hand reichen und ihn umarmen wollte, da quoll eine Thräne aus ihrem hellblauen Auge und fiel auf das Ufergras zu ihren

Füßen. Und ſiehe, eine Blume, mit der noch keine Schönheit ihren Buſen geſchmückt hatte, ſproßte augenblicklich, wie ein Wunder, aus dem benetzten Raſen hervor und auf ihren kleinen Blättern trug ſie die Augenfarbe der Weinenden. Sie pflückte die erſte und gab ſie ſchweigend ihrem Geliebten; aber Lykas verſtand ſie und nannte das Blümchen: Vergiß mein nicht!

Noch heutiges Tages führt es dieſen Namen und iſt manchen Liebenden heiliger als die Roſe und die Myrthe.

4. Die Feuerlilie.

Als Gott der Herr am dritten Tage die Gräſer und Kräuter erſchuf, drangen auch die Blumen, die wir Lilien nennen, mit dem langen ſchlanken Leibe und dem großen ſchneeweißen Haupte aus der befruchteten Erde hervor. Sie ſtanden aber im Paradieſe unter dem Schatten des Baumes, deſſen Früchte zu koſten der Schöpfer den erſten Menſchen verbot. Eva hatte die weißen Blumen vor allen andern lieb und konnte ſtundenlang bei ihnen ſitzen und mit ihnen ſchwatzen: denn im Paradieſe redeten Menſchen, Thiere, Pflanzen und Steine nur eine Sprache.

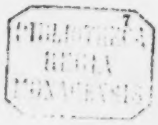
Eine von den Lilien war aber höher gewachſen als ihre Schweſtern und konnte faſt die herabhängenden Zweige des Baumes und die goldenen Früchte daran berühren. Die helle bunte Farbe gefiel ihr wohl und als ſie nun auf ihre Schweſtern herabſah, wunderte ſie ſich, daß ſie weiß waren. Schweſtern, ſprach ſie, bin ich auch ſo weiß wie ihr? Und die Schweſtern nickten freundlich.

Da kam der Tag, wo die böſe Schlange die ſchöne Eva verführte, daß ſie von der Frucht des verbotenen

Baumes aß. Die Lilien sahen es und hätten sie gern gewarnt, aber sie fürchteten sich vor der großen Schlange und waren in Angst keines Wortes mächtig. Die hohe Lilie aber dachte bei sich, wie sie das Weib von dem schönen Apfel essen sah: es wäre recht schade, daß die Blumen nicht mit davon genießen könnten.

Da kam Adam, und Eva reichte ihm den angebissenen Apfel und er aß ihn auf. Die Schale aber warf er an den Boden und sie fiel zu den Füßen der hohen Lilie. Und wie diese das Farbige unter sich glänzen sah, sprach sie zur Spinne, die an dem Stamme des Baumes nistete: Spinne, mache mir ein Kleid von der goldenen Schale. Und die Spinne spann alsbald einen Faden und nahm die Schale, durchschnitt und befestigte und setzte nicht ab, bis das Kleid der Lilie fertig war. Da sprach sie zu ihren Schwestern: Bin ich noch so weiß wie ihr? Die weißen Lilien erschraken und schüttelten mitleidig das Blumenhaupt.

Und es kam die Stunde, wo Gott der Herr das ungehorsame Paar aus seinem himmlischen Garten in die weite Welt der Arbeit und des Todes hinaustrieb. Und wie Adam und Eva weinend und händeringend vor dem Baume und den Blumen, die darunter standen, vorüberflohen, da weinten die weißen Lilien mit ihnen; und die hohe Lilie faßte ängstlich ihr goldenes Kleid an und wollte es sich herunterziehen. Aber siehe, es war ihr angewachsen und sie bückte sich, dunkler geröthet von der Schaam über ihre Eitelkeit, tief in die andern Blumen hinein.



Bis auf den heutigen Tag trägt das Geschlecht der Feuerlilien jenes goldene Kleid zum Andenken an die Glanzsucht der Mutter: und wenn sie unter weißen Lilien stehen, sieht man es ihnen wohl an, daß sie die schimmernde Schale gern abwerfen möchten. Die weißen aber betrauern in ihrer Unschuld, daß sie die Menschen und die feuerfarbene Schwester aus ihrer vertraulichen Gemeinschaft verloren.

Markos Bozzaris.

Eine biographiſche Skizze.

Markos Bozzaris, der Leonidas des wiedergeborenen Griechenlands, ſtammte aus einer alten, durch Vaterlandsliebe und Tapferkeit ausgezeichneten Suliotenfamilie. Sein Vater, der unerſchrockene Kitſos Bozzaris, war einer der wenigen Sulioten, welche nach der Uebergabe der Bergveſten von Suli an den Tyrannen von Janina im Jahre 1801 den verrätheriſchen Angriffen ſeiner Söldner entgingen, und die ioniſchen Inſeln erreichten. Von tauſend Sulioten, aus jedem Alter und Geſchlecht, die mit dem Kitſos von Burgareli auszogen, blieben nur fünfundfünfzig Männer und eine Frau übrig, und zu dieſer Zahl gehörte auch der Häuptling.

Kitſos lebte hierauf einige Jahre in franzöſiſchen Dienſten, bis die Beſitznahme der ioniſchen Inſeln durch die Engländer ſeine Lage veränderte und ſeinen Tod herbeiführte. Engliſche Agenten, verſteckte Helfershelfer des Ali Paſcha, verleiteten ihn, die Inſeln zu verlaſſen und ſich, der neu beſchworenen Treue des Tyrannen vertrauend, nach Arta zu begeben, wo er im Januar 1813 durch Mörderhand fiel.

Markos Bozzaris war ſeinem Vater nach den Inſeln gefolgt und verlebte dort ſeine Jugend. In franzöſiſchen

Kriegsdiensten übte er seinen Arm, und blickte sehnsuchtsvoll nach den Bergen seines Vaterlandes hinüber, der Zeit harrend, wo er sein Schwert für dessen Freiheit gebrauchen möchte. Der Krieg, welchen die Pforte im Jahre 1820 gegen den nach Unabhängigkeit strebenden Ali Pascha eröffnete, rief die geflüchteten Sulioten zu den Waffen gegen ihren grausamen Feind; und auch Markos Bozzaris folgte dem Rufe des Ismael Pascha Bey, und stellte sich an der Spitze eines Haufens seiner Landsleute unter die türkischen Fahnen. Die Sulioten forderten für ihre Dienste keinen andern Preis, als die Erlaubniß, sich mit ihrem Blute die Berge wieder erobern zu dürfen, in welchen die Asche ihrer Väter und Verwandten, der Schlachtopfer des Tyrannen von Janina, ruhte. Markos Bozzaris war ein Mann im kräftigsten Alter, hoch und schlank wie eine Tanne der Suliotischen Berge, und seine Leichtigkeit und Schnelligkeit waren so groß, daß man ihn in Liedern mit dem Winde verglich, welcher über ein Saatfeld weht, ohne die Aehren zu beugen. Keiner kam ihm im Ringen, Werfen und Fechten gleich, und wenn er mit seinen langen, fliegenden Haaren, mit glatt geschorener Stirn, mit seinen blauen funkelnden Augen auf einer Felsenklippe stand, hätte man ihn für einen Sohn der alten Pelasger halten mögen, welche die Berge von Epirus zuerst bevölkert haben sollen. Von Verlangen brennend, den Mord seines Vaters zu rächen, forderte er für seinen kleinen Haufen eine Stellung unter den Vorposten der Armee, welche Prevesa angreifen sollte, und der alten Sitte seines Landes getreu, Weib und Kind im Kampfe hinter sich zu haben, ließ er seine Gattin, die schöne Chryse, und seine beiden Kinder zu sich in das Feld kommen. Mit

welchem Entzücken ſah er von ferne die Höhen ſeines Vaterlandes wieder und begrüßte ſie mit hellen Geſängen! Denn die Natur hatte ihm zu dem Schwerte auch die Leier verliehen, und wie Achilles ſang er die Heldenthaten ſeiner Väter, wenn er von ſeinen eigenen ausruhte. Das gute Vernehmen zwiſchen dem Ismael und den Sulioten dauerte nicht lange, und Ali Paſcha benutzte ihre Unzufriedenheit, um Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen. Schon fing der Geiſt der Freiheit ſich wie ahnend in Griechenland zu regen an, und die Sulioten ſollten die erſten ſeyn, welche die Fahne der Unabhängigkeit mitten in der türkiſchen Armee aufpflanzten. Ali Paſcha erleichterte ihnen dieſen Schritt. Markos Bozzaris hatte ſich ſelbſt zur Geißel für die Treue ſeiner Landsleute in Janina ſtellen wollen, und lieferte, da man ihm dieſes Opfer ſtreitig machte, ſeine ſchwangere Gattin mit ſeinen beiden Kindern dem Ali Paſcha aus. Noch ehe eine Nachricht von dem Aufſtande in der Moldau die Küſten von Griechenland erreicht hatte, ſtanden die Sulioten den Türken mit der Fahne des Kreuzes gegenüber. Es war um Mitternacht, als der tapfere Markos Bozzaris ſeinen Haufen aus dem türkiſchen Lager herausführte und den Berg Paktoras bei Janina erſtieg. Als die Morgenröthe den Horizont erleuchtete, ließ er ein Freudenfeuer geben und weckte das türkiſche Heer mit einem Kriegsgeſchrei aus dem Schlafe. Die Türken rafften ſich auf und erblickten über ihren Häuptern die Fahne des Kreuzes wehend; da ergriffen ſie die Flucht und die Sulioten verfolgten ſie bis nach Variades, wo Bozzaris ſich mit einer größeren Schaar ſeiner Waffenbrüder vereinigte. Viele tapfere Thaten vollführte Markos Bozzaris mit ſeinen Getreuen in dieſem Feld-

zuge gegen Ismael Pascha Bey und Churschid Pascha. Bei den fünf Brunnen*) schlug er fünf tausend Osmanen in die Flucht, und jagte sie wie Ziegenherden vor sich her; dem Churschid Pascha nahm er seine arabischen Hengste bei Variades ab, und wo sein Name als Feldgeschrei ertönte, da fiel ein Schrecken Gottes auf die Häupter der Türken nieder, noch ehe ein Schwertstreich sie erreicht hatte. Unter seinen Siegen prangen die Namen der Gefechte bei Kumchades, Arta, Neniassa und Derera. Bei Arta focht er wie ein Löwe. Er war der erste, welcher am 26. November 1821 die türkischen Batterien vor Arta erstieg und in die Stadt eindrang. Aber zu schwach, sie mit seinem kleinen Haufen gegen die ganze Armee des Churschid Pascha zu behaupten, räumte er sie nach einigen Tagen wieder und zog sich in die Berge zurück.

So lange hatte Markos Bozzaris, wenigstens dem Namen nach, als ein Hauptmann des Ali Pascha gefochten. Aber er diente dem Tyrannen nicht, sondern der Tyrann diente seinen Plänen, und die Freiheit Griechenlands war es, für die er sein Haupt dem Tode in jedem Kampfe darbot. Was er an Gefangenen und an Beute gewann, schickte er nach den Bergen von Suli, auf denen die Suliotinnen die Trophäen der Siege ihrer Männer aufpflanzten, und Aga's und Bey's unter den Geißelhieben ihrer Knaben zur Sklavenarbeit antrieben. Aber Chryse war nicht unter ihnen. Sie war mit den übrigen Geißeln bei der Einnahme von Janina in die Gewalt des Churschid Pascha gefallen, und Markos Bozzaris, nach dem Tode des Ali Pascha von

*) Eine Stein: Tagereise von Janina.

jedem Bande gelöſt, mit welchem die eiſerne Nothwendigkeit ihn an den Mörder ſeines Vaters gefeſſelt hatte, eilte, als Geſandter ſeiner Landsleute, nach Korinth, um der griechiſchen Regierung die Dienſte der tapfern Söhne von Suli anzubieten und über den Austauſch der gefangenen Geißeln von Janina zu unterhandeln. Nothi Bozzaris, der Oheim des Markos, der Neſtor der Sulioten, hatte ſeinem Neffen einen Brief an die griechiſche Regierung übergeben, welcher lautete:

„Meine Ahnen, mein Vater, mein geliebter Bruder ſind für die Sache geſtorben, die uns heute bewaffnet. Sie ſind unſre Vorläufer geweſen, Ihr wißt es, meine Brüder: denn wer hat wohl nicht gehört von den Kämpfen und Leiden der Söhne von Suli, jener Gegend, welche man das letzte Bollwerk der Freiheit benannte? Ich will aber nicht von den Leiden zu Euch ſprechen, die ich erduldet habe; doch das Grauſamſte erdulde ich jetzt, indem ich meine Verwandten und Landsleute in den Händen der Feinde weiß.“

„Da ich gehört habe, daß engliſche Agenten, die Verkäufer von Parga, mit Euch über die Auslöſung des Harems des Churſchid Paſcha für baares Geld unterhandeln, ohne der Geißeln zu erwähnen, welche im Schloſſe des See's von Janina in die Hände des Paſcha gefallen ſind, ſo muß ich Euch benachrichtigen, daß unſre Feinde dadurch Zwietracht unter uns zu erregen hoffen. Ich mache Euch daher auf die Euch gelegte Schlinge aufmerkſam. Die Sulioten ſind bereit, ihr Leben für die Freiheit des Vaterlandes hinzugeben. Sie gaben die Ihrigen zum Opfer für daſſelbe preis, als ſie

dieſe dem Tyrannen ausliefern, der ſie gemordet haben würde, wenn er Sieger geworden wäre. Nun ſind ſie durch Gottes Schickung dem Henkerbeile entgangen: ſoll die Welt einſt ſagen, daß die Regierung von Hellas ſie verlaſſen habe?“

Der einfache aufrichtige Ton dieſes Briefes, unterſtützt durch die kräftige Beredſamkeit ſeines Ueberbringers, wirkte auf die verſammelten Mitglieder der griechiſchen Regierung, und die Suliotiſchen Geißeln wurden ohne Ausnahme mit in den Preis für die Auslieferung des Harems eingeſchoben. Nach einigen Monaten war der Austauſch beendigt, und Markos umarmte nach ſo langer und harter Trennung ſeine Lieben wieder, ſeine Chryſe, ſeine Kinder. Aber ſein jüngerer Bruder war nicht unter den Zurückgegebenen. Der Paſcha hatte ihn hinrichten laſſen, ehe die Unterhandlung wegen der Auslöſung ſeines Harems ihn zur Schonung der Geißeln zwang, und Markos mußte Thränen des Schmerzes mit Thränen der Freude an dem Tage des Wiederſehens vermiſchen *).

Bei der Eröffnung des neuen Feldzuges im Jahr 1822 ſammelte Markos Bozzaris in Triſonia, einer Inſel im Meerbuſen von Lepanto, vierhundert tapfre Söhne des Doriſchen Stammes unter ſeine Fahnen, um an ihrer Spitze dem Heere voranzuziehen, welches den Krieg nach Epirus ſpielen ſollte. Der Fürſt Maurokordato, welcher als Diktator dieſe Unternehmung leiten ſollte, landete den 5. Juni in Miſſolunghi, und der Graf Normann-Ehrenfels,

*) Markos Bozzaris hatte zwei jüngere Brüder, von denen der jüngſte das hier erwähnte Schlachtopfer iſt. Der andere, Konſtantin Bozzaris, iſt der bekannte Nachfolger ſeines Bruders in der Feldherrnſchaft über die Sulioten.

Chef ſeines Generalſtabes, bildete zwei auserwählte, regelmäßig disciplinirte Corps, das eine aus Philhellenen beſtehend, das andre aus Griechen, die in Frankreich oder in Rußland den Kriegsdienſt gelernt hatten. Unterdeſſen hielten die Sulioten, hundert gegen tauſend ihrer Feinde, und in ihren Reihen Weiber, Kinder und Greiſe, den Horden des Churſchid Paſcha und Omer Brionés auf ihren Felſenhöhen unerſchütterlich Stand, Trotz bietend den türkiſchen Waffen und den engliſchen Worten. Denn die ioniſchen Inſeln ſandten Agenten auf Agenten aus, um die von dem Lichte der Freiheit Geblendeten in den Schatten der hohen Pforte zurückzuführen. Die Sulioten feierten die Nachricht von der Ankunft des Fürſten Maurokordato in Miſſolunghi durch einen Angriff auf die Türken, welcher dieſe nöthigte, ſich von Kiapha, einer der ſtärkſten Bergveſten von Suli, deren Verſchanzungen ſie ſich genähert hatten, zurückzuziehen. Nicht lange nachher erſchien Markos Bozzaris, den Seinigen die lang erſehnte Hülfe zuführend. Seine Schaar mochte höchſtens achthundert Mann zählen, aber unter ihnen war kein Feiger: Söhne der Berge, zum Kriege geboren und aufgeſäugt, gegen alle Mühſeligkeiten eines Feldzuges verhärtet, gingen ſie zum Kampfe gegen die Horden ihrer Feinde, wie Jäger zur Jagd: je mehr Wild, deſto fröhlicher der Tag. Mit dieſem Häuflein drang Bozzaris unaufhaltſam vor, entſchloſſen, ſich einen Weg zu ſeinen Landsleuten zu bahnen, welche, von allen Seiten umzingelt und abgeſchnitten, jeden Fuß breit Landes auf ihren Höhen, wie das heiligſte Kleinod ihres Lebens, vertheidigten. Er ſchlug die Türken in den Engpäſſen von Derera und faßte hier im Angeſichte der

Berge ſeines Vaterlandes einen feſten Stand, um den Erfolg der übrigen Unternehmungen, und namentlich die Einnahme der fünf Brunnen abzuwarten, ohne deren Beſitz nicht weiter gegen Suli vorgerückt werden konnte. Aber am 12. Juli fiel eine mehr als zehnfache Uebermacht der Türken über ihn her und zwang ihn zum Rückzuge gegen Arta. Wenige Tage darauf wurden die Philhellenen bei Peta aufgerieben, und der Verrath einiger Häuptlinge der akarnaniſchen Griechen vollendete den unglücklichen Erfolg des Feldzuges gegen Epirus. Die Sulioten, nunmehr jeder Hoffnung beraubt, Unterſtützung von der Armee des Maurokordato zu erhalten, und von den unermüdlichen Engländern zur Verzweiflung gebracht durch die Nachrichten von dem Vordringen des Churſchid Paſcha nach Morea, welches ja auch von unſern Philohmanen als das Ende des griechiſchen Aufſtandes ausposaunt wurde, kapitulirten am 9. Auguſt mit dem Omer Briones, und wurden auf brittiſchen Schiffen nach Kephalonia geführt.

Und Markos Bozzaris konnte bei dieſem Stande der Dinge nichts für ſein Vaterland thun, als es beweinen. Denn obgleich der Peloponnes bald wieder von der Ueberſchwemmung der Horden des Churſchid Paſcha gereinigt worden war, ſo wurde doch die kleine Armee der Griechen in Aetolien jetzt auf das härteſte bedrängt, und es galt vor Allem, nur Miſſolunghi zu retten, gegen welches die ganze Macht des Omer Briones und Rutſchid Paſcha von allen Seiten anrückte. Nach manchen glücklichen und unglücklichen Streifzügen gelang es dem Markos Bozzaris, ſich bei Dervendiſta mit dem Fürſten Maurokordato zu vereinigen, und während dieſer mit ſeiner kleinen Schaar ſich

in die Festung Missolunghi warf, hielt jener mit seinen Helden den Horden des Omer Briones und Rutschid Pascha bei Krionero am Berge Arakynthos vom Sonnenaufgange bis zum Sonnenuntergange Stand. Dieser Kampf der Sechshundert des Markos Bozzaris, am 4. November 1822, verdient dem Thermophylenkampfe an die Seite gestellt zu werden. Nach alter Sitte wuschen die Helden ihre langen Haare und kämmten sie glatt von der Stirn zurück. Dann legten sie ihren schönsten Schmuck an, als gingen sie einem Feste entgegen, und weiheten sich feierlich alle untereinander zu Brüdern ein. Ein Kreuz stand in ihrer Mitte; vor ihm warfen sie sich nieder, und ein Priester segnete sie. Sie wechselten ihre Waffen mit einander, reichten sich die Hände und bildeten eine Kette. Hierauf sprachen sie die Worte: Mein Leben ist dein Leben, und meine Seele ist deine Seele; und der Priester gab zuerst dem Markos Bozzaris den Kuß des Friedens, von dessen Munde er weiter ging durch alle Reihen, bis der Beginn des Kampfes das Werk der Liebe beendigte. Von den Mauern von Missolunghi herab sahe man das Feuer der unsterblichen Schaar bis in die Dunkelheit des Abends hinein aus dem Staube des Kampfes hervorblitzen. In der Nacht brannten die Wachtfeuer der Feinde auf dem Felde der Schlacht, und am andern Morgen zog Markos Bozzaris mit zweiundzwanzig Sulioten in Missolunghi ein. Die übrigen lagen Hand in Hand auf dem Kampfplatze.

Die Vertheidigung von Missolunghi durch den Fürsten Maurokordato gehört zu den lichtesten Punkten in der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes, und wir setzen die nähern Umstände derselben aus der trefflichen Beschreibung

des Colonels Voutier bei den Lesern als bekannt voraus *). Die Besatzung des Platzes war schwach, die Festung in schlechtem Stande, für Munition und Proviant wenig gesorgt, und die Hoffnung auf Entsatz unsicher und wenigstens sehr fern; mehrere Offiziere drangen daher in den Fürsten Maurokordato, den Platz aufzugeben und sich mit den Seinigen einzuschiffen. Aber er antwortete: Die Einwohner dieser Provinz verdienen es zwar nicht, daß wir uns für sie aufopfern; aber, wenn ich mich von hier entferne, so wird sich dieses ganze Volk von Akarnanien und Aetolien dem Feinde unterwerfen, und die Horden der Albaneser werden nach Patras vordringen. Der Peloponnes, welcher genug zu schaffen hat, würde diesem neuen Angriff erliegen, und die Sache der griechischen Freiheit wäre dann rettungslos verloren. Nein, meine Freunde, hier müssen wir sterben. —

Nachdem Markos Bozzaris in Missolunghi angekommen war, dachte er zuerst an seine Pflichten gegen seine Familie, welche sich schon früher in die Mauern dieser Festung geflüchtet hatte. Seine Schwester war mit einem jener Verräther vermählt, welche unter dem Varnakiotis die Fahne des Kreuzes schändlich verlassen und sich zu dem Halbmond geschlagen hatten. Diese Unglückliche wollte er nicht eher seine Schwester nennen, bis sie sich von ihrem unwürdigen Gatten durch eine feierliche Scheidung getrennt hätte, und sie selbst war eine Suliotin, die im Stande gewesen wäre, einen Gatten zu morden, der sein Vaterland verrathen konnte. Der Erzbischof von Arta sprach also die Schei-

*) Mémoires de Voutier, p. 295. ff.

dung über das Paar aus, welches keine Macht der Erde, auch ohne dieſen Spruch, wieder zu vereinigen vermocht haben würde. Alsdann umarmte er ſie wieder, aber zum letzten Male. Denn ſchon hatte er ein Schiff gemiethet, welches ſie mit ſeiner geliebten Chryſe und ſeinen Kindern nach Italien führen ſollte. Der Obhut der Engländer wollte er das Theuerſte, was er auf Erden beſaß, nicht anvertrauen, und die in Miſſolunghi blieben, hatten ſich dem Tode geweihet. Am 6. November ſegnete Bozzaris ſein Weib und ſeine Kinder und gab ihnen den Kuß des Abſchiedes, und am 7. war Miſſolunghi zu Lande und zu Meere umzingelt. Das Schiff ſegelte nach Ancona, und Bozzaris ſahe die Seinigen nicht wieder.

Während der Belagerung von Miſſolunghi zeichnete ſich Markos Bozzaris eben ſo ſehr durch Tapferkeit als durch Klugheit aus, und er war es vorzüglich, welcher einen Adjutanten des Omer Brionés, den er perſönlich kannte, durch falſche Vorſpiegelungen von Uebergabe und Abfall von Tage zu Tage hinhielt, und auf dieſe Weiſe den für die Griechen ſo günſtigen Waffenſtillſtand verlängerte. Als aber die enttäuſchten Türken die Feindſeligkeiten wieder eröffneten, ſtand Bozzaris ihnen in vielen Vorpoſtengefechten und Ueberfällen ſtets ſiegreich gegenüber, und nachdem die aus dem Peloponnes zum Entſatze heranrückende Hülfe die Belagerer zu dem entſcheidenden Sturme des 6. Januars 1823 vermocht hatte, und dieſer zu einer gänzlichen Niederlage des Omer Brionés ausgeſchlagen war, fiel der Suliotenheld bei den akarnaniſchen Seen am Achelous über den Nachtrab der Fliehenden her, und hieb Alles nieder, was ſich ihm nicht ergeben wollte. Auch ein großer Theil

des Gepäcks des Omer Briones wurde eine Beute des Siegers. Bald nach diesem Gefecht ernannte der Fürst Maurokordato den Markos Bozzaris, dessen Tüchtigkeit er während der Belagerung von Missolunghi kennen gelernt hatte, zum Stratarchen des westlichen Griechenlands, und der Kongreß der Regierung zu Astros bestätigte ihn in dieser Würde.

Die zerstreuten Horden des Omer Briones sammelten sich unterdessen allmählig wieder, und neue Werbungen mit hohem Solde ersetzten die großen Verluste, welche sie bei Missolunghi erlitten hatten. Markos Bozzaris benachrichtigte den Kongreß von diesen Rüstungen, und wandte alle seine Mittel und Kräfte auf die Befestigung von Missolunghi und Anatoliko, einer Insel in dem Meerbusen über dieser Stadt, damit die wehrlose Bevölkerung von Aetolien sichere Zufluchtsörter finden möchte, wenn die Armee des Omer Briones diese Provinz noch einmal überschwemmte. Und bald ergab sich die Richtigkeit seiner Voraussicht und die Weisheit seiner Maßregeln. Denn Omer Briones und Jussuf Pascha drangen im Mai gegen Missolunghi vor, und indem Bozzaris die zwischen diesen beiden Heerführern herrschende Eifersucht listig benutzte, schlug er einen Theil der Truppen des Jussuf Pascha bei Olpe, am Berge Sparton Oros, und führte dadurch einen Aufstand der Albaneser im Heere dieses Feldherrn herbei. So wuchs der Ruhm des Bozzaris mit jedem Tage, und die Seinigen nannten ihn den Adler von Suli; und was die Waffen tragen konnte, drängte sich zu seiner Fahne, über welcher der Sieg schwebte. Um diese Zeit mochte es seyn, als er die Nachricht erhielt, daß seine Familie in Ancona gelandet sei, und

daß die Schweizer ihr einen ſichern und ehrenvollen Aufenthalt in ihren Bergen angeboten. Freudenthränen benetzten die Wange des Helden bei dieſer Kunde, und nach langer Zeit ſoll er damals wieder in ſein Saitenſpiel gegriffen und ein Lied geſungen haben. Da ſaß er in der Nacht am Wachtfeuer, und wenn er ſang, wurden ſeine kriegsmüden Sulioten nicht ſchlafen. Denn er ſang Lieder von Suli, von dem Vaterlande der Tapferkeit, und als ohne er den Tod, welcher ſeinen Namen auf ewig mit dem des Leonidas verknüpfen ſollte, floß der Name des alten Sparterkönigs in dieſen Schwanengeſängen oft von ſeinen Lippen.

Ein dritter Feldherr, Muſtai Paſcha, drang im Juli mit einer großen Macht von Norden her, an den Ufern des Achelous herunter, auf Aetolien ein. Schon hatte er ſich der Berge von Agrapha bemeiſtert, und rückte gegen Vrachori vor, wo ein kleiner Haufen unter dem Hauptmann Sturnaris ihm keinen langen Widerſtand zu leiſten im Stande geweſen wäre. Bozzaris eilte ſogleich, als er die Nachricht von den Fortſchritten des Feindes erhalten hatte, dem Paſcha entgegen, nicht fragend: Wieviel? ſondern: Wo? Nur das Eine wußte er: daß er in dieſem Kampfe ſterben oder ſiegen würde. Daher ſchrieb er vor ſeinem Aufbruche einen Abſchiedsbrief an ſeine Familie und einen andern an den Erzbiſchof Ignazios, welcher ſich damals in Piſa aufhielt. Er ſchildert in dieſem letzten Schreiben die gefährliche Lage Griechenlands, und endigt mit den Worten: „Gebe die göttliche Vorſehung Kraft, dem Feinde zu widerſtehen, und würdige ſie und ihrer Hülfe.“

Bei Karpenitzi traf die Heldenſchaar des Bozzaris mit den türkiſchen Horden zuſammen. Er kam am 19. Auguſt

mit vierhundert und fünfzig Sulioten in den Engpäſſen des Berges Kallidromos an. Ihm folgten außerdem noch dreihundert Jünglinge, die er in den Gebirgen Aetoliens geworben hatte. Dieſe vereinigte er mit den wenigen Truppen, welche die Hauptleute Makryds und Zongos den Türken entgegengeführt hatten, und trug ihnen auf, den Bewegungen des Feindes zu folgen und ihn zu beunruhigen, mit dem Anbruche der Nacht aber jeden Angriff einzuſtellen, bis daß ein verabredetes Zeichen ſie zu einem gemeinſchaftlichen Ueberfall aufrufen würde. Alle gehorchten den Befehlen des Stratarchen, und wie Adler, bereit auf ihre Beute herabzuſtürzen, ſtanden zweitauſend und fünfhundert Griechen in der folgenden Nacht auf ihren Poſten, des Zeichens ungeduldig harrend, um auf ein Heer von zwanzigtauſend Türken loszuſchießen. Der Serabkier war mit achttauſend Mann, als Vortrab, der Hauptarmee vorangerückt, und Bozzaris beſchloß, dieſe Abtheilung zuerſt anzugreifen.

Nach alter Landesſitte bereitete ſich der Held durch ein feſtliches Mahl mit ſeinen Waffengefährten zu dem Kampfe vor, und goß dabei der gekrönten Jungfrau, der Beſchützerin von Suli, heilige Trankopfer aus. Hierauf badeten ſich die Krieger in den Wogen des Fluſſes Kampylos, welcher ſich von den Bergen herab in den Acheloos ſtürzt, und kämmten ſorgfältig ihre langen Haare von der Stirn zurück. So gereinigt und geſchmückt mit Kränzen und Sträußen, in ihrem beſten Waffengeſchmeide, traten ſie vor ihren Feldherrn, um deſſen Befehle zu vernehmen.

Markos Bozzaris, angethan mit der blauen Feldherrnchlamys, ſprach ſie mit folgenden Worten an:*) „Meine

*) Sie ſind neu wiedergegeben.

lieben Brüder und Waffengefährten! Wer an Jeſum Chriſtum glaubt, deſſen heilige Fahne vor uns weht, der bereite ſich vor, zu ſiegen oder zu ſterben. Wenn wir unſre Macht mit der der Barbaren vergleichen, ſo ſind wir freilich die ſchwächeren in der Zahl; aber Ihr möget aus den Maßregeln, die ich ergriffen habe, ſchließen, daß, wenn es uns auch unmöglich iſt, ihnen in ihrer Geſammtheit die Spitze zu bieten, wir doch im Stande ſeyn werden, ſie theilweiſe zu ſchlagen und anzugreifen. So war mein Plan. Jetzt ſind wir umringt, und es bleibt uns nichts übrig, als einen entſcheidenden Schlag auszuführen. Gott hat uns hierher geführet. Das Vaterland und die Nachwelt erwarten von uns ein großes Beiſpiel."

„Dieſe Nacht, meine Brüder, in dieſer Nacht noch, im Schutze der Dunkelheit, habe ich beſchloſſen, in das Lager der Feinde einzubrechen, ohne einen Schuß Pulver abzubrennen. Der Säbel und der Dolch ſollen unſre einzigen Waffen ſeyn, um Tod, Schrecken und Verheerung zu verbreiten. Das Wagſtück iſt kühn, ich fühle es mit Stolz. Jeder von Euch betrachte die Gefahr und entſcheide ſich frei; denn ich will zu dieſem ſchönen Kampfe nur Männer, die ſeiner würdig ſind."

So ſprach Markos Bozzaris, und zweihundert und vierzig Helden traten hervor und riefen mit Einer Stimme: „Wir gehen mit Dir! Gott ſey' uns bei!" Er ſegnete und umarmte die Tapfern, und wandte dann ſeine Blicke auf die Sulioten, welche bis jetzt geſchwiegen hatten und jetzt erſt hervortraten. „Kein, meine Brüder, ſprach er zu ihnen, Gott hat jedem von uns ſeinen Platz angewieſen. Er rechnet auf Euch, daß Ihr ein unerſtürmbarer Rückhalt

für uns seyn sollt. Ich übergebe Euch die Wacht bei der Fahne des Kreuzes, und mein Bruder Konstantin wird Euch führen."

Jetzt nahm er das Diplom, durch welches die griechische Regierung ihn zum Stratarchen ernannt hatte, küßte es ehrfurchtsvoll und zerriß es. „Wir wollen uns Diplome mit unserm Blute schreiben! rief er aus. Freunde, unser gemeinsames Vaterland ist im Schooße des Sieges, oder dort oben in den Wohnungen des Ewigen, dessen Sache wir vertheidigen."

Der türkische Vortrab hatte sich des Fleckens Karpenitzi bemächtigt und unter diesem sein Lager aufgeschlagen. Das Terrain desselben war eine Ebene, welche rings von Weinbergen und Gräben umschlossen wurde. Bozzaris stand ein paar Stunden weit davon entfernt und setzte sich nach Sonnenuntergang in Bewegung. Er hatte den übrigen Anführern, den Hauptleuten Belezes, Kara Hyskos, Tzeguris Tsavellas und Kitzos ihre Stellungen angewiesen, welche sie unverrückt behaupten sollten, bis die Trompete die Stille der Nacht durchbräche. Sternari (Flintenstein) hieß das Losungswort. Bozzaris mit seinen Auserwählten stand allein, und gegen zehn Uhr rief er aus: „Gott sieht und führt uns!" Leise murmelten seine Tapfern es nach und rückten im tiefsten Schweigen gegen den Feind. Es war Mitternacht, als Bozzaris sich über die schlafenden Vorposten der Feinde stürzte, und in einer Stunde deckten mehr als fünfhundert Leichen der Barbaren das Feld. Jetzt wurde es laut im Türkenlager, und halb schlaftrunken griffen die Barbaren zu den Waffen. In der ersten Verwirrung glauben die Osmanen, daß die Kaimeser in ihrem

eigenen Heere ſie verrathen haben, und es entſpinnt ſich ein Kampf in dem Lager der Türken, noch ehe die Griechen es betreten haben. Als Bozzaris das Feuern in dem feindlichen Heere vernahm, rief er ſeinen Soldaten zu: „Ihr hört es, meine Brüder! Gott liefert die Ungläubigen in unſre Hände. Auf! folgt mir!“ Und zugleich dringt er vorwärts und frägt mit lauter Stimme: „Wo ſind die Paſcha's?“ So gelangt er in das Zelt des grauſamen Hago Beſſiaris, des Unterfeldherrn des SerasKiers. „Henker der Sulioten! ſchreiet er ihn an, Du ſollſt mir nicht entwiſchen!“ Und mit dieſen Worten ergreift er ihn bei'm Barte und durchbohrt ihn mit ſeinem Dolche. Neben dieſem Zelte lagerte der Paſcha Sepher und ſchlief ruhig, während das Blut ſeines Nachbars floß. Bozzaris reißt ihn aus ſeinem Schlafe und übergiebt ihn ſeinen Soldaten als Gefangenen, mit dem Befehle, ihn bei'm erſten Worte, das er laut werden ließe, zu ermorden. „Wo ſind die Paſcha's?“ ſo rief Bozzaris noch immer durch das Lager, und ſchon war er bis zu dem Zelte des Muſtai Paſcha vorgedrungen, und hatte deſſen Waffenträger mit eigener Hand niedergehauen, ſchon lagen ſieben Bey's vor der Schwelle des Feldherrn hingeſtreckt, als eine Kugel den Suliotenheld am Gürtel traf. Ein Neger, mit deſſen Blute er ſeine Klinge nicht hatte beſudeln wollen, war es, der mit einer Piſtole nach ihm geſchoſſen hatte. Er ging abſeits, um ſeine Wunde zu verbinden, welche zwar nur leicht war, aber doch vor ſeinen Soldaten verborgen bleiben ſollte. Unterdeſſen hörte er, wie die feindlichen Anführer den Ihrigen Muth einſprachen und ſie verſicherten: Es ſei ein Irrthum, und noch kein Grieche habe das Lager betreten.

Da sprang Bozzaris augenblicklich hervor, und schrie mit lauter Stimme: „Stoßt in die Trompeten! Nein, Ungläubige, es ist kein Irrthum. Markos Bozzaris ist in Eurem Lager, und keiner von Euch wird ihm lebend entrinnen!“ Die Trompeten schmetterten, und die Türken stürzten in Masse nach der Seite hin, woher das Kampfzeichen erscholl. Da traf eine tödtliche Kugel das Haupt des Bozzaris, und er sank ohne Besinnung zu Boden. — Der Tag fing an zu dämmern, da suchten die Griechen ihren Feldherrn, und Sepher Pascha, der ihn zuerst unter den Leichen erkannte, rief jubelnd aus: „Markos Bozzaris ist todt!“ Augenblicklich büßte er diesen Ausruf mit dem Tode; und nun erhob sich ein Kampf wie zwischen Löwen und Tigern bei dem Körper des Suliotenheiden. Die Sulioten deckten mit ihren Leichen den Rückzug des Touzas, welcher den heiligen Leib des Bozzaris aus dem Schlachtfelde trug. Siegsgeschrei ertönte jetzt von allen Seiten her, und von allen Seiten drangen die von der Trompete gerufenen Schaaren aus ihren Hinterhalten auf die Feinde ein, und vollendeten die Niederlage des Osmanenheeres. Aber Bozzaris war todt, und die Lorbeern überschatteten sich mit dunklen Cypressen auf den Häuptern seiner Sulioten. Die Sonne ging auf und beleuchtete die Trophäen der Griechen. Das Lager der Türken ist in den Händen der Sieger, fünfzehnhundert feindliche Leichen bedecken seinen Boden, alles Gepäck ist zurückgeblieben, die Geschlagenen haben sich in die Berge von Agrapha geflüchtet, die Fahne des Kreuzes wehet über dem Zelte des Feldherrn der Ungläubigen. —

Markos Bozzaris war als ein Todter von dem Schlachtfelde hinweggetragen worden, und die Seinigen beweinten

ihn als einen Todten. Aber er sollte das Licht noch einmal wiedersehen, welches den Sieg des Kreuzes über den Halbmond mit seinen ersten Strahlen verklärte. Aus dem Gedränge des Kampfes gerettet, lag er auf einer Trage, um ihm seine Hauptleute und Offiziere: da flog sein Bruder Konstantin herbei, sank vor der Bahre nieder und ergriff die Hand des gefallenen Helden. Markos Bozzaris schlug die Augen auf und sprach mit zitternder Stimme zu den Seinigen: „Meine Brüder, ich habe dem Vaterlande meine Schuld bezahlt. Euch empfehle ich mein Weib und meine Kinder. Seid einig, treu dem Vaterlande, demüthig vor Gott! Laßt mich hier, geht dem Feinde entgegen und vollbringt das Werk, das ich begonnen habe.“ Mit diesen Worten schloß der Held seine Augen und Lippen, und Konstantin, sein Bruder, zog seinen Säbel aus der Scheide und rief: „Warum weinen, meine Brüder? Indem wir ihn rächen, wollen wir ihn ehren. Laßt uns ihm Hekatomben von Feinden opfern, oder, wie er, für das Vaterland sterben!“ Den muthigen Worten folgte die muthige That, und Konstantin mit seinen Sulioten opferte an diesem Tage fünfhundert Türken den Manen seines Bruders.

Die Leiche des Suliotenheiden wurde nach Missolunghi getragen. Der Eparch Konstantin Metaxas mit allen Behörden der Regierung und der Stadt, und allen Truppen der Festung, ging dem Trauerzuge entgegen und führte ihn wie im Triumphe in die Thore ein. Voraus türkische Gefangene mit Ketten, die Schlachtrosse der Pascha's und Beh's, die bei Karpenisi gefallen waren, und Saumthiere, beladen mit Waffen und Fahnen, Turbanen und Roßschweifen. Die ältesten seiner Krieger trugen die Bahre auf

ihren Schultern, auf welcher der Held unbedeckt in seiner blauen Chlamys ruhte, neben ihm seine Waffen. Achttausend den Feinden genommene Ziegen und Schafe schlossen sich dem Zuge an, gleichsam um an den Hirtenstand des Suliotenhelden zu erinnern, und hinter diesen schleppten noch viele Lastthiere und Wagen die Beute des Sieges dem todten Sieger nach.

Das Haus des Eparchen nahm die Leiche des Markos Bozzaris auf und bewahrte sie bis zu ihrer feierlichen Beisetzung. Eine Ehrenwache, mit langen schwarzen Flortüchern um die Köpfe, umgab die Bahre und in allen Kirchen wurden Seelenmessen für den großen Todten gesungen. Am Tage der Beisetzung wurden die Thüren des Leichenhauses aufgethan, und die Vorhalle, in welcher der offene Sarg des Helden stand, war mit Fahnen und Trophäen zu einem Tempel des Sieges umgestaltet. Ein Lorbeerkranz umgab die Stirn des Leonidas von Suli, und in seiner Hand ruhte das Schwert, welches er in so vielen Schlachten siegreich, in allen rühmlich geführt hatte, noch roth von dem letzten Blute, welches es getrunken hatte. Alle Glocken läuteten, und der Donner der Kanonen scholl wetteifernd von den Wällen Missolunghi's und von den Mauern Anatoliko's. Alle Straßen, durch welche der Leichenzug ging, waren mit Lorbeern und Blumen bedeckt, und die alten Träger der heiligen Last wurden mit Kränzen und Zweigen überschüttet, als führten sie einen schönen Bräutigam zum Altare. Der Erzbischof Porphyrios, begleitet von seiner ganzen Geistlichkeit, versah das Todtenamt. Unter Gesang und Weihrauchduft zogen die Priester vor der Leiche her, an ihrer Spitze der würdige Erzbischof. Die Kirche, fest-

lich geſchmückt, empfing die irdiſchen Ueberreſte des Helden, wie heilige Reliquien, und ehe der Sarg in die Gruft geſenkt wurde, küßte die ganze Verſammlung in feierlicher Stille die Hand und die Stirn des todten Helden.

Ruhe in dem Schooße des Herrn, ruhmwürdige Seele, und die Erde ſei leicht deinem Leibe, Adler von Suli! Leb' wohl, leb' wohl! Bozzaris! *)

*) Die Gedichte: „Bozzaris" und „auf den Tod des Markos Bozzaris" finden ſich in Wilhelm Müller's ſämmtlichen Werken, Leipzig, 1827, 2ten Bdch. (Griechenlieder) S. 271 u. 276.

Bürgers Lenore und ein neugriechisches Volkslied.

Es ist bekannt, daß Bürger seine berühmte Ballade Lenore der Anregung verdankt, welche ihm folgende Verse eines alten Volksliedes gaben, die er einmal im Mondschein von einem Bauermädchen hatte singen hören:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feins Liebchen graut die nicht?

Diese Worte klangen in ihm fort und gestalteten sich allmälig zu der Ballade, die fast wie eine Geistererscheinung in das deutsche Publikum eintrat und mit Geistergewalt alle Herzen und Sinne an sich riß. Das Wunderhorn*) theilt uns ein längeres Lied mit, angeblich dasselbe, welches Bürger in jener Mondnacht singen gehört habe; indessen ist den Angaben des Wunderhorns, wie allen Wundern der neuern Zeit, nicht zu trauen, und es ist wohl möglich, daß Einer von den Herausgebern des Buches in einer andern Mondnacht das Lied weiter gesungen hat, als das Bürger'sche Bauermädchen. Der Grundgedanke der Ballade Lenore liegt in den drei angeführten Versen ausgesprochen vor uns: Ein Todter, welcher sein

*) 2r. 11. S. 19.

Liebchen in einer Mondnacht aus ihrem Hause holt und mit ihr reitet — natürlich in das Brautbett, das Grab. Ein alter, weit verbreiteter Volksaberglaube hat diese Vorstellung erzeugt, die uns unter ähnlichen Gestaltungen in mehreren nicht allein deutschen, sondern auch englischen, schottischen und dänischen Liedern und Sagen begegnet. Sie ist, im Ganzen aufgefaßt, etwa folgende: Ein feierlicher Schwur, ein mit Anrufung Gottes oder der Heiligen bekräftigtes Gelübde, eine Verpflichtung, die man für immer auf sich genommen, eine durch religiöse Gebräuche geweihte Verlobung oder Verbindung legen dem Menschen Fesseln an, welche der Tod nicht zerreißt; und was der Lebende, es sei durch seine Schuld oder auch nicht, zu leisten oder zu halten rückständig ist, dafür muß der Todte im Grabe haften. Wer etwas an ihn zu fordern hat, der ruft durch diese Forderung seinen Schatten aus der Unterwelt herauf, gewöhnlich aber zu eigenem Verderben. Denn was der Todte giebt, das kann der Lebende nicht annehmen, ohne mit Jenem in das dunkle Reich hinabzufahren, und die Religion gebietet: Lasset die Todten ruhen. So wie nun aber der Todte dem Lebenden verpflichtet bleibt für das, was er ihm aus dem Leben her noch schuldig ist, so bleib der Lebende auch dem Todten im Grabe ein Schuldner, und die Todten haben kein Geist, welches ihnen gebötet die Lebenden ruhen zu lassen. In jammervollen oder schrecklichen Gestalten treten sie um Mitternacht vor das Lager dessen, bei dem sie etwas zu erheben oder zu genießen haben: die Braut zeigt den Ring an ihrem Finger, und winkt zum Hochzeitbett, der in fremden Landen Umgekommene mahnt seinen falschen Freund um die Schätze,

die er vor der Abreiſe ſeinen habgierigen Händen anvertraut, und wehe dem, welcher den Todten nicht gute Rechenſchaft zu leiſten im Stande iſt!

Es konnte nicht fehlen, daß Bürger's Lenore, aus einem ſolchen Volksaberglauben entſprungen, nicht auch mancherlei Veranlaſſungen zu Vergleichungen mit ältern Volksliedern gegeben hätte, die auf demſelben Grund und Boden gewachſen waren. Die Engländer gingen ſo weit, daß ſie behaupteten, die ganze Lenore ſei aus einer alten engliſchen Ballade: **The Suffolk Miracle** entlehnt*). Wir könnten noch mehrere engliſche und ſchottiſche Balladen nennen, die, nach einer ſolchen Kritik, ſich als Originale des deutſchen Gedichts geltend machen dürften. Lenore, ohne zu wiſſen, daß ihr Verlobter im Felde geblieben iſt, aber ſeinen Tod ahnend, will ihn, der ihr gehört, um jeden Preis wieder haben, und verſchmäht Alles, was Himmel und Erde ihr zum Troſt und Erſatz für den Verlornen bieten können. Dieſer Forderung muß der Bräutigam im Grabe Folge leiſten, und der Frevlerin geſchieht, wie ſie gewollt. Die bekannte ſchottiſche Ballade: **Sweet Williams Ghost**, welche in Percy's Sammlung**) abgedruckt iſt, behandelt ganz denſelben Stoff, nur daß der nächtliche Ritt, der in Bürger's Darſtellung ſo charakteriſtiſch hervortritt, dort fehlt. Dagegen tritt in dem ſchottiſchen Gedicht das Verhältniß jener oben angedeuteten, auch über den Tod hinreichenden Verpflichtung viel klarer hervor. Ein Geiſt klopft an Margarethens Thür,

*) Monthly Magazine. 1796 September.
**) Reliques of ancient English poetry. T. I. p. 128.

es iſt ihr Verlobter, der aus Schottland kommt und ſeines Eidſchwurs von ihr entbunden ſeyn will:

Give me my faith and throth, Margret,
As I gave it tho thee.

Margarethe weigert ſich, ſeinem Begehren zu willfahren:

Thy faith and troth thou' se nevir get,
Of me shalt nevir win,
Till that thou come within my bower
And kiss my cheek and chin.

Nun entdeckt ihr Wilhelm, daß er kein irdiſcher Mann ſei

And should I kiss thy rosy lipp,
Thy days will not be lang.

Er wiederholt ſeine Bitte, und Margarethe bleibt bei ihrer Weigerung. Sie will ihn nicht los laſſen, bis er ſie mit auf den Kirchhof nehme und ſie mit einem Ringe heirathe. Der Kirchhof, auf dem ich ruhe, iſt fern von hier antwortet Wilhelm, und Margarethe ſchürzt ſich auf und folgt dem Schatten in der langen kalten Winternacht nach, bis der Hahn kräht und der Geiſt in die Luft zerfließt.

O stay, my only true love, stay,
The constant Margret cried:
Wan grew her cheeks she clos'd her een,
Stretch'd her saft limbs and died.

Noch häufiger ſind die Sagen und Lieder, in welchen die Todten als Gläubiger der Lebenden auftreten, und namentlich ſteigen die Bräute, welche die Treuloſigkeit ihre Verlobten in die Erde gebracht hat, in der Hochzeitnacht, wenn die Neuvermählten neben einander ruhen, aus den Gräbern hervor, und ſtellen ſich vor das Brautbett, um

ihre älteren Rechte geltend zu machen. Jeder kennt wenigstens Mallet's Ballade von Margarethen's Geist, welcher ein altes Volkslied Fair Margaret and Sweet William*) zum Grunde liegt, nicht minder als dem deutschen Geiste des schönen Hannchens jene englische Margarethe.

Interessanter ist es, wenn wir jenen nordischen Aberglauben in einem Lande wiederfinden, welches außer aller Beziehung und Verbindung mit den Völkern steht, deren verwandter Ursprung sich auch da noch im Aberglauben bekundet, wo selbst der Glaube sich trennt. Ein neugriechisches Volkslied im zweiten Bande der Sammlung des Herrn C. Fauriel**) erinnert auf eine überraschende Weise an Bürger's Lenore, welches sogar der französische Herausgeber bemerkt hat, und, da die Reise, welche die Lebende mit dem Todten macht, in dem romantischen Gedicht eine Fußreise ist, so bietet Sweet Williams Ghost in manchen Beziehungen eine noch nähere Vergleichung dar. Nur die Motive, welche den Todten aus dem Grabe rufen, um der Forderung des Lebenden zu genügen, sind in der neugriechischen Erzählung ganz andere, als in jenen beiden Gedichten; aber die nächtliche Reise selbst stimmt sogar bis auf einzelne Bilder mit der Darstellung in Bürger's Lenore überein, und der Aberglaube, in welchem die Dichtung wurzelt, ist vollkommen derselbe, welchen wir oben als einen gemeinsam germanischen geschildert haben.

*) Percy l. c. T. I. p. 121.

**) Chants populaires de la Grèce moderne. T. II. p. 405.

Eine Mutter, die neun Söhne und eine Tochter Namens Arete hat, wahrscheinlich in Griechenland wohnend, wird von einem ihrer Söhne, Konstantin, überredet, ihre einzige Tochter nach Babylon zu verheirathen. Sie thut es jedoch nur, nachdem Konstantin ihr feierlich bei Gott und den Heiligen gelobt, Areten ihr zu jeder Zeit, wenn sie es verlange, aus dem fernen fremden Lande zurückzuführen. Jetzt sterben schnell nach einander die neun Söhne, und die verzweifelte Mutter wirft sich auf Konstantin's Leichnam und fordert die Erfüllung dessen, was er ihr gelobt. Der Todte gehorcht und nun tritt das Geschwisterpaar die nächtliche Reise an, welche dem Liede seine Benennung gegeben hat. Wir geben dasselbe in einer treuen Uebersetzung, ohne weitere Bemerkungen.

„O Mutter mit neun Söhnen du, und mit der einen Tochter,
„Die du im Finstern badetest, ihr Haar bei Lichte flochtest,
„Und die du schnürtest vor der Thür im hellen Mondenscheine —
„Weil man aus Babylon geschickt, um ihre Hand zu werben,
„O gieb sie, Mutter, gieb sie doch, Areten, in die Fremde,
„Damit auch ich zum Trost sie hab' auf meiner langen Reise!" —
„Du bist verständig, Konstantin, doch jetzo sprichst du thöricht.
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, wer sollte sie mir bringen?"

Er aber ruft zum Bürgen Gott, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, er wolle sie ihr bringen.

Da kam das Unglücksjahr heran, und die neun Söhne starben;
Und auf der Leiche Konstantin's zerrauft' ihr Haar die Mutter.

„Steh' auf, ſteh' auf, mein Konſtantin! Ich will Arethen haben,
Du rieſeſt Gott zum Bürgen ja, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid ſie träfe dort, du wollteſt ſie mir bringen."

Und er zieht aus um Mitternacht, die Schweſter dort zu holen,
Und findet ſie vor ihrer Thür im Mondenſchein ſich kämmend.
„Auf, auf, Arete, mach' dich auf! Die Mutter will dich haben." —
„O weh, mein Bruder, ſag', was iſt's, und jetzt in dieſer Stunde?
Wenn's Freud' in unſerm Hauſe giebt, laß mich in Gold mich kleiden,
Mein Bruder, und wenn Leid es giebt, ſo komm' ich, wie ich ſtehe." —
„'s giebt weder Freude, weder Leid, ſo komm' nur, wie du ſtehſt."

Und auf dem Wege, den ſie zieh'n, und auf dem ganzen Wege,
Da hören ſie die Vögelein wohl ſingen und wohl ſagen:
„Seht, ſeht das ſchöne Mädchen da, das einen Todten führet!" —
„Horch, Konſtantin, und hörſt du nicht, was uns die Vöglein ſagen?" —
„Sind Vögelein, laß ſingen ſie! Sind Vöglein, laß ſie ſagen!" —
„Ich fürchte, Bruder, mich vor dir, du duftſt ſo nach Weihrauch." —
„Ich ging erſt geſtern Abend ſpät in Sankt Johannis Kirche,
„Da hat mit vielem Weihrauch mich der Prieſter eingeräuchert."

„Thu' auf, o Mutter, thu' mir auf! da bring' ich deine Tochter" —
„Biſt du ein guter Geiſt, ſo geh', o guter Geiſt, vorüber!
Mein armes Kind Aret' iſt fort nach fernen, fremden Landen." —
„Thu auf, o Mutter, thu' mir auf! Ich bin dein Konſtantinos,
„Er, welcher Gott zum Bürgen rief, die Heiligen zu Zeugen,
„Ob Freud', ob Leid ſie träfe dort, er wollte ſie dir bringen."
Und als ſie öffnete die Thür — flog ihr heraus die Seele.

Bilder aus dem neugriechischen Volksleben.

Erste Ausstellung.

Die Kinderwelt.

Wenn es erhebend ist, in den Enkeln der Sieger bei Marathon und Salamis den Heldengeist ihrer großen Ahnen nach Jahrhunderten voll Schmach und Elend wieder erwacht zu sehen, so scheint es uns doch auch einer liebevollen Beachtung werth, wie in dem engen Kreise häuslicher Sitte und Zucht der Sinn des Schönen und Heitern, jener Lebenselemente des alten Hellas sich rein und ungetrübt unter dem Volke erhalten hat, welches einst der Schönheit neben der Tugend und Tapferkeit Bildsäulen und Tempel errichtete. Wie das Land seinen wunderklaren Himmel, seine balsamische Luft, seine üppiggrünen Thäler, seine weißen Berggipfel, seine Blumen und seine Früchte behalten hat, ob Gothen oder Seldschucken es verwüstet und unterjocht haben, immer ein liebes Schooßkind der Natur, wie auch die Welt es mißhandeln mochte, so ist der Typus der Schönheit, die der Barbar zu einem todten Ideale seiner Kunst erhoben hat, dort noch dem Leben eingeprägt, und die leichte Grazie hebt die langen orientalischen Schleppen in die Höhe, wenn die festliche Lust zum Reigentanze ruft.

— — How lovely in thine age of woe,
Land of lost gods and godlike men, art thou!
Thy vales of ever green, thy hills of snow
Proclaim thee Nature's varied favourite now*)!

Es ist unsere Absicht nicht, in den hier ausgestellten Bildern des neugriechischen Volkslebens bei jedem einzelnen Zuge der Sitten und Gebräuche die antike Verwandtschaft nachzuweisen, wie der bekannte Marseiller Guys in seiner literarischen Reise versucht hat. Der Geist des schönen Alterthums lebt nicht in solchen oft zufälligen, oft gleichgültigen Einzelnheiten, und wenn die veränderte Religion, Verfassung und Gewohnheit die alte Form des Lebens gebrochen haben, so erkennen wir den alten Geist sicherer in der neugeschaffenen Form, als in den Trümmern jenes Bruches.

Die festlichsten Tage der Kinderwelt sind der erste März, an welchem die Ankunft des Frühlings gefeiert wird, und der erste Januar, welcher dem heiligen Basilius, oder wie die Neugriechen ihn nennen, dem Agio Wasilis heilig ist. Dem Kalender der Griechen folgend, deren Jahr mit dem September anfängt, stellen wir die Frühlingsfeier am Basiliustage vor.

In allen Ländern der Erde, welche der Segnung des Frühlings theilhaftig werden, und in denen das Volksleben sich noch nicht ganz in gesellige Konvenienz aufgelöst hat, wird die Ankunft des Frühlings durch Spiele und Feste der Kinder gefeiert. Denn der Frühling, die Kindheit und Jugend des Jahres, ist ja recht eigentlich ein

*) Childe Harold. Canto II. Stanza 89.

Spielgeselle der Kleinen. In vielen Provinzen unsers Vaterlandes treiben die Kinder am sogenannten Rosensonntag den Winter, oder, wie er dann heißt, den Tod aus, und bringen den Frühling in der Gestalt eines schön geschmückten Baumes in das Dorf getragen. An andern Orten ziehen sie schaarenweise durch die Gassen mit einer Bretzel auf einem bunten Stocke, und singen vor allen Thüren:

Stab aus!
Dem Winter gehn die Augen aus,
Veilchen, Rosenblumen!
Holen wir den Sommer,
Schicken wir den Winter über'n Rhein.
Bringt uns guten, kühlen Wein*)

In Griechenland werden den Kindern am ersten März die besten Kleider angezogen, und so schaaren sie sich in mehrere Züge zusammen, wie die Nachbarschaft oder die Bekanntschaft sie vereinigt. An Kränzen und Sträußen darf es dabei nicht fehlen, aber die Hauptzierde des Festspiels ist eine kleine hölzerne Schwalbe. Diese steht auf einem Kästchen, in welchem ein Rad angebracht ist, wodurch das Vögelchen in Bewegung gesetzt wird. Vor jeder Thür steht der lustige Trupp still, und während die Schwalbe nach dem Takte manövriren muß, singen die Kleinen folgendes Liedchen:

Die Schwalbe, die Schwalbe, sie kömmt,
Sie kömmt vom weißen Meere,
Sie setzt sich nieder und singt:

*) Mehr über die deutschen Frühlingsfeste in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Th. III. S. XXXIII.

O März, o März, mein Schöner!
Du sauer Februar!
Magst schneien auch und regnen,
Riechst doch nach Frühling schon!

Dafür bekommen sie Eier, Milch, Käse, oder was die Wirthschaft sonst vorräthig hat, und singen dann abziehend noch einen Glückwunsch für den Herrn und die Frau des Hauses:

Er (sie) lebe tausend Ostern noch, Dreikönigstag' zweitausend,
Und werde weiß, wie der Olymp, wie eine Silbertaube!

Diese Schwalbe mit ihrem kleinen Gesange fliegt aus dem fernsten Alterthume her, und als ein frisch und fröhlich erhaltenes Ganzes erinnert sie uns zu lebhaft an ihre Herkunft, als daß wir nicht, unserm Vorsatze ungetreu, nach derselben zurückblicken sollten. Athenäus erzählt*), daß auf der Insel Rhodus die Sitte herrschte, die Kinder im Monat Boedromion mit einer Schwalbe von Haus zu Haus zu schicken, wobei sie ein Lied zu singen und kleine Eßwaren dafür zu empfangen pflegten. Dieß nannte man schwalbeln, χελιδονίζειν, und der weise Cleobulus von Lindus, so hieß es, habe diesen Umgang eingeführt. Das dort mitgetheilte Lied wird uns das neugriechische nicht verleiden!

Die Schwalbe ist wieder,
Ist wieder gekommen,
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche,

*) Athen. VIII. p. 360.

Schwarz am Rücken.
Wie? gibst du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs' und Mehl?
Eiersemmeln auch
Liebet die Schwalbe.
Nun, sollen wir was kriegen oder soll'n wir gehn?
Dein Glück, wenn du uns giebst! Wir lassen dich sonst nicht,
Wir schleppen dir die Thüren mit der Schwelle fort,
Oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.
Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe uns recht viel und gut.
Mach auf die Thür, der Schwalbe mach' die Thür auf!
Nicht alte sind wir, sind ja junge Knaben noch *).

In dem Bezirke von Waltoš, der alten Landschaft Agrais, ist ein anderes Lied zur Feier des Frühlingsanfangs im Schwunge. Die Kinder ziehen mit Sträußen und grünen Zweigen herum und rufen vor jeder Wohnung, die sie begrüßen, die Hausfrau heraus. Wenn diese am Fenster oder vor der Thür sichtbar geworden ist, so stimmen sie folgendes Lied an:

O meine Herrin, sieh, dein Sohn, dein jüngster Sohn, o Herrin,
Es lieben ihn fünf Kleine hier und noch dazu zehn Große.
Und eine zu der andern sprach, und eine spricht zur andern:
Wohlan, wir wollen einen Knopf und einen Ring ihm kaufen,
Auf daß er tragen mag den Ring und mit dem Knopfe spielen,

*) S. Morgenblatt 1819. 170. 171. Kinder- und Hausmärchen. III. S. XXXVIII. Wunderhorn. I. 161.

Wenn er zu Pferde ſich ergötzt und durch die Felder reitet,
Und Haſen auf den Feldern fängt, Rebhühner auf den Aeckern,
Und in den Windungen des Thals fängt er drei junge Rehe.
Das ein' er an die Mutter ſchickt, das and're an die Schweſter,
Das dritte, und das ſchönſte auch, an ſeine Vielgeliebte.
Wo wir geſungen den Geſang, da ſoll kein Stein ſich ſpalten,
Und viele lange Jahre ſoll die Frau des Hauſes leben,
Sie lebe hundert Jahre voll und über hundert Jahre,
Und iſt ſie über die hinaus, ſo werd' ihr Haupt zu Silber!

Der eigentliche Tag der Glückwünſche und der Geſchenke iſt in Griechenland, wie bei uns, der erſte Januar, nur daß der heilige Baſilius dort eine Hauptrolle bei dieſem Feſte ſpielt, und als beſonderer Freund und Schutzpatron der Kinder, die kleinen Schaaren ausſendet, um ſeinen Segen von Haus zu Haus zu tragen und dafür Geſchenke einzuſammeln. Es leben in der Kinderwelt viele Märchen und Legenden von dieſem großen Heiligen, welche vorzüglich an ſeinem Ehrentage geſungen werden. Wir theilen ein Probeſtück derſelben mit:

Der heilige Waſilis kömmt, er kömmt aus Cäſarea,
Von Erze trägt die Sohlen er, von Eiſen ſeine Kleider.
Waſilis, ſprich, wo kömmſt du her, und wohin willſt du ziehen? —
Ich komme aus der Schule her und geh' zu meiner Mutter. —
Und kömmſt du aus der Schule her, muſt's ABC uns ſagen. —
Auf ſeine Krücke lehnt er ſich, das ABC zu ſagen,

Und seine Krücke wurde grün und trieb hervor ein Zweiglein,
Ein Zweiglein war's mit goldnem Reis, gestickt mit Silberblättern.

Die kleinen Schaaren, welche mit ihren Segenswünschen durch die Häuser wandern, eröffnen ihren Gesang mit einem solchen Stück zu Ehren des Heiligen. Alsdann wenden sie sich zuerst an den Herrn des Hauses:

Ich grüße dich, mein Herr, mein Herr, mein Herr, zum dritten Male!
Zum ersten ehrt dich Gott der Herr, es ehrt die ganze Welt dich,
Es ehret dich der Sultan auch, macht dich zum Schatzbewahrer,
Du siehst die Dukaten ihm, du wäschst ihm die Zechinen:
Was durch den Sieb gefallen ist, das gieb den jungen Burschen.

Hierauf kömmt die Reihe an die Hausfrau:

O Herrin, Sonntags goldgeschmückt, Montags in Silberkleidern,
Wenn du an deinen Putztisch gehst, vom Morgen bis zum Abend,
So leg' die Sonn' auf dein Gesicht, den Mond auf deinen Busen!

Ist ein erwachsener Sohn in der Familie, dessen Bildung irgend einen gelehrten Anstrich hat, so wird er mit einem besondern Liede begrüßt:

O Schreiber du, o Schreiber du, o Schreiber du und Sänger!

Du nimmſt den Himmel zum Papier, das Meer zu deiner Tinte,
So oft du ſchreibſt und wiederſchreibſt an deine arme Liebe.
Du haſt gezittert mit der Hand, die Tint' iſt ausgefloſſen,
Und hat mit ſchwarzen Flecken dir verdorben deine Kleider.
Und Thränen haſt du ausgeſandt nach allen Kathiten:
Wer meint es doch mit mir ſo gut, die Kleider mir zu waſchen? —
Ich, Liebſter, mein's mit dir ſo gut, die Kleider dir zu waſchen.
Mit meinen Thränen waſch' ich ſie, mit meinen heißen Thränen,
Die Flamm' in meiner Bruſt die Senn', an der ſie trocken werden.

Auch der Abweſenden wird nicht vergeſſen. Weilt ein Sohn des Hauſes, oder auch ein naher Verwandter in der traurigen Fremde, ſo weihen die Sänger ihm folgende Verſe:

Mein Vög'lein in der Fremde du, mein jammervolles Vög'lein!
Die Fremde darf ſich deiner freu'n, und mich muß Sehnſucht quälen.
Schick' ich den Apfel dir, er fault, die Quitte, ſie verwelket;
So ſchick ich meine Thräne dir in einem ſeid'nen Tüchlein.

Iſt endlich ein lieber Gaſt im Hauſe, ſo wird er dem Hausherrn beſtens empfohlen:

Mein Herr, in deinem Hauſe brennt ein Licht, das iſt von Golde,
Dem Gaſte leuchtet es beim Mahl, zum Schlafengehn dem Gaſte,
Es leuchtet deinen Mägden auch, die ihm das Lager breite

Auf welchem er in Rosen ruht und kost in Veilchenblüthen.
Die Blumen fallen über ihn, die Aepfel auf die Decke,
Die grünen Knospenspitzen rings umher auf seinen Nacken!

Und zum Schlusse für Jeden der allgemeine Wunsch:

Er lebe tausend Ostern noch, Dreikönigstag' zweitausend,
Und werde weiß, wie der Olymp, wie eine Silbertaube!

Die Poesie der griechischen Kinderwelt spricht sich nirgends blühender und phantastischer aus, als in den Wiegenliedern. Diese heißen *Νανουρίσματα* und werden theils von der Mutter auf die Tochter fortgepflanzt, theils auch von den Frauen improvisirt. Die griechischen Frauen sind Dichterinnen an der Wiege und am Sarge: denn ihnen allein liegt es auch ob, dem Todten das letzte Schlummerlied zu singen. In allen übrigen Epochen des Lebens gehört der Gesang den Männern an, so weit er nämlich in die Gebräuche und Geschäfte des häuslichen oder öffentlichen Treibens eingreift. Wir geben unsern Lesern einige Proben der griechischen Wiegenpoesie:

Heilige Marina, leg' es hin!
Heilige Sophia, sing' es ein!
Nimm es mit dir, trag's herum,
Daß es seh' die Bäume blüh'n,
Singen hör' die Vögelein.
Dann komm wieder, bring' es her,
Daß sein Vater es nicht sieht',
Und darum die Diener schlag';
Daß die Mutter es nicht sieht',
Wein' und härm' und kränke sich
Und bekomme bitt're Milch!

Nimm's hin, mein Kindlein, Schlaf, nimm's hin! Hab ihm bestellt drei Wächter,
Drei Wächter, ja, drei Hüter sind's, und drei gar heldenstarke.
Die Sonne stell' ich auf den Berg, den Adler auf die Ebne,
Und mitten in das Meer hinein Herrn Boreas, den Frischen.
Die Sonne ging zu Bette schon, der Adler ist entschlafen,
Und Boreas, der frische Herr, er geht zu seiner Mutter.
Mein Sohn, sprich, wo du gestern warst? Vorgestern? Und wo, nächten?
Warst mit den Sternen du im Streit und mit dem Mondenscheine?
Wo, oder mit dem Morgenstern, mit meinem lieben Freunde? —
War mit den Sternen nicht im Streit, noch mit dem Mondenscheine,
Auch mit dem Morgensterne nicht, mit deinem lieben Freunde.
Ich hab' bewacht ein goldnes Kind in einer Silberwiege.

Lulu, Lulu, mein Söhnchen du,
Mein liebes kleines Männchen du,
Schlaf' ein, mein Herzenskind!
Ich gebe dir auch vielerlei,
Zum Zucker Alexandria,
Kairo zum Reisbrei,
Und auch Konstantinopolis,
Drei Jahr sollst Sultan seyn.
Sollst haben auch drei Dörfer noch
Drei kleine Klösterlein:
Die Dörfer mit dem grünen Feld,
Spazieren drin zu gehn,
Und die drei kleinen Klösterlein,
Um beten drin zu gehn.

Zweite Vorlesung.

Brautwahl, Verlobung und Hochzeit.

Die Feierlichkeiten der Verlobungen und Hochzeiten in dem neuen Griechenland weichen zwar nach den verschiedenen Provinzen des Landes in mehreren Einzelheiten unter einander ab, aber was das Wesentliche derselben betrifft, so werden sie mit gleicher Gewissenhaftigkeit in den Bergen Thessaliens und Akarnaniens, wie auf den Küsten und Inseln des Archipelagus, beobachtet.

Gewöhnlich trifft der Jüngling die Wahl seiner Zukünftigen bei den öffentlichen Festen, Spielen und Tänzen, welche das griechische Volksleben in jeder Jahreszeit darbietet. Darauf beziehen sich auch die Lieder, welche zu den Reigen gesungen werden:

Kommt, Burschen, kommt zum Reigentanz! Kommt, Mädchen, zum Gesange!
Auf daß ihr sehn und kennen euch, wie Liebe wird genommen.
Man nimmt sie auf den Augenlicht, sie kommt auch von den Lippen,
Fliegt von den Lippen dann herab und wurzelt ein im Herzen.

Sobald der Jüngling sich eine Jüngerin zur Braut erkoren hat, so muß er ohne Verzug den Eltern seiner Erwählten seine Absicht kund thun. Wird sein Antrag gut aufgenommen, so sind von diesem Tage an der Jüngling und das Mädchen von einander geschieden; sie dürfen sich nirgends sehen oder sprechen bis zu dem Tage ihrer Verlobung. Jede geheime Zusammenkunft des liebenden Pärchens wäre ein harter Verstoß gegen die gute Sitte und

Zucht, und würde zu Spottverſen Anlaß geben, wie folgende ſind:

Als dich dein Liebſter hat geküßt, da war es Nacht, o Mädchen,
Wer ſah es denn? Es ſah's die Nacht, der Mond und auch die Sterne,
Und von dem Himmel fiel ein Stern und der verrieth's dem Meere,
Das Meer verrieth dem Ruder es, das Ruder dem Matroſen,
Und der Matroſe ſingt es nun vor ſeiner Liebſten Thüre.

Am Brunnen hört das arme Mädchen das Liedchen vom zerbrochnen Kruge:

Mein Herz, wann du zum Brunnen gehſt,
So ſage mir die Zeit,
Ich gehe dann und harre dein,
Zerbreche dir den Krug.
Und wenn du leer zur Mutter kommſt,
So frägt ſie nach dem Krug.
Zerbrochen hab' ich meinen Krug,
Ein Fehltritt warf mich um! —
Ei, ei, das war ein Fehltritt nicht,
War eines Mannes Arm.

In einigen Provinzen iſt es Sitte, daß der Jüngling in eigener Perſon der Jungfrau ſeine Liebe erkläre, bevor er den Gang zu ihren Eltern macht. Dieß geſchieht dadurch, daß er ihr irgendwo allein zu begegnen ſucht und ihr einen Apfel oder eine Blume zuwirft, gewöhnlich mit einigen Verſen zur Verſtändigung, wie z. B. folgende:

Willſt eine Muskatellertraub', und willſt Korinthenberrchen?
Nimm ſie für ſüße Liebe!

Oder mit einem Baſilikum:

Zähl' die Blätter dieſer Pflanze, willſt du kennen meine Qual;
Wie viel Blätter hat die Pflanze, das iſt meiner Leiden Zahl.

Oder auch ein Gelübde:

Gieb mir ein Haar von deinem Haupt, mein' Augen zuzunähen,
Und nie, beim Himmel ſchwör' ich es, will ich nach andern ſehen!

Das iſt zugleich Liebeserklärung und Heirathsantrag, und da die Sitte dem Mädchen bekannt iſt, ſo wird der Bewerber aus ihrer Antwort leicht abnehmen können, ob er ſich nun an die Eltern der Geliebten wenden dürfe oder nicht.

Die Verlobung geſchieht an einem Abend, über den die beiderſeitigen Verwandten ſich verſtändigen. Die Familien des Bräutigams und der Braut verſammeln ſich alsdann in dem Hauſe des einen oder der andern, und ein Prieſter wird dahin beſchieden. Zuerſt entwerfen die Eltern oder Verwandten den Heirathsvertrag, hierauf führen zwei Jungfrauen die verſchleierte Braut herein und ſtellen ſie dem Bräutigam vor. Dieſer nimmt ſie bei der Hand und geht mit ihr zu dem Prieſter hin, welcher das Paar einſegnet, nachdem es die Ringe gewechſelt hat. Sobald dieß geſchehen iſt, zieht ſich die Braut wieder zurück und bleibt nun auf's Neue unſichtbar für ihren Zukünftigen bis zum Hochzeittage. Die Verwandten aber bleiben beiſammen, um auf das Wohl des neuen Paars zu eſſen und zu trinken. Die Zwiſchenzeit von der Verlobung bis zur Hochzeit kann nur aus wenigen Stunden beſtehen, oder auch Monate, ja ſelbſt Jahre einnehmen.

Aus dieſen Perioden der Trennung der für einander Beſtimmten rühren die vielen kleinen Liebesliedchen her, jene Nachtigallenſeufzer der griechiſchen Volkspoeſie, die an hellen warmen Abenden durch die Gaſſen und Plätze der Städte und Dörfer klingen.

O du heller goldner Mond, wie beneidet dich mein Herz!
Du darfſt meine Liebſte ſehn, mich verzehrt der Trennung Schmerz.

*

Eine Schwalbe möcht' ich ſeyn, möcht' auf deinen Mund mich ſetzen,
Einen Kuß nur raubt' ich mir, mich ein Jahr daran zu letzen,

*

Eine Schwalbe möcht' ich ſeyn, möcht' in deinem Fenſter bauen,
Durch des Ladens kleinſte Ritze deine Fingerſpitzen ſchauen.

*

Sieh, o Himmel, ſieh doch her! Sieh doch in dies Fenſterlein!
Unten wurde dir dein Mond, ſpielt mit meinen Sternelein.

*

Iſt der Hochzeittag feſtgeſetzt, ſo ſenden die Eltern der Braut und des Bräutigams Einladungsbriefe in hergebrachten Formeln an ihre Verwandten und Freunde, und jeder Brief, deſſen Träger ein kleiner Knabe in feſtlichem Aufzuge zu ſeyn pflegt, iſt von einer Flaſche Wein begleitet. Wer die Einladung annimmt, ſchickt am Abend vor dem Hochzeittage ein Geſchenk an das Brautpaar, welches gewöhnlich in einem lebendigen Widder oder Lamm beſteht, die man mit Bändern oder Schellen ausſchmückt, oder auch nur in einem Viertel von einem oder dem andern Thiere, welches dazu beſtimmt iſt, das Feſtmahl zu verherrlichen.

In der Nacht vor dem Hochzeittage begeben sich die Gäste, je nachdem sie von den Eltern des Bräutigams oder der Braut eingeladen sind, in das Haus dieser oder jener, und nun beginnen die Vorbereitungen zu der Hauptfeier mit einem Gesange, welcher den Himmel um gutes Wetter zu dem Feste anfleht:

Vom Berg mit dreien Gipfeln
Ein Falke rief herab:
Zur Ruh', zur Ruh', ihr Winde,
Auf heut und morgen Abend!
Ein Jüngling feiert sein Hochzeitfest
Mit einem blonden Mädchen.

Ein junger Mann, welcher zum Brautführer oder Paranymphos erwählt worden ist, eröffnet sein Ehrenamt damit, daß er dem Bräutigam mit feierlichem Anstande und in Gegenwart der eingeladenen Mädchen den Bart stutzt. Zu gleicher Zeit wird in dem andern Hause die Braut von ihren Freundinnen geschmückt, unter denen eine, gewöhnlich die schönste der Gesellschaft, die Brautführerin oder Paranymphe spielt. Der Anzug der Braut ist in der Regel sehr einfach, ein weißes Kleid und ein langer feiner Schleier von gleicher Farbe, welcher ihr das Gesicht bedeckt.

Noch ehe der Tag anbricht, macht sich der Bräutigam auf, begleitet von seiner Familie und seinen Freunden, um seine Braut zu holen. Fackelträger voraus, Sänger und Spielleute mit Leyern und Tambourins in den folgenden Reihen, dann der Bräutigam, geführt von dem Paranymphos, mit seinen Verwandten und Gästen. Ist es noch sehr dunkel, so brennen Freudenfeuer auf den Straßen, und die Signale, welche mit dem Simantron zum Aufbruche gege-

den werden, wecken die ſchaulustige Nachbarſchaft auf*). Nachdem der Zug des Bräutigams vor dem Hauſe der Braut angelangt iſt, wird ſie ihm von denſelben Gefährtinnen zugeführt, welche ſie angekleidet haben. Dabei ſingen ſie einige Verſe, wie folgende:

Wir bringen dir die Königin,
Die Königin der Stadt,
Die Schönſte unter den Schönen,
Die Roſe unter den Blumen.

Oder auch:

Wir bringen dir die Lilie,
Die ſilberweiße Lilie,
Manch Röslein hat ſich dir geneigt,
Geſprochen: Pflücke mich!
Du aber willſt die Lilie,
Die ſilberweiße Lilie.

Die Braut nimmt einen zärtlichen Abſchied von dem Vater, der Mutter, den Verwandten, den Freundinnen, von der ganzen Nachbarſchaft und den Plätzen und Räumen, in denen ſie ihre Kindheit verlebt hat.

Ich laſſ' einen Gruß der Nachbarſchaft, einen Gruß den Meinen allen,
Ich laſſe meinem Mütterchen drei Flaſchen bittern Giftes,
Die eine trinkt ſie morgens früh, die andre zu dem Mittag,
Die dritte und die giftigſte an allen Feiertagen.

*) Das Zimmern, eine Liebesplatte, gegen die man mit einem Hammer ſchlägt, vertritt in der Türkei die Glocken. Es verſteht ſich übrigens, daß die beſchriebenen Feierlichkeiten nur in reichen Gegenden ſtattfinden können, wo die Frauen, ungeſtört von türkiſcher Barbarei und fein europäiſcher Sitte, ihr eigenthümliches Weſen ungeſchminkt und unbefangen erhalten haben.

Dieser Abschied ist mit Thränen begleitet, die in solchen Augenblicken wohl natürlich, wenn schon auch herkömmlich sind, und der Schmerz der Scheidenden spricht sich durch eine alte Formel aus, die das anständige Leidtragen über etwas, was doch zugleich im Grunde des Herzens ersehnt wird, vortrefflich charakterisirt. Der Brautführer sagt nämlich zu dem Zuge, welcher die Braut abzuholen ankömmt: Laßt sie doch, denn sie weint ja! Alsdann antwortet die Braut: Führet mich fort von hier und laßt mich weinen!

Nachdem alle Abschiede zu Ende gebracht sind, so begiebt sich die Braut in der Mitte des Zuges, dem sich die Gesellschaft ihres Hauses anschließt, nach der Wohnung ihres künftigen Gatten. Auf einer Seite hat sie den Brautführer, während die Brautführerin zur Bräutigamsführerin geworden ist. In andern Gegenden sind die Pathen (παράνυμφος und παράνυμφη) als heilige Zeugen der Vermählung, zugleich Führer des Bräutigams und der Braut, und tragen ihnen die Kränze oder Kronen auf dem Zuge nach der Kirche. In der Regel wählt man diese Ehrenpersonen aus den Taufzeugen des jungen Paares, der Bräutigam seinen begleitenden Pathen, und die Braut ihre Pathin; sehr häufig werden auch ältere und geprüfte Verwandte dazu ausersehen, ihr Titel bezieht sich aber keineswegs auf die Zeugenschaft bei der Taufe, sondern auf die gleiche Eigenschaft bei der Trauung. Der Pathe ist dann auch zugleich König des Frühmahles, welcher die Gesundheiten ausbringt, die Lieder anstimmt, und überhaupt den Ehrenhold der Tafel abgiebt*). Noch ein dritter Gebrauch

*) Nach Νύφος genannt.

läßt die Brautkronen von kleinen weiß gekleideten Mädchen vor dem Paare hertragen.

Von dem Hause des Bräutigams, wo ein kleiner Halt gemacht und einige herkömmliche Grüße und Segenswünsche gesungen werden, wendet sich der Zug nach der Kirche, in welcher die religiösen Ceremonien der ehelichen Vereinigung vollzogen werden. Diese berühren uns weniger; denn kirchliche Formen sprechen bei der Allgemeinheit ihres Wesens selten einen einzelnen Volkscharakter rein und vollständig aus. Die Trauung der Griechen besteht in dem Ringwechsel und der Krönung mit den geweihten Kränzen durch die Hand des Priesters, daher auch die Trauung selbst in der neuen Sprache eine Krönung heißt *).

Aus der Kirche zieht man in derselben Ordnung wieder in das Haus des Gemahls, und hier setzen sich alle Verwandte und Gäste mit demselben zu Tische; nur die Neuvermählte ausgenommen, welche verschleiert stehen bleibt. Aber ungefähr in der Mitte der Mahlzeit nähert sich der Brautführer der Ausgeschlossenen, und hebt ihren Schleier auf, und jetzt sieht der Gemahl und mit ihm die ganze männliche Gesellschaft ihr Gesicht zum ersten Male wieder ohne Hülle. Gewöhnlich wird nach dieser Entschleierung der feierliche Becherumgang gehalten. Der Neuvermählte trinkt zuerst, und reicht den Pokal seiner Braut, — denn so heißt die Neuvermählte noch immer, wenigstens die Tage der Hochzeitfeierlichkeiten hindurch, in einigen Gegenden sogar bis zum ersten Kindbett, — und sie giebt den Ehrentrunk

*) Στεφάνωμα, στεφάνωσις, und dazu στεφανώνω, στεφανωτικός ꝛc.

weiter an den nächſten Verwandten und ſo fort, bis er durch die ganze Geſellſchaft gegangen iſt. Dabei wird ein Liedchen geſungen, welches die junge Frau ſchon an die häuslichen Pflichten und Geſchäfte erinnert.

Das liebliche Täubchen, das Bräutchen,
Es ſitzt auf den Straßen und ſingt,
Es fürchtet kein Knäbchen, kein Bürſchchen,
Die Schwäg'rin, die eifrige, nur,
Die Morgens ſo früh ſie will wecken:
Steh' auf, junges Frauchen, 's iſt hell!
Wann willſt die neun Brode du backen,
Und willſt den neun Schäfern ſie ſchicken,
Und warten auf andere neun.

Der folgende Tag iſt den hochzeitlichen Tänzen und Reigen gewidmet. Am dritten Tage kommen die weiblichen Verwandten und Freundinnen der Neuvermählten zu ihr und führen ſie in einem feſtlichen Zuge nach dem Hauptbrunnen des Orts. Hier ſchöpft ſie Waſſer mit einem neuen, eigens dazu beſtimmten Gefäße, und wirft verſchiedene Eßwaaren, untermengt mit Brodkrümchen, in den Quell. Alsdann fangen die Tänze um den Brunnen an, welche mit den dazu gehörigen Geſängen als die letzte Hochzeitfeierlichkeit gelten, und nachher hat der Zwang der Herkömmlichkeit zwiſchen dem jungen Paare ein Ende.

Beſonders ausgelaſſen wird der dritte Tag von der männlichen Geſellſchaft begangen, die bei den Weinkrügen ſitzt, während die Weiber mit den Waſſerkrügen um den Brunnen tanzen. Dieſe Gelage, welche das Feſt ſchließen, heißen auch in einigen Gegenden die unvernünftigen

oder thierischen, αἱ ἀλλογίαι, und endigen nicht selten mit einer allgemeinen Trunkenheit der Gäste.

Wir gedenken noch einiger Hochzeitgebräuche, welche auf ein kleineres Lokal des Landes beschränkt sind. Dahin gehört z. B. das Zuwerfen von Blumen und Sträußen aus den Fenstern, an welchen der bräutliche Zug vorübergeht. Namentlich ist es dabei auf das Brautpaar abgesehen, und die Werfenden begleiten ihre Spenden gewöhnlich mit kleinen Gesängen. Der Bräutigam theilt dann Nüsse und Zuckerwerk dafür aus, welches auch vor den Thüren der Braut und seiner eigenen Wohnung wiederholt wird. Dort sammeln sich die Kinder des Orts und laufen und springen nach den ausgeworfenen Gaben.

Die bräutliche Fackel, welche in einigen Provinzen des neuen Hellas vor dem jungen Paare hergetragen wird, manchmal von einem eigenen Daduchus *), manchmal auch von der Pathin, dient zugleich als Leuchte, welche den Weg nach der Kammer zeigt. Gewöhnlich geht die Pathin mit derselben voraus und bereitet das Bett. Die Fackel brennt dort aus, oder sie soll es wenigstens, und es gilt für eine böse Vorbedeutung, wenn sie durch irgend einen Zufall vor der gänzlichen Verzehrung erlischt.

Es ist bekannt, daß es bei den alten Griechen für unheilbedeutend galt, wenn die Braut beim Eintritte in das Haus ihres Gemahls die Schwelle desselben auch nur mit einer Spitze ihrer Füße berührte. Gegenwärtig findet bei diesem Eintritte eine andere sonderbare Ceremonie, jedoch nur an wenigen Orten, statt. Ein Teppich wird über ein

*) Das heißt: Fackelträger

feines Sieb von der Thüre bis nach dem Hausflur gebreitet, ſo daß die Schwelle bedeckt bleibt. Wenn die Braut nun in das Haus hineinſchreitet, ſo tritt ſie hart auf, damit das Sieb unter ihr zerreiße. Dieß gilt für eine Keuſchheitsprobe, und der Gemahl würde argen Verdacht ſchöpfen, wenn das Sieb unter den Füßen der Braut unverletzt bliebe.

Chriſtian Grabbe.

Geb. in Detmold, den 11. Dezember 1801. Geſt. daſelbſt, den 12. September 1836.

Der Cid.

Große Oper in zwei bis fünf Akten. Muſik von Burgmüller.
Text von Grabbe.

1.

(Saragoſſa. Saal im Schloß.)

König, Hofſtaat. Rodrigo, Gefolge.

Rodrigo.

Herr, mich verwirft Chimene,
Ich fürchte meine Thränen,
Drum ſuch' ich auf des Ruhmes Bahnen:
Hier bring' ich dir die erſten Fahnen.

König.

Haſt viel geerndtet, blut'ger Schnitter!
Cid von heut an, und Erſter meiner Ritter.
— Chimene' kann man nie verzeihen.

Chimene.

Ich muß den Blick dem Todten weihen.

König.

Du gabſt dem Cid dein Liebeswort!

Chimene.

Bezahlt hat er's durch Vaters Mord!

König.

Unfall war das, nicht böser Sinn!

Chimene.

Mir war's der schmerzlichste Gewinn!
Was Liebe und Treue,
Wo Vatergebein?
— Wehe, lebend zu seyn!

Die Ritter.

Nicht störe, Held, dich Thränenflor,
Auch noch dem Grame sei Campeador!

Die Soldaten.

Herr, warte bis sie wird vernünftig,
Ist sie's nicht heut, wird sie es künftig.

Cid.

Weib, mir mehr als du bist — die Leute haben recht — vernünftig! — Ich nehme mich zusammen. — Burgmüller!

Burgmüller.

Sie rufen?

Cid.

Componire mich so, daß ich aussehe, wie's einem mit Vernunft verliebten Feldherrn ziemt.

Burgmüller.

Verliebte Vernunft wird Unvernunft, Ew. Hochwohlgeboren!

König (Briefe erbrechend).

Campeador, es drohen neue Kriege!

Ritter und Soldaten.

So blühen bald uns frische Siege!

Cid.

Nichts mehr auf dieſer Erde?
Was denn mit kahlem Ruhme?
(Mit einem Blick auf Chimene)
Wegfiel ſie meine Blume!
— Und doch noch immer Etwas, ja,
O treues Pferd Babieca!
Du kannſt nicht ſprechen,
Verſtehſt mich doch,
Den Feind zu durchbrechen
Hilfſt du mir noch!
(Zu ſeinem Gefolge:)
Seht, wie der Mohren Säbel blinken,
Für Eure Schwerter Siege daraus winken!
Chimene, du an Vaterleich' gekettet,
Du liebſt mich wieder, hab' ich's Vaterland gerettet!
(Alle ab, außer Chimene.)

Chimene.

Die prächtigen Säle,
Wie werden ſie ſtill!
Wohin ich auch trete,
Der Sarg des Erſchlag'nen
Umnachtet mich!
— Rodrigo,
O Frühling!
Sie nennen ihn jetzt den Cid,
So nenn' ich dich nicht mit,
Dich Wald in meiner Seele!
— Wie viele Tag' einſt unſrer Liebe? — Zähle!
Er kann die Menge nicht berechnen,
Ich ſeh' ihn ſich den Kopf zerbrechen!

Correktor.

Es muß berechnen heißen, daß „n“ fehlt in berechen.

Chimene.

Stören Sie mich nicht in meiner Arie. Denn, lieber Herr Rellſtab, das iſt 'ne eigne Suppe. Ich ſpiele zu meinem nicht garantirten Benefiz.

Rellſtab.

Singen Sie in Teufels Namen weiter!

Chimene.

Hu — wie deine Hand nun raucht,
In Gormaz Blut iſt ſie getaucht!

2.

(Schlachtfeld bei Toledo.)

Krieger. Zwei Mohrenkönige.

Gott iſt Gott
Und Mahomet iſt ſein Prophet,
Und dieſes ſein Gebet!

(ſie hauen in das caſtiliſche Heer.)

Caſtiliſches Heer (auch einhauend).

Und dieſe Eiſen unſer Fluch!
— Wehe, ſie ſiegen —
Hol's der Teufel,
Es iſt ſonder Zweifel!
Flieht!
Denn uns noch zu wehren — —?
Womit?

(Cid zu Pferde.)

Der Cid!

Cid.

Schließt Euch zuſammen!

Soldaten (thun's).

Das heißt uns zum Tode verdammen!

Cid.

Werdet ein Keil,
Dem Feinde ein Pfeil!
Dorthin!

Zwei Adjutanten.

Iſt er bei Sinn?
Dort ſtehn die Mohrenkönige
Umfunkelt von Leibwachten.

Cid.

Darauf ſollt Ihr gar nicht achten.
Man zwingt die Menge nur durch Wenige!

(Kampf. Die Mohren werden geſchlagen, ſo daß ſie noch etwas ſchwärzer werden, als Mauren oder Mohren gewöhnlich ſind.)

Das Heer.

Hoch unſer Held
Auf dieſem Siegesfeld!

Cid.

Haltet das Maul und verfolgt den Feind; ſonſt laß ich, ſobald das Pulver erfunden ſeyn wird, den zehnten Mann von Euch erſchießen.

Das Heer.

Das Pulver erfunden?
Noch zweihundert Jahre,

Zuvor noch unſre Todtenbahre!
Schrecklich!

Cid.

Vorwärts, den Feind verfolgt! Eſel, begreift doch, daß Ihr Eſel ſeid! Seid Ihr vor 200 Jahren auf der Todtenbahre, könnt Ihr Rindvieh das Ende dieſes Zeitraums ja nicht erlebt haben. — Chimene! — Sie iſt eigentlich nicht hübſcher als 3000000 andere. Aber ich wurde mit ihr bekannt, kuckt' ihr in's Auge, ſah ihren Buſen, vergaß ihre lange Naſe, hatte noch allerlei Geſinnungen, und dergeſtalt wuchs die Liebe ſo, daß ich ihretwillen hier die Mohren todtſchlage.

(Zu keine Verwandlung. Zwei Todtengräber gehen nur über das Schlachtfeld, und Bauerjungen kommen an. Großer Marſch.)

Erſter Todtengräber (eine Leiche unterſuchend).

Hat dieſer Donnerwetter 'Was? So'n Ring am Finger?

Zweiter Todtengräber.

Nein.

Erſter Todtengräber.

So kann er zum Teufel gehen.

Zweiter Todtengräber.

Iſt ſchon bei ihm.

Erſter Bauerjunge.

Konrad, ſtiehl!

Zweiter Bauerjunge.

Was denn?

Erſter Bauerjunge.

Den Ring, welchen die beiden alten Kerle überſehen haben!

Beide Bauerjungen (nachdem der Alug von ihnen geflohen.)
Es iſt die ſchönſte der Ideen,
Kann man auf ſo ein Schlachtfeld gehen,
Und find't nicht nur die Leute todt,
Nein, auch ſo was für's täglich Brod.

4.

(Baumgarten, nicht der Dresdner Schriftſteller, vor Chimenens Schloß.)

Cid.

In der ſtillen Mitternacht,
Wo nur Schmerz und Liebe wacht,
Nah' ich mich hier;
Chimene!

Chimene (am Fenſter).

In der dunkeln Mitternacht,
Wo mein tiefſter Schmerz erwacht,
Wer nahet mir?

Cid.

Vielleicht belauſcht uns hier
Feindſel'ges Ohr.
Eröffne mir —

Chimene.

Entdecke dich,
Wer biſt du, ſprich!

Cid.

Verwaiſete Chimene,
Du kenneſt mich.

Chimene.

Ja dich, der meinem Namen sein Haupt,
Der meinen Vater mir geraubt!

Cid.

Die Ehre that's, nicht ich!

Chimene.

Entferne dich, unheilbar ist mein Schmerz!

Cid.

O schenke mir dein Herz,
Ich will es heilen.

Chimene.

Ich kann es zwischen Rach' und Lieb' nicht theilen.

Cid.

Unendlich ist der Liebe Macht.

Chimene.

Rodrigo, gute Nacht.

(Sie entfernt sich, Chimene tritt in ihr Zimmer zurück.)

Ein Nachtwächter (kommt).

Heiliger Franziskus, was für Zeugs wird hier ein Uhr Mitternachts gesprochen: „Unendlich ist der Diebe Macht!" Gottlob, ich bin behörnt!

(Er bläst in das Horn. Seine Frau und das Publikum, ein vielhundertjähriges Mannweib, kommen.)

Frau.

Was giebt's.

Nachtwächter.

Zwei Diebe
Sprachen hier von Liebe!

Publikum.

Er ist besoffen!

Nachtwächter.

Ihr habt's getroffen!
Eine edle Frau zu haben,
Ist schönste aller Gottesgaben.
Welche Pracht,
Besonders in der Nacht,
Wo das Gefühl mit Weisheit einig,
Da wird der Mensch sehr leicht vierbeinig!

Publikum.

Wie an dem hohen Himmelsbogen
Der Sterne Heer kommt angezogen!
Eid, soll' man's denken, führte sie,
Denn er führt Alles — ich weiß nicht wie!

4.

Eid (in seinem Zelt).

Sie verwirft mich,
Doch sprach sie „Gute Nacht."
O diese „gute Nacht",
Zwei Worte voll von Sternenpracht!
Wie weit sich der Nachthimmel dehnt,
Wie weit mein Herz sich sehnt!
Chimene, dich zerreißen,
Auf die Feinde schmeißen —
Dann dich wiederholen,
Und meinen Jammer Gott befohlen!

Rellstab.

Geehrter Herr Redakteur der eleganten Welt! Ich habe

mich ſammt meiner Correſpondenz zu lange verzögert. Indeß, es fiel dieſſeits und jenſeits der Spree zu viele[r] vor, ſo daß mein Bericht zu groß wird, und er deßhalb zu ſeinem affektirten Aufbau Zeit erfordert.

Eid.

Fürchte mich, ich bin geſund,
Hair's Maul, du Hund!

Reilſtab.

Meinen Sie mich?

Eid.

Was weiß ich.

Gubitz.

Herr Reilſtab, ich pflichte Ihnen ganz gehorſamſt bei; — aber ſachte.

(Zwei gefangene Mehrerklänge werden hereingebracht und binden.)

Eid.

Pfui!
Ich mag es nicht, dies Liegen;
Mir iſt's genug, zu ſiegen!

(Ein Mehrerklänge hebt wieder auf.)

Gubitz.

Gut.

Reilſtab (reibt — mit einem bekannten Wort)

Die erſte Violine geht fehl.

5.

(Glänzende Zimmer.)

Chimene (lacht).

Der Eid, das Ungeheuer!

(für Gd.)

Er bleibt mir ewig theuer!

(laut.)

Was?
Elendes Zeug!
Du Echo, schweig!
— — Er schreitet fort von Sieg zu Siegen,
O könnt' ich mit ihm fliegen.

Rellstab.

Ich hätte bald bei meinem verzögerten Bericht etwas vergessen, und zög're nicht, es jetzt zu erwähnen. Das Stück erinnert 1) an Ben Johnson's, 2) an Tieck's Manier.

Chimene.

Gut, Dichter.

Graf Platen (wie einer Schlafwütze, lang, unabgeführt, etwa von 20 Elen.)

Abscheuliche Elision da.

Chimene.

Nun:

Die guten Dichter folgen der Natur,
Und treffen gern die frei'ste Spur.

Platen.

Was könnte man da nicht Alles reimen? Nur, Cur, Hur', Fuhr, Ur, Muhr in Steyermark, Troubadour — — — Endlos, — ich verspar's für die nach meinem Tode von mir versprochenen Heldengedichte.

Chimene.

Wird Cid durch alle Feinde dringen,
So will ich ihm 'ne neue Arie singen.

Burgmüller.

Das geht so leicht nicht, ich muß erst den Text haben.

Chimene.

Text ist Textkäse, Bester. Machen Sie mir einige Flötentöne, dann ein Paar Donnerschläge, dann wieder Süßigkeiten, und zuletzt den Finalschweif. Das kennen Sie ja aus tausend Opern. Flicken Sie auch noch einige Harfen und Vulkane hinein.

Burgmüller.

Die spanische Canaille macht mir viel zu schaffen.

Chimene.

Still! Ich muß weiter singen:

Wie lustig ist's, ein Mädchen seyn,
Heute ich dein, morgen ich wieder mein!

Erster Sprecher aus der Zauberflöte.

Weiber schwatzen, plaudern viel.

Chimene (wüthend).

Verwünscht sei das Zungenspiel.

Meyerbeer.

Nichts schöner als jene Dekorationen und die Pirouetten, besonders von den todten Nonnen, die ich hinter der Scene erblicke. „Marlborough s'en va-t-en guerre" ist auch gut, fast so gut, wie mein späteres Vorbild dazu aus Robert, dem ekelhaften Teufel, wo es übersetzt heißt:

„Das Glück ist nur Chimäre."

Rellstab.

Will's mit dem Meyerbeer und seinem Comödienrufe nicht mehr? Wird er sparsam? Ausgeschrieben?

Chimene.

Donnerwetter!

Fr. von Raumer (Hiſtoriker der Hohenſtaufen, Kritiker, und von ſich ſelbſt angezeigter Durchleſer des corp. juris civ. et can., und Trilliones anderer Sachen binnen ein Paar Wochen, wer's glaubt.)

Ich laufe weg, dies Weib iſt ein Kerl!

Chimene.

Du!

Hu! (ſauſt ab.)

Dr. Schiff.

Es iſt keine Handlung im Stück.

Chimene (kommt zurück).

Bald kommen zwei Juden und ſchachern, da wird bis auf den Pfennig gehandelt. Jeremias!

Fürchterlich Loos,
Der Beutel iſt groß,
Das Geld iſt klein.
Ein Bischen rezenſiren,
Den Balzac an der Naſ einführen,
Für 'nen Groſchen mag's ſeyn
Der Bogen!

Eid hat meinen Vater todtgeſchlagen. Doch die Aehnlichkeit habe ich von ihm, ich vergeſſe die Heuchſen nie, kann ſie auch ſchlachten oder ohrfeigen.

Chor.

Bei Gelegenheit.

6.

(Bei Cadix.)

(Furchtbarer Spektakel, wie in der Ouverture zur Ganza ladra. Juſuf kommt mit ſeinen Morabeten und Janitſcharen angerückt, deren man nur einen einzigen halben Rüſſel ſieht, weil die übrigen hinter den Scene beſchäftigt ſind.)

Juſſuf.

Arabien mein Heimathland!

Rellſtab.

Das iſt ein Plagiat aus Weber's Oberon.

Juſſuf.

Deſto beſſer!

Ihr ſchwarzen Helden aus der Wüſte,
Hättet ihr nicht Männerbrüſte —
der verfluchte Reim!

Generale tapfer, Muſik hilft! Dort kommt der Eid, wir müſſen über jenen Fluß, um ihm von Haus aus den Uebergang zu wehren. Muſik, damit die Kerle ihre Feigheit überſchreien!

(er ſtimmt an:)

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiſer wied'rum kriegen
Stadt und Feſtung Belgerad.
Er ließ ſchlagen einen Brucken —

(Trompeten.)

Die Morabeten (begeiſtert).

— einen Brucken.

Juſſuf.

Daß man kunt hinüberrucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Und als der Brucken war geſchlagen,
So ließ er tüchtig foutragiren
Wohl an die 300,000 Mann —

Die Morabeten.
Wohl an die 300,000 Mann!

Rellſtab.
Zu ſpontiniſch!

Eid (kommt mit ſeinen Truppen, 21 Mann).
Schiebt hier 12 Statiſten vor, dort 9. Mehr kann ich nicht bezahlen. So. Die Bataille iſt gewonnen.
(Zuſuf und die Morabeten flüchten.)
Thut, als verfolgtet ihr ſie, bleibt aber hinter den Couliſſen. Ihr ſollt euch gleich in Pferde verwandeln.
(Statiſten verſuchen's.)

7.

(Saal in Chimenens Schloſs.)

Chimene (zu ihrer Zofe, der Stummen von Portici).
Warum ſagſt du Nichts?

Fenella.
Muß man, wie ich, Tanzheine zeigen,
Hat man zu ſchweigen.

Chimene.
Rodrigo!
O!
Himmel!
Liebe!
Triebe!

Rellstab.

Das war ein Triller wie ein Rheinstrudel.

Gubitz (blöde).

Da cap'chen.

Chimene.

Ich bin nicht Albini!

Rellstab.

Das Weib hat den Teufel im Leibe!

Chimene.

Was ich im Leib habe, geht Keinem von Euch was an, Seh' ich denn aus wie schwanger?

Rellstab.

Das könnt' ich nicht sagen!

Chimene.

Wollt' Ihnen, mein Herr, diese Erklärung auch rathen, denn ich habe mit dem Cid selten viel zu thun gehabt.

Burgmüller.

Madame, ich kann nicht ewig wie eine Bildsäule hier meinen Taktschlagestab halten, und bitte, daß Sie fortsingen, und sich nicht stören lassen.

Chimene.

Ich habe was Andres zu thun, ich habe den Schnupfen.

Rellstab.

Geehrtester Redakteur der eleganten Welt —

Chimene.

Nein, nun rück' ich doch wieder in's Feld!
Wo umglänzt von Sonnenstrahlen
Sich deines Schlosses Thürme malen,

In Ebro's heitren Fluten;
Cid, jene ersten Liebesgluten!
Kennst du der Laube zärtlich Grün,
Das uns ein Liebesnetz nur schien?

Dr. Schiff (jedoch ohne den Strich durch's C, weil man ihn sonst mit der gewöhnlichen Bezeichnung der Digesten verwechseln und für eine Paubeltenstelle halten könnte.)

Nun wird's schön!

Fr. von Raumer.

Das stimmt ganz überein mit dem von mir schön beschriebenen, leider aber von mir nicht gelesenen Buche Nro. 10002, Sect. 1, in der Vaticana.

(Die Hohenstaufen wandeln über die Sorne, Raumer wird bange, Chimene wird heiter.)

Chimene.

Cid kämpft jetzt mit den Mohren,
Weh ihnen, daß sie sind geboren!
Wie dunkel rollen seine Augen,
Ich möchte Meere daraus saugen.

(zu Jenella.)

Komm!

Jenella.

Bin beklomm' —

Chimene.

Warum?

Jenella.

Weil ich's Maul nicht aufthun darf. Vier Stunden lang, und ich, ein Weib!

Chimene.

Das ist 'was Schreckliches,
Und nichts Erkleckliches!

Gubitz ([illegible]).

Ich bin klein, doch dies ist groß,
Wie wächst mein Geist, o selig Loos!
Albini?

Albini.

Doch kunterbuntes Zeug!

Cid.

Ich komme hier zu Pferde —

Chimene ([illegible]).

Ein Pferd bin ich noch nicht!

Cid.

Und, Herr Albini, glauben Sie, daß bei ähnlichen Beleidigungen ich meine Geliebte
Entsetzlich rächen werde!

([illegible] Gubitz, [illegible], Albini entfernen sich aus der Gesellschaft, [illegible] [illegible] [illegible] Gesellschaften.)

8.

(Terrasse am Schloß des Königs.)

König.

Die deutschen Recitative sind immer schwerfällig. Das thut die Härte der Sprache, die noch immer zischt, wie die Schlachtschwerter der Völkerwanderung im Kampf. Darum laß' ich das meinige hier aus.

Rellstab.

Das dürfen Sie nicht, Sie beziehen 13000 Thaler jährliche Gage.

König.

Das ist der Grund, weshalb ich mich nicht genire. —

Was der Cid wohl macht? — Ich bin begierig —
Notte e giorno faticat —

Chimene (lemmt ärgerlich).

Sie ſchaden dem Effekt meines Singſangs. Sie legen was Brillantes ein, Herr von Haitzinger! Meine Rolle muß ohne Nebenbuhlerei als die erſte brilliren.

König.

Ich habe Ihnen noch nie Etwas eingelegt!

Chimene.

Brillantes freilich nicht.

Ein Recenſent.

Mir wird's ſo wohl, mir wird's ſo dumm,
Als führ'n mir tauſend Säu' im Kopf herum.

9.

(Der Ort iſt ungewiß, wie Volger's Gregandie.)

Zwei Juden.

Erſter.

Der Cid iſt ein gewaltiger Sänger. Kann man ihm aber borgen? Schauſpieler —

Zweiter.

Erhalten viel Gag'.

Erſter.

Zahlen ſchlecht.

Zweiter.

Wollen wir ihm abkaufen ſeine Rollen?

Erſter.

Jaukuf, wir können ſie ja nicht ſpielen. Es ſind keine Lujedors drin.

(Zwölf Diener tragen einen ſchweren, prächtigen Kaſten, ſchön verſiegelt und verſchloſſen herein.)

Die Diener.

Brillianten,
Diamanten,
Rubinen,
Faſchinen,
Teller von Gold —

Die Juden.

Von Gold?

Die Diener.

Auch ſeinen Sold
Hat Eid' in dieſe Kiſt gelegt,
Und ſchickt ſie Euch als Unterpfand:
Damit ihr ihm
(ſie übergeben den Juden eine Quittung)
Dies Geld auslegt,
Zu tauſend Prozent.

Zweiter Jude (das Geld betaſtend)

Dies zeigt Opernverſtand!

Erſter.

Mend-
elchen,
Welchen?

Rellſtab.

Dieſe Reime, diesſeits der Spree, ſind doch zu toll! Das Mendelchen abzukürzen:

Mend-
elchen.

Erſter Jude.

Still. Spontini kommt.

Rellſtab.

Teufel, ich habe gegen ihn geſchimpft, und bin doch bange vor ihm.

Gubitz.

Wäre ich nicht weggelaufen, wollt' ich Ihnen was ſagen.

Erſter Jude.

Nun machen wir die Kiſte auf.

Mendelchen.

'S iſt ein feines Siegel drauf!
Ach könnt' ich dünne Waden ſo zuſiegeln,
Wie keck wollt' ich den Kopf
In Weiberaugen mir beſpiegeln.

Erſter.

Wir müſſen's doch aufmachen, Tropf!

(Sie machen den Koffer auf.)

'S iſt Sand!

(Er wird vor Schreck eine Dame.)

Mendelchen.

O Vaterland!
Wer's nicht kennt, das Mendelche in Pirmunt,
Das iſt ein echtig lumpig Hund.

Wolfram.

Meine Sachen ſind doch natürlicher als die von Burgmüller. Bei dieſen weiß man kaum, wohin ſie wollen, ſie ſcheinen Nichts wie ein Stich aufs jenige dumme Opernzeug —

Chimene (will vor).

Es wird hier Nichts geſticht!
Sie Wicht! —
Ach, aufgeſchnürter, wackeliger Buſen,
Wie nützeſt du den Muſen!
Zwei Töchter ſoll die Kunſt auch frei'n,
Wie werden alle Recenſenten ſchrei'n!

von Raumer.

Geſticht ſtatt geſtochen, iſt ein Sprachfehler.

Chimene.

Ich fand ihn in einem Sibiriſchen Manuſcripte, Sie großer Geiſt, Sie!

von Raumer.

Weiß wohl!

Chimene.

Drum will ich Ihre Hohenſtaufen
Auch nicht kaufen,
Denn in Tinte erſaufen
Schlimmer als in's Waſſer laufen.
Wenn Sie Etwas von Hammer, Schloſſer kennen,
Muß Ihnen das Gewiſſen brennen,

(zutraulich)

So daß man einen Theetopf —
Erheitzen könnt' auf Ihrem Kopf!

(Sie verſinkt. Donner und Hagel. Der Blitz bleibt aus, weil der Theatermeiſter ihn nicht hervorklingelt.)

Cid (rückt an, einen Statiſten hinter ſich, und deutet auf ihn).
Mit dieſem Heere, du Betrübte,
In den Tiefen Geliebte,
Gewann ich die Bataille!

Chimene (kommt zurück mit einem Regenbogen).
Du mördriſche Canaille!

von Platen.
Wie doch ein kräftiger Reim die Sache veredelt!

Chimene.
Wie tönen die Kanonen —

Gubitz, von Platen und die ganze Sippſchaft, am lauteſten von Raumer (ſcharf trillernd).
Wir haben das Pulver nicht erfunden. Cid ſelbſt ſagt ja, daß das noch nicht geſchehen iſt.

Chimene (zu Raumer).
Du Schriftler, der der Zeit nachläuft,
Damit er zeitig ſchaale Waar' verkäuft —
haſt du bei der Lektüre des corpus juris canonici ſeine Canonen vergeſſen? Warte, Kant ſoll dich am Kanthaken packen. Der ſagt: Raum und Zeit giebt es nicht, es ſind nur die Formen, durch welche wir die Dinge anſchauen. Alſo du 0,721 Gibbon, ſind mir 30,000 Jahre vorwärts oder rückwärts ganz egal, ich habe ſie alle in der Hand. Da!

(Cid erhält eine höllische Ohrfeige.)

Cid (großen Dunst).
War die auf mich gemeint?

Chimene.
Ich glaub's, da es so scheint.

Cid.
Da Racker haſt du auch was in die Rippen!

Chimene.
O das iſt kein Ambroſianippen!

Beide.
Wie iſt doch ſo gropf und weit
Die Gewalt der Zärtlichkeit.

Rellſtab.
Gropf!

Cid.
Ja. So ſchreibt unſer großer Fritz auch, wenn er einem Geck die Thür weiſ't, und darum iſt's recht. Denn erſt komm' ich, dann Friedrich, und dann — — Sie noch lange nicht.

Chimene, einen Kuß
Auf Ohrfeigen.

Chimene.
Welcher Genuß
Sich versöhnlich zu zeigen.
Deine Weſte iſt nicht gut aufgepufft;
Gut ausſehn muß der Mann, je mehr er Schuft!
(Sie puſt ihm die Weſte auf.)

Cid.

Ich muß wieder in das Feld!

Chimene.

Nicht um die Welt!

Cid.

Ich muß!

Chimene (weint einen Augenblick).

Ue ſchauderhafte Nuß!

Höre Cid, du vermachſt mir, ehe du abreiſeſt und crepirſt, doch wohl vorher all' dein Vermögen?

Cid.

Welches?

Chimene.

Dein Gut und Geld.

Cid.

Auf der Stelle. (geht ab.)

Chimene (ſehr froh).

„Wenn man will zu Mädchen gehen,
Sei man froh und wohlgemuth —"

Herr Rellſtab, was ſtören Sie mich?

Rellſtab.

Ich? Was thu' ich denn?

Chimene.

Ich ſehe zwei Journalläuſe auf Ihrem Kopfe, welche die Elegante genug beſchmutzen werden. Knicken Sie ſie todt! Sie meinen, ich dürfte nicht ſingen „Wenn man

will zu Mädchen gehen", weil ich ſelbſt ein Mädchen wäre, und dann wär' das wieder eine Reminiscenz aus Wenzel Müller.

Rellſtab.

Ich habe keine Gründe zu zweifeln, daß Sie ein Mädchen ſind —

Chimene.

Das vermuthete ich mit Recht von Ihnen. Uebrigens bin ich mehr als ein Mädchen, ich bin 'ne Göttin. Nicht wahr, Herr Gubitz?

Gubitz.

Herr Albini?

Albini.

Herr Ellrich?

Ellrich.

Dr. Schi—? Bitte um Verzeihung, Herr Sch—, daß ich Ihren berühmten Namen nicht ausſpreche.

(Chimene geht ab. Ein Maikäfer, der die heurige dramatiſche Kunſt verachtet, folgt ihr über die Bühne. Großes Geſumſe begleitet ihn.)

10.

(B oder bäh, wegen der Schafe. Weites Schlachtfeld, mit praktikabeln Fenſtern am Himmel. Rechts vom Zuſchauer Cid, zu Schafe, links, eine Million Gegner.)

Cid.

Dies iſt ein ſchreckenvoller Tag,
Wenn nur das Schaf die Feinde mag.

Haha!
(das Schaf beginnt die Millionen aufzufreſſen.)
Solch' feige Memmen hab' ich nie geſeh'n!
Was ſind ſie?

Schaf.

Herr Cid, es ſind neuere Dichter.

Cid.

Das Gelichter!

Schaf.

Jetzt kommt die
Cavallerie!

Cid.

Nur Vögel, Stieglitze —
Hätt'ſt du der Frau ein Kind gemacht,
Sie hätte ſich nicht umgebracht;
Hätt'ſt du's nicht ekelhaft beſchrieen,
So hätt' ich's ſchweigend dir verziehen!

Schaf (Nachdem es Alles aufgefreſſen).

Ich bin ſatt.

Cid.

Das iſt viel, Herr Schaf.
(Galoppirt mit dem Schaf ab.)

11.

Chimene (im Schlafzimmer vor dem Spiegel ſich entkleidend)

Ich bin die Göttlichſte der Frauen,
Halbnackt laſſ' ich vom Volke mich beſchauen;
Ich bin die Häßlichſte nicht!

Rellſtab.

Reminiscenz!

Chimene.

Peſtilenz!

(ſingt weiter vor'm Spiegel)

Sich auszukleiden,
An ſich ſelbſt ſich weiden,
Delikat!
Welch ein Buſen!
Alle Muſen
Haben nicht ſo'n Euter;
Wer iſt der Ochs und wird nicht heiter?
— Ach Cid, wie thätſt du mich betrüben,
Doch jetzt will ich dich wieder lieben.

Ein Bote (tritt ein und läuft weg).

Er iſt todt!

Chimene.

Schwerenoth!
— Nun zieh' ich auf ſeine Güter,
Walte da als ein Gebieter,
Leſe Rellſtab und Gubitzchen,
Die eleganten und Geſellſchaftwitzchen.
Wehe, wehe,
Ich vergehe,
Sein Geiſt!

Cid's Geiſt (zwiſchendurch bengaliſches Feuer).

Guten Abend!

Chimene.

Was der Tamtam rumort!

Cid's Geiſt.

Von Herold wird ſo was geſchmort!

Chimene.

Wie befinden Sie ſich?

Cid's Geiſt.

Unverbeſſerlich!

Chimene.

Das glaub' ich.

Cid's Geiſt.

Daß das Wetter bis in den Juni hinein ſo abſcheulich bleibt!

Chimene.

Das kommt davon, weil der Komet noch immer nicht kommt, ungeachtet der Aſtronomie!

Cid's Geiſt.

Im Himmel geht's auch durch einander, und das Unglück iſt, ich kann nicht wieder, und du kannſt gar nicht hinein. Peter hat die Schlüſſel verloren.

Chimene.

So geh'n wir in die Hölle,
Immer warme Stelle.

Cid's Geiſt.

Geliebtes Fräulein, der Teufel nimmt Niemand mehr auf, er hat ſo viel zu braten, daß er alles nöthige Holz nicht mehr bezahlen kann.

Chimene.

Wie ſtarben Sie?

Cid's Geiſt (Arie).

Bei Xeres war's, wo meine Größe,
Sich zeigt' in ihrer ganzen Blöße!

Chimene.

Pfui!
Mein Kutſcher!

Cid's Geiſt.

Oui,
Meinſt du mich?

Chimene.

Ach was, den Henrich!

Cid's Geiſt.

Der Entrich!
— Bei Xeres ſtanden 1½ Mohren
All wider Spanien verſchworen,
Doch, was ein Operntext nicht kann —
Ich hatte Billionen Mann.

(Cid's Geiſt und Chimene wiederholen in einem Duo die beiden letzten Verſe. Eine Katze wird auf die Bühne wegen Elektriſirung des Publikums geworfen; läuft aber wieder fort, wird gerufen, kommt natürlicherweiſe nicht.)

Chimene.

Fahre fort
Mit dem Rapport!

Cid's Geiſt.

Als nun die Mohren fürchterlich eindrangen,
Und mir das Heer zum Weichen zwangen —

Chimene.

Das littſt du?

Cid's Geiſt.

Dumme Kuh,
Sie hatten beſſere Dekorationen!

Chimene.

In denen mag der Sieg oft wohnen.

Cid's Geiſt.

Hör' weiter!
Da ließ ich, um zu hemmen das Verzagen,
Mich todtſchlagen —
Nun konnten Wunden mich nicht mehr verletzen,
Ich ließ daher auf einen Gaul mich ſetzen,
Ward in den Feind hineingejagt,
Und dieſer ward total geſchlagt!

Chimene.

Geſchlagt?

Cid's Geiſt.

Wie geſagt,
In irgend einer Singſpielüberſetzung aus dem Franzöſiſchen.

Chimene.

Das Finale, Muſikanten!

(es beginnt.)

Cid's Geiſt.

Schon kommen die Trabanten,
Elephanten,
Ungeheuer,
Poſſenteufel,
Dumme Statiſten —

Chimene.

Sind auch Christen! —
— Ich heirathe dich.

Cid's Gesang.

Wie glücklich war ich!

(Ballet.)

Chorus.

Laßt uns furchtbar [illegible] dazu singen,
Damit den Beifall [illegible] erzwingen.

(Der Vorhang fällt.)

Gottlob, daß die Sache zu Ende ist!

Publikum.

Chimene heraus! Cid heraus!

(Der Vorhang geht in die Höhe. Chimene in einer Equipage. Cid zu Pferde, erscheinen und machen, daß sie wieder davon kommen.)

Publikum.

Bravo! Bravissimo!

Ein Brief an den Kronprinzen von Preußen.

Von aller Welt verlaſſen, immer mehr in die tiefſte Hülfloſigkeit verſinkend, erhebe ich meine ſcheue Stimme zu der Gnade Ew. Königlichen Hoheit.

Die Strafe meiner Lügen auf mein Haupt, wenn an den folgenden Thatſachen etwas Unwahres iſt: ich bin von ziemlich armen Eltern in Lippe-Detmold geboren; ſie waren ſchwach genug, mich auf das Gymnaſium zu ſchicken, und ahnten nicht, daß die Weisheit des Gelehrten nur in der Form ſich von der eines Schuſters unterſcheidet. Ich überflügelte bald in den Wiſſenſchaften nicht nur meine Mitſchüler, ſondern auch manche meiner Lehrer, und glaube noch jetzt ex tempore mich einer faſt ſchrankenloſen Prüfung unterwerfen zu können; da aber mein Geiſt bei ſeinem inneren Wachsthume ſich auch äußerlich entfalten mußte und dieß im jugendliche Uebermuthe auf eine vielleicht zu gewaltſame Weiſe geſchah, ſo konnten meine ein wenig kleinſtädtiſchen Landsleute das nicht faſſen, und ich merkte, daß es um meine lippiſche Laufbahn gethan war. Weil ich indeß einmal angefangen hatte, ſo durfte und konnte ich nicht ſogleich wieder aufhören, und ich eilte nach Leipzig, um daſelbſt die Rechte zu ſtudiren, welches ich denn auch ſo redlich gethan habe, daß ich mich vor keinem Examen zu fürchten brauche. Jetzt hatten jedoch meine unglücklichen

Eltern das letzte Geld für mich aufgewendet, und da ich bei meinen schlechten Aussichten in der Heimath kein anderes Mittel wußte, so schrieb ich in meinem Schmerze ein Trauerspiel, für welches ich wegen seiner Sonderbarkeit einen hohen Preis zu erhalten dachte; aber obwohl dieß wegen dieses Stücks bedeutende Männer auf mich aufmerksam geworden sind und selbst Briefwechsel mit mir angefangen haben, so fehlte es mir bis auf Hut und Schuhe an allem Aeußern, um es einem anständigen Verleger auf die gehörige Weise anzubieten. Da übermannte mich die ausgelassenste Lustigkeit, und ich schrieb mit einem abgebrochenen Schwefelhölzchen, welches ich in Ermangelung einer Feder in die Tinte tauchte, das Lustspiel nieder, welches ich als Probe meines Talentes hier beizulegen wage.

Jetzt galt es aber, meine letzten Kräfte für meine Erhaltung aufzubieten, und ich erinnerte mich meiner Anlage für die Schauspielkunst, die so groß zu seyn scheint, daß es märchenhaft lautete, wenn ich ohne einen nähern, persönlichen Beweis davon sprechen wollte. Ich eilte also voll sicherer Hoffnung nach Berlin und — konnte es dadurch nicht einmal so weit bringen, daß ich zu irgend einer kurzen Probedarstellung im Zimmer gelassen wurde!

Ew. Königliche Hoheit haben nun gewiß schon errathen, was ich für ein Mensch bin. Viele nannten mich genial, ich weiß indeß nur, daß ich wenigstens Ein Kennzeichen des Genies besitze, den Hunger.

Nochmals erhebe ich meine Stimme zu Ew. Königlichen Hoheit!

Goethe.

Geb. in Frankfurt am Main, den 28. August 1749. Geſt. in Weimar, den 22. März 1832.

Denkmal Ulrichs von Hutten.

Als die Zeitung ankündigte, im neuen Teutſchen Merkur ſey Huttens Bild und ſein Leben: erröthete ich über meine Schmid, und wie lange ichs in mir getragen hatte, dieſem edlen teutſchen Manne Etwas auf ſein Grabmal zu legen. Er ſtarb als ein Flüchtiger, Lebensunſicherer, Vertriebner, hatte nicht, da er ſein Haupt hinlegte; nur eine Schreibfeder fand man nach ſeinem Tode bei ihm, und einige Briefe ſeiner Freunde. — Wie ſein Tod und Nachlaß war, ſoll und kann auch nur dies Denkmal werden: ein glatter Stein auf ſeinem Grabe, oder ein Brief von Freundes Hand über ſeinen Tod und ſein Leben.

Wenn ein junger, edler, feuriger Mann ſchon in Jahren, die andre noch als Pflanzen wegträumen, Mann fürs Vaterland iſt, den faulen Weg und die ruhige Lebensart der Mönche (es giebt Mönche in allen Ständen) früh verläßt, eben weil ihm vielleicht ſein Genius zulispelt, daß ers nicht lange werde thun können: er ſtrebt, was er kann: erwählt mit den Guten und fürs Gute freywillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt ſich durch jede neue Gefahr nicht abſchrecken bis ans Ende ſeines jungen ſtürmiſchen Lebens: die Finſterniß iſt aber ſtärker als das Licht, die Sklaverey ſtärker als die

Freyheit: sie rotten sich um ihn, schneiden, da er noch keine Grenzen seiner Wirksamkeit kennet, ihm Luft und Athem ab: auch seine Freunde treten scheu zurück: sein edelster, ihm treugebliebner Freund sinkt und mit ihm Glück und Alles; nun treten die Falschen hinzu, die sich auch Freunde nannten, verläumden, spotten, höhnen seine Plage. Der Edle fällt, wie man vor bösen Buben fällt, und jene Blutsauger behalten Recht: „Was hat er nun ausgerichtet? „Was wollte er nur? — Freylich — Freylich — auch „fehlte es ihm nicht — aber lung, zu lung —." Unter solchen Hohnsprechungen liegt nun der Edle bey einem armen Pfarrer auf einer kleinen Insel im Zürchersee, hatte in Teutschland, für das er alles hingab, keinen sichern Tritt mehr, und starb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmuthe gegen die Lügner und Verkleisterer der Wahrheit — Jünglinge, wallfahrtet zu seinem Grabe, und zu seinem Leben als einem Spiegel aller Zeiten! Und du, Mutter Teutschland, das diesen Mann nicht verkannte aber kalt hinwarf, so wie es jetzt ihn kalt lobet und seine Schriften nicht einmal hat und kennet, durch die er doch Alles that, lerne! *) —

Als Ulrich von Hutten, der junge Fränkische von Adel, in Fulda studirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönchen machen. Tunc hoc ingenium perderes? sagte der verdiente Eitelwolf von Stain zum Abbt und errettete den fähigen Knaben. Zeitlebens hing Huttens Herz an diesem edlen Manne, seinem Erretter. Ihm hatte er nachher die Gunst des Kardinals von Mainz, seine Reise nach

*) Hutten's Werke, von Ernst Münch herausgegeben, erschienen 1821–25 in Berlin bei Reimer.

Italien, ſein erſtes blühendes Hofglück zu danken; mit Eitelwolf von Stain ſtarb ihm ſeine erſte Stüze, auf die bald Eins nach dem Andern folgte. Eitelwolf ward, der dem Churfürſten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Univerſität Frankfurt an der Oder gab; nach deſſen Sinne ſie ein neues Athen der ſchönen und freyen Weisheit blühen ſollte; bald aber thats dem edeln Manne leid, da er ſeine neue Univerſität ärger als eine andre mit Sophiſterey und Pfaffenkraut überzogen ſah. Er ging mit einer Societät der Wiſſenſchaften in Mainz, dem damals ſo blühenden Mainz, ſchwanger und — ſtarb darüber. Genug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten in ſeinen kurzen Jahren hat mehr gethan, als manche Societät von Aeonen zu Aeonen.

Hutten ſtudirte in Köln, und das war, wie wir auch aus der Geſchichte Luthers wiſſen, damals mit ein Hauptneſt der Philoſophaſtern und Theologaſtern. Der Ekel, den Hutten früh an dieſem Geſchmeiß hatte, gab ihm, noch unbeſtimmt, wie er ausbrechen würde, den Stof zu ſeinen einſtigen epistolis obscurorum virorum, dem Heldenwerk ſeines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, ſein nachmaliger Mitarbeiter an dieſen Briefen, ſein Mitſchüler geweſen, ein Freund, der ihm auch treu blieb, bis ans Ende. In Köln lebten nun alle die Originale, inſonderheit der grauissimus Ortuinus, die das künftige Heldengedicht galt. — Abermals eine Probe, daß das Meiſte, was wir in unſerm Leben thun, von denen Verbindungen und Umſtänden herrührt, in die uns frühe die Vorſehung ſezet. Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — ſie machen

meistens den Anklang unsrer Bestimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches spätere Schicksale und reifere Vernunft uns den Einschlag geben.

Hutten gieng überdrüßig von Köln nach Frankfurt, dessen reizende Lage er, vermuthlich für seinen Eitelwolf, in Versen beschrieb. So machte Freundschaft den jungen Dichter, an dem die Baile und Konsorten nachher mit großer Chronologenmühe den ersten glücklichen Abgang des praecocis ingenii aufgezählt haben. Jugendliche Unruhe trieb ihn nach Italien zuerst als Kriegsmann unter Maximilian, der damals Padua belagerte. Und hier hing sich — die Schlange, eine Krankheit, die sich gleich selbst erklären wird, an seinen Fuß, deren Gift er Zeitlebens mit sich trug, und die zulezt seinen Häßern auch Anlaß zum Hohne geben muste. — Wer die Geschichte der damaligen Zeiten und dieses Uebels kennet, als es zuerst in Europa bekannt ward, der muß ungerecht oder ein Wizling seyn, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß folgt, daß man damals sehr unschuldig dazu kommen konnte, und desto ärger daran war, weil man noch kein Mittel dagegen wuste. Die Krankheit, an der Fürsten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den Schandfleck noch nicht, den ihr die spätere mittlere Zeit mit Recht gegeben. Das Ungeheuer ist jezt in seine Grenzen gebannet: damals ward Pest am Mittag. Hutten schreibt in seinen Briefen mit einer Offenherzigkeit davon, die am lautesten seine Unschuld zeiget, (an der auch damals kein Mensch zweifelte, der ihn kannte): an die Augers schrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünschungsschreiben über den Lebensbaum, *Guaiaci medicinam*, der damals nur durch sie nach Teutschland kam; und an den

Erzbiſchof, Kardinal und erſten Kurfürſten Teutſchlands, Albert von Mainz, de morbo Gallico librum, wo er ein eben ſo patriotiſcher Verfechter der Geſundheit ſeiner Landsleute wird, als er ſich Patriotiſch ihrer Ehre, Freiheit, Aufklärung und Glückſeligkeit annahm.

In Krieg und Krankheit waren ſeine Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, die ſich aber wider ſeinen Willen zerſtreuten, gar geſammlet herausgegeben wurden, die er alſo aus Noth ſelbſt heraus gab und ſie Maximilian zueignete. Coluit, ſagt er — coluit per mille pericula Musas

Et quanti potuit carminis auctor erat.

Von früh auf ſieht man an Hutten einen Mann, der nicht zur Pedanten-Autorſchaft gemacht war. Alles lebt in ſeinen Schriften, und nichts ſteht geſchrieben, daß es nun alſo daſtehe. Seine Bücher, meiſtens alle kleine Stücke, ſind Stimmen aus ſeinem Leben, einzelne Laute ſeines Worts, Handlung. Und darum würkten ſie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der Seinen, ſo viel: und darum ſchrieb er auch ein Latein, wie es kein Studenſitzer und Wortrednbank auf ſeiner Drehbank Ciceroniſcher Perioden in einer Spide hervorbringen kann. Wie Dädals Bildſäulen ſieht man alles gehen, kommen, handeln, leben!

Er kam nach Teutſchland, und ein Landsmann, ſein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühſamen Juriſten nach damaliger Juriſtenzeit in Teutſchland ſuchte, fand gar nicht, was er ſuchte. Der arme junge Menſch ſchrieb ſeinen Nemo: das erſte Stück in künftiger Huttenſcher Manier, und freylich für ihn eine üble Ahnung. Beym erſten Auftritt war er ein Niemand und iſt gewiſſermaaße Zeitlebens ein Niemand blieben. — Vorher hatte er unter mancherley

Schichalen ganz Teutschland durchkrochen und durchflogen ein Ulyſſes, wie er ſagt, mit einer ganzen Odyſſee von Irrfälen. Wenigſtens hatte er den Vortheil, daß er das Teutſchland, für welches er nachher Demoſthen war und mehr als Demoſthen ſeyn wollte, in allen ſeinen Provinzen kannte: von Roſtock und Greifswalde bis gen Frankfurt und Wien; Sachſen, Böhmen, Braunſchweig, Schweiz. In Wittenberg hatte er ſein Gedicht de arte versificatoria, Zeichen des Brodſtudiums, worinn er Unterricht geben mußte, hingeworfen, aber mit einer Wärme an zween teutſche Jünglinge, die wieder ganz den künftigen Mann prophezeyte. In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator Vadian auf, und ſo kam er zum zweytenmal, iezt ein edler Juriſt zu werden, nach Weltſchland.

Wir wollen uns nicht in Umſtände einlaſſen, die man etwa im Leben jedes jungen Dichters ſich denken, aber im Leben jedes großen Dichters finden kann, daß z. E. ihm der Geſchmack der Barteiſten nicht anſtand, daß er darüber auf Huttenſche Art ſich äußerte, daß ihm die ſchöne Litteratur in Italien wohlbehagte, daß er von allen, die ſeine Talente kannten, geſchätzt wurde, u. ſ. w. Eben da er in Italien den Geſetzen oblag, kam bald ein Umſtand ganz andrer Art, Hutten alß den, der Er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Würtenberg hatte ſeinen Vetter Johann von Hutten mit höchſteigner Hand im Walde umgebracht: und nun folgten aus Italien des Huttens, der ſo ſehr Edelmann, Geſchlechtsvertheidiger als Teutſcher, Freyheitsvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorationem und endlich fünf Invektiven gegen den Mörder — wahre Demoſthenesreden von Herz und Seele, nicht Schulübungen;

die wahre Sprache der Unſchuld und Rache, die Alles zu Hülfe nahmen gegen einen Thäter, der Herzog war. Wir werden ſpäter unſern Demoſthenes würklich im glücklichen Feldzuge gegen ſeinen Feind ſehen, wo ſein Freund, der gerechte und edle Sickingen, Haupt war des Schwäbiſchen Bundes. -- Hier bemerken wir nur, daß die Stimme, die ſich jetzt für ein ſchreiendes, ungehörtes Bruderblut erhob, bald zu Kayſer und Reich gegen Pabſt und Seelenverkäufer rufen ſollte, und ſich hier an einem ſo ſonderbaren tragiſchen Vorfall zu etwas proben muſte, was ſie noch nicht einſah. — In dieſem Jahr 1515 ſtarb ihm auch ſein Freund, Erretter und Beförderer, von Stain, und nun ging ſeine zweyte Laufbahn an.

Schon ſein Tyrannengeſpräch gegen Ulrich: **Phalarismus, Dialogus Huttenicus**, hatte er mit dem Wort geſchloßen, was nachher ſein Wahlſpruch in andrer Abſicht werden muſte: **jacta est alea!** ich habs gewagt: Schon dieſen Dialog endete er mit den Worten: **exoriare aliquis nostris ex ossibus vltor!** Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Teutſchlands, ein verdienter Mann von manchen noch unerkannten Seiten, Reuchlin, war, zu Herzen: er machte ſich mit ſeinem Schul- und ewigen Buſenfreunde Crotus auf, ihm gegen den Ketzermeiſter Hogſtraten und alle Fakultäten privilegirter Langöhre, die ordentlich rechtlich wüteten, durch ein Mittel, was mehr als eine Deduktion würkte, zu helfen: er ſchrieb die **Epistolas obscurorum virorum**. Daß Crotus daran Theil gehabt, iſt unläugbar; ſie aber deswegen, weil Crotus mitgeholfen, dem Hutten abſprechen zu wollen, iſt ſo thöricht, als ſie gar Eraſmus zuzuſchreiben, der unter

allen Sterblichen ſie wohl am wenigſtens ſchreiben konnte und wollte. Darüber lachen, ſich im Buſen freuen, ſich gar ein tödtliches Geſchwür auffreuen, einige recht treffende Briefe auswendig lernen, das konnte der furchtſame Eraſmus wohl, der immer auf Land und Waßer zugleich lebte. Aber, da ers reiflicher überdachte, fand er ſelbſt, als Leſer, ſchon ſo viel Mißlichkeiten und furchtſame Abers, daß er ia auch, für lauter leidiger Furcht, nicht ſein Gewand befleckte, ſondern — was ärgers! — den divus Ortuinus ſelbſt hernach höchlich lobte, der hier als Haupt der Theologaſter, Pfefferkorne und Magiſter das Fähnlein trug. Eraſmus dieſe Briefe zuzuſchreiben, iſt ſo viel, als ihn für einen Märtyrer und Fiſchfreſſer zu ſchelten; zu beydem, ſagte er, habe er keine Gaben. Fiſche konnte der ſchwächliche Kritiker ohne Ohnmacht nicht riechen und an ſtandhaft bekennen ohne Ohnmacht nicht denken: geſchweige epistolas obsc. viror. ſchreiben. Er hat ſie ia nachher gnug beiammert. —

Kurz, dieſe Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf ſo ſcharf, ſchied Mark und Bein, zeichnete ſo genau, daß die Pfefferkorne, Ortuini und alle ihres Gelichters da ſtanden wie ſie ihr Gott gebildet hatte, und da galts weiter keines Läugnens. Unglaubliche Würkung hat dieſe Schrift gemacht: ſie iſt für Teutſchland unendlich mehr worden, als der Hudibras für England und Gargantua für Frankreich; und viel etwas nüzlichers geworden, als der Junker von Mancha für Spanien ſeyn konnte. Auch auswärtige Nationen haben ſie hochgeſchäzt, obgleich für ſie die feinſten Spizen des Salzes drinn weg ſind: denn das Teutſchlatein, die teutſchen Mönchsgelahrten Sitten, ſind

ihnen meiſtens unverſtändlich: eine Nationalſatyre voll Geiſt, Feuer, Wiz und äußerſt genauer, treffender Detailwahrheit. — — Rümpfe mir nicht, feiner Jüngling, das Wort Pasquill entgegen. Alle treffende Satyre iſt Pasquill; nur je allgemeiner und doch treffend das Pasquill iſt, deſto beſſer: und dies traf warlich allgemein! Die laue Satyre, die nicht Fiſch nicht Fleiſch iſt, wird auch weder Fiſch noch Fleiſch beſſern: dies Buch hat viel gebeſſert! Warum? Es war ganz wahr! Es lebte, wie Alles, was Hutten ſchrieb. Möchte zu unſrer Zeit ein Hutten epistolas *clarorum virorum* ſchreiben, und mit der Wahrheit, dem Intereße, dem Glücke! —

Bald werden wir Hutten noch auf einem beſſern Zuge für Reuchlin antreffen, da Er und Sickingen zum geretteten Greiſe ziehen, ſeine Freude theilen, und Sickingen folgendes an ſeine Hrn. Gegner ergehen ließ:

„Erforderung und Verkundung des Edlen und „Veſten Franz von Sickingen zu Eberburg, an„und wider Provinzial, Prioren und Conven„ten Predigerordens deutſcher Nation und „ſunderlich Bruder Jakob von der Hochſtra„ten, auch Prediger Ordens, von wegen und „Namen des hochgelehrten und weitberühm„ten Hrn. Johann Reuchlins beider Rechten „Doktor, ſeiner erlangten Executorial halben u. ſ.

„Euch — — Hrn. Eberharten, Doct. Provinzial, auch „allen andern Vettern und Brüdern Predigerordens deut„ſcher Nation, ſamt eur in mich beſtimmten Sachen, An„hängen und Verwandten thun ich Franz. von Sickingen „zu wißen:

„Nachdem Euch und aller Erbarkeit beider geistl. und „weltl. Ständ' unverborgen, welchermaaſſen und mit was „geschwinden auffezlichen Praktiken die Euren, den wür„digen hochgeb. Hr. Joh. Reuchlin, meinen besondern guten „Freund, zu merklichem Unrath, Nachtheil, Schmach und „Verletzung seiner Ehren wider bädstl. Heiligkeit Verbot ꝛc. „so viel an euch gewesen unbillig beschwert habt, noch „täglich ohn Unterlaß mit unziemlichen Schmach-Schriften „unbillig anzutasten nicht unterlaßen, über und wider daß „er euch Urtheil und Sentenz samt Erstattung Kosten und „Schaden und darauf gebührlich Exemtorialbrief mit An„ruffung weltlicher Hand erkannt sind, Abbehalten hat, „welchs alles ihr durch ein vermeint ungegründt Frevel „und umtreiblich Appellation aufzuhalten und obgedachten „D. Reuchlin, den betagten, erfahrnen, frommen, kunst„reichen Mann, mit weitläuftigen Gerichten, unendlichen „unerhörlichen Proceßen, auszuhelligen unterstehet. Die„weil aber ich, inmaaſſen viel andre und mehr, dem ehr„barn Recht und der Billigkeit geneigt, ob solchem eurem „geübten Fürnehmen ꝛc. nicht unbillig Mißfallen trag: so „steht an Euch, Herr Provinzial ꝛc. mein ernstlich Begehr „und Gesinnen, ihr wollet — darobseyn — daß sie D. Reuchlin „hinfüran künftiglich ruhig laßen, ferner nicht umtreiben, „auch mit einiger Schmachschrift beschweren, sondern seiner „behaltenen Urtheil ꝛc. in Monatsfrist begnügen thun, ihm „auch die taxirten Kosten, nehmlich hundert und eilf Gulden „entrichten und sich der verfallnen Pön halb ꝛc. mit ihm „vertragen, dazu gnugsam Sicherheit und Kaution thun, „ihn hinfür solcher Sache halb in keinem Weg zu beläsi„gen ꝛc. dazu ihm und mir solches unter gemeiner Provinz

„Insiegel in obberührter Zeit, lauter mit klaren unverdun-
„kelten Worten zu schreiben u. s. Denn würd' oftgemeldter
„D. Reuchlin in vorgenannter Zeit nicht zufrieden gestellt,
„auch versichert und zugeschrieben als obgemeldt ist, sollt
„ihr alsdenn wißen, daß ich mit samt andern meinen Herrn,
„Freunden und Gönnern, die solcher nur geübten Hand-
„lung auch höchlich Mißfallen haben, wider Euch, die ganze
„Provinz und Adhärenten, zu Förderung erlangter Rechten
„und der Billigkeit, in Vermögen Päbstl. Urtheil ꝛc. für-
„zunehmen und handeln will, damit D. Reuchlin, als ein
„alter frommer unter den Hochgelehrtsten nicht der niederst,
„deß Ehre Kunst und Lob in weiten Landen erschollen,
„solcher gewaltiger eur Durchächtung in Ruhe bleibe, auch
„so viel Gott gefällig, friedlich beschließen möge. Und da-
„durch vermerkt werde, daß vielen hohen Adlichen und
„andern treflichen Ständen, ich geschweig der Hochgelehrten
„und Geistlichen, solch euer bisher gegen D. R. geübte
„Handlung von Herzen und Gemüthe leid gewesen und
„noch sey. Das hab ich euch Hrn. den Provinzial ꝛc. eins
„für Alles unangezeigt nicht lassen wollen, deß Wißens
„und darnach zu richten." — —

So endigte Sickingen was Hutten angefangen hatte, und anders war auch mit den Leuten nicht zu reden. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in seinem Alter Ruhe. — Der Bruder Kezermacher, Hochstraten, gegen den auch in Luthers Schriften ein herrlicher Cherubsstreich zu lesen ist, soll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angst zu Fuße gefallen seyn, und seine arme Seele schon allen Heiligen mit dem Stoßseufzer empfohlen haben: „Leben wir so leben wir dem Herrn ꝛc." An dir

verunreinige ich mein Schwerdt nicht, ſagt Hutten, und ließ ihn gehen.

Als Hutten zum drittenmal aus Italien kam, war ohne Zweifel die Knoſpe ſeines Ruhms in der ſchönſten Blüthe. Da jauchzten ihm alle ſchöne Geiſter zu und lobten über ihn, den ſiegenden Reuchliniſtam, Gott den Herrn: Erasmus frohnte ihm, ſelbſt wo es nicht hingehörte, vor ſeinem N. Teſtament, als einem Mann, desgleichen nicht geweſen: ſeine Freunde, inſonderheit der redliche Pirkhaimer, Nürnbergs verdienter Patricius, Dürers und aller Guten Freund, empfahlen ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigner Hand zum Dichter mit einem Kranze krönte, den ſeines Freundes Tochter ihm gewunden. Hier war er mit im Gefolge des Kurfürſten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen zu Kaiſers Hofe, und ſeine Jugendphantaſie war im tiefen Traume, „was er werden, ausrichten, vollenden würde!“ Man leſe den langen Brief, den er an Pirkhaimer ſchrieb, als dieſer ihm die Einſamkeit auf ſeinem Fränkiſchen Ritterſchloße anrieth. Burkhard, ein um Hutten ſehr verdienter Mann, hat ihn herausgegeben und commentirt: mitten in ſeiner ſchwächlichen Geſundheit lachte damals Hutten noch Alles. Da ſchrieb er den Feuerſtrom von Rede: Ad principes Germaniae, vt bellum Turcis invehant, Exhortatoria, in der ſo viel dem Kaiſer am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen wegmußten. Damals lebte der Hof und was ſich an Hofe Maximilians und Alberts für Teutſchland thun ließe, in ſeiner Seele: jede Blüthe eines aufſproſſenden ſchönen Genies, mochte ſie Budäus oder Oecolampadius, Pirkhaimer oder Faber, Erasmus, Copus, Aurelius heißen, umfaßte er

mit einer Innigkeit, als ob sie alle seine Brüder, Mitarbeiter zu Einem Werke wären. — Das wahre Kennzeichen unausschließender großer Seelen! An Luther, der damals vor Caietano zu Augsburg war, nahm er noch nicht so viel Theil, vermuthlich weil er seine Sache nur als theologische Streitigkeit ansah, und ihn noch nicht kannte. Daß indeßen schon damals in Hutten die ganze Flamme gelodert, die ihm späterhin Luthern so theuer machte, zeigt die lange Dedikation, womit er des Laurentius Valla Schrift: „über die erlogne Schenkung Konstantins" — wem? dem Pabst Leo selbst zu übergeben sich getraute. Ein rechter Jugend-Helden- oder Eulenspiegelstreich in Huttens Leben. Er thats mit so vielem Lobe dieses, und mit so lautem, wahrem, bittern Tadel des vorigen Pabsts, mit so lautem umfassenden Geschrey der teutschen Freyheit gegen des Pabsts Ansprüche: daß er sich entweder das größte Wunder zutrauen, oder den bittersten Haß des Pabsts erwarten mußte. Den er denn auch froh erwartete: nur daß er sich noch in Albert, dem Kaiser, den Fürsten und Ständen des Reichs irrte, und für seine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache zu viel, viel zu viel hoffte. Aber so handelt iedesmal das Genie und der Gottberuffene zu etwas Außerordentlichem: iacta est alea! ich habs gewagt, ist sein Wahlspruch; nicht: „darf ich? kann ich? wer steht mir bey? „wirds auch werden?" Sonst geschähe in der Welt selten Etwas: Denn bey iedem Schritte wagen wir ia und zertreten Mücken, Hutten bahnte Luthern unwissend den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nur lief es freylich nicht nach Huttens Sinne. Der Kaiser starb: er folgte Alberten nach Mainz, wo er in Ruhe des Hof-

lebens einige seiner besten Dialogen verfertigt; aber Albert und dies Leben war für ihn nicht. Er gieng mit Sickingen gegen Ulrich zu Felde, zog drauf auf sein Schloß Stackelbergk, und vollendete seine Dialogen über Glück, Fieber und Pabst. Das lezte Gespräch hieß: „Die Römische Dreyfaltigkeit" und es ist unbegreiflich, wie dasselbe nicht blos in Mainz öffentlich gedruckt worden, sondern auch der Verf. noch nachher frey am Mainzischen Hofe und in Gnade des Kurfürsten seyn konnte. Freylich nicht lange: denn bald kam der schärfste verweisenste Befehl aus Rom nach Mainz, „daß ein so frecher Sünder, als Hutten, gegen „den die Theologisten in Köln längst die Bulle über die „epistolas obsc. vir. gehabt, und der immer fortführe, „von der Römischen Dreyeinigkeit selbst in Mainz zu schrei„ben, nichts, als in Ketten nach Rom geführt zu werden „verdiente." Zu diesem edeln Werke ward Alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschüzer. Albert konnte und durfte es nicht seyn: zum Erzherzog Ferdinand schrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze teutsche Nation; aber vergebens. Er hatte Herz genug an Kaiser Karls Hof nach den Niederlanden selbst zu gehen, aber umsonst: er fand kein Gehör: Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Banden warteten allenthalben seiner. Und immer blieb Hutten unerschüttert derselbe. Man schauert, wenn man die Briefe oder vielmehr die Reden und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachsen, an alle Stände des Reichs lieset. Hier ist Teutschlands Demosthenes in all seiner Größe. Wahrheit, Freyheit, Stand, Ruhm, Nothdurft, Vaterland, Alles spricht, Alles ruft und klaget in ihm.

Alle fünf Klagschriften sind ins Teutsche übersezt, mit dem Beywort: „ein großes Ding die Wahrheit! stark über „alles!“ Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht sein alter ungerufener Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, dessen Name Teutschland zu den edelsten Römern stellen, und vielleicht sagen kann: „weichet diesem!“ wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schuz und Freystadt gegeben hätte. Hier geht leider der dritte Theil von Huttens Leben an, und Gottlob, daß auch der nicht lange dauert.

In seines Sickingens Schloß, Ebernburg am Main, fand Der also Freystadt, der sie nirgend und auch auf seinen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte sein Teutschland nicht verlassen, dessen Sache er iezt eben am eifrigsten, fröhlichsten, freysten forttrieb. In Ebernburg schrieb er: „die Anzeige, wie „sich allweg der Pabst gegen den Kaiser gehalten: er com„mentirte die Bulle des Pabsts gegen Luther mit Noten, „schrieb neue Dialogen, Invectiven, Aufmunterungen, Auf„weckungen, Briefe, Beklagung der Freystäte teutscher Na„tion, lebendige Abkonterfactur des Pabstthums u. s. w.“ jedes Stück immer stärker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das was vorangieng. Jezt machte er mit Luther Bund, munterte ihn auf, bot sich und seinen Sickingen zu allem an. Schon dieses Sickingen wegen wird dieser Theil von Huttens Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal wenn er an ihn denkt, ihn nur in einem Wort, einer That anführt, sieht man den ganzen Biedermann vor sich stehen. Ihm und dem großen Haufen des teutschen Volks zu gut schrieb Hutten izt teutsch, was nur teutsch

sehn konnte: übersezte seine besten lateinischen Gespräche für seinen Freund Sickingen, der sich auch Luthers Schriften beym Abendessen und müßigen Stunden vorlesen ließ, und immer Worte drauf sezte, die Ja und Amen sind. Höre man eine Zueignung Huttens an ihn, in der beyde geschildert werden, wie sie waren:

„Dem edlen, hochberühmten, starkmütigen und Ehren„vesten Franz von Sickingen, Kais. Majest. Rath, Diener „und Hauptmann, meinem besondern vertrauten und tref„lichen guten Freund, entbeut ich Ulrich von Hutten meinen „freundlichen Gruß und willigen Dienst.

„Ohn Ursach ist das Sprüchwort: in Nöthen erkennt „man den Freund, nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich „darf niemand sagen, daß er mit einem Freund verwahret „sey, er hab denn den in seinen nothdürftigen anliegenden „Sachen, dermaßen daß er ihn inwendig und auswendig „kenne, versucht und geprüft. Wiewohl nun der glückselig „zu achten, dem nie vonnöthen ward, einen Freund dieser „Gestalt zu probiren, mögen doch auch sich die der Gnaden „Gottes berühmen, so in ihren Nöthen beständige und hart„haltende Freund' erfunden haben. Unter welchen ich mich „denn nicht wenig Gott und dem Glück zu bedancken hab. „Denn als ich auf das äußerst an Leib, Ehren und Gut „von meinen Feinden genöthigt, so ungestümlich, daß ich „kaum Freund anzurufen Zeit gehabt, bist du mir nicht, „als oft geschieht, mit tröstlichen Worten, sondern hülftre„gender That begegnet, ja mag ich, als das Sprüchwort „ist, sagen, vom Himmel herab zugefallen — Der nicht „geachtet, was ein jeder von meinen Sachen rede, sondern „sie an ihr selbst Gestalt beherzigt. Hast dich nicht durch

„Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Un-
„ſchuld abziehen laſſen, ſondern aus Liebe der Wahrheit
„und Erbarmnüß meiner Vergewaltigung für und für über
„mir gehalten. Und da mir aus Größe der Fahr die
„Städt verſchloſſen geweſt, alsbald deine Häuſer, die ich
„aus der und andern Urſachen Herbergen der Gerechtigkeit
„nennen mag, aufgethan, und alſo die angefochtene und
„verlagte Wahrheit in den Schoos deiner Hülf empfangen,
„und in den Armen deiner Beſchirmung gar kecklich ge-
„halten. Daraus denn gefolgt, daß ich in meinem Für-
„ſatz, den auch du ehrbar und redlich nenneſt, nicht wenig
„geſtärkt, alle Gelehrten und Kunſtliebenden T. Nation ſich
„in Freuden und Frolocken erhoben, und gleich als nach
„einem trüben Wetter von der Freudenreichen Sonne er-
„quickt worden. Dagegen die boshaftigen Kurtiſanen und
„Romaniſten, die mich verlaſſen gemeynt, und derhalben
„nahet einen Triumph von mir geführt hätten, da ſie ge-
„ſehn, daß ich mich an eine beſte unerſchütterte Wand ge-
„lehnt hab', ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwa
„niedergelaſſen, ſich faſt ingethan und kleines Lauts worden.
„Für ſolche deine Wohlthat dir gnugſamen Dank zu ſagen,
„hab' ich nicht Mangel an Gemüth und Willen, ſondern
„am Glück und Vermögen. Wird mir aber je eine beſſere
„Zeit erſcheinen, und ſich Aenderung des Glücks (alsdenn
„meine freye Hoffnung zu Gott iſt) begeben, will ich dir
„allem Vermögen nach u. ſ. f. auch

Wo etwas meine Schrift vermag
Dein Lob muß ſterben keinen Tag

„Denn ohn Schmeicheln und Liebkoſen zu reden biſt du,

„der zu dieser Zeit, da iedermann bedäucht, teutscher Adel „hätte etwas an Strengheit der Gemüther abgenommen, „dich dermassen erzeigt und bewiesen hat, daß man sehen „mag, teutsch Blut sey noch nicht versiegen, noch das Adlich „Gewächs teutscher Tugend ganz ausgewurzelt. Und ist zu „wünschen und zu bitten, daß Gott unserm Haupt Kaiser „Karlen deiner tugendhaftigen unerschrocknen Muthsamkeit „Erkänntniß ingebe, damit er dich deiner Geschicklichkeit nach „in hohen treflichen seinen Händeln, das Römisch Reich „oder auch ganze Christenheit betreffend, so mit Rath und „der That brauche. Denn alsdann würde Frucht deiner „Tugend zu weiterem Nuz kommen. Fürwahr einen solchen „Muth solt man nicht ruhen noch inwendig Bezirks kleiner „Sachen gebraucht werden lassen. Aber ich hab mir nicht „fürgenommen, in dieser Vorred dein Lob zu beschreiben, „sondern einmal meinem Herzen, das gesteckt voll guter „Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit ist, Lust zu geben. „Schenk dir zu diesem neuen Jahr die nachfolgende meiner „Büchlein, und wünsch dir damit nicht, als wie oft unsere „Freunde pflegen, eine frölich sanfte Ruh, sondern große, „ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darinn du diesen „Menschen zu gut, dein stolzes heldisch Gemüth brauchen „und üben mögest, u. s. 1521."

So war Freund zu Freund. Seit Hutten bey diesem Freunde war, schrieb er fürs Volk, meistens Teutsch, und auch hie und da in Volksreimen. Wenn sie uns Knüttelverse dünken, so waren sies damals nicht: sie waren Verse, die das Volk lesen sollte; und auch andre Werke besezte er hie und da mit solchen Reimen. Sie kamen bald in den Mund vieler, und blieben, und thaten große Würkung.

Die Wahrheit iſt von neu gebohren,
Betrug hat ſeinen Schein verlohren,
Deß ſag Gott ieder Lob und Ehr
Und acht nicht förder Lügen mehr.
Ja, ſag' ich, Wahrheit war verdrückt,
Iſt wieder nun hervorgerückt,
Deß ſollt man billig genießen lon,
Die dazu haben Arbeit gethon.
Die faulen Pfaffen lohens nit — —
Ich fromme Teutſchen halter Rath,
Da's nun ſo weit gegangen bat,
Daß nicht geh wieder hinter ſich.
Mit Treue hab's gefördert ich
Und begehr deß anders keinen Genieß.
Denn — wo mir g'ſchäh deßhalb Verdienſt —
Daß man mit Hülf mich nicht verläßt,
So will ich auch geleben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lahn,
Das ſoll mir bieten ab kein Mann.
Auch ſchafft zu ſtillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie feſt und ſehr
Man mich damit zu ſchrecken meint.
Wiewol mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hatt g'fangen an,
Gott well ſie tröſten! Es müſſe gahn,
Und ſollt es brechen auch fürm End,
Wills Gott, ſo mags nicht werden g'wendt.
Drum will ich brauchen Hülf und Händ',
Ich habs gewagt!

Ich weiß, fängt er in der Beklagung der Freyheit 1. Nation an:

Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
Um daß ich solchs nicht schweigen kann,
Und nehm des Dings allein mich an.
Doch iſt es wahr und iſt nicht recht,
Das man will machen krum zu ſchlecht. —

Die traurige Weißagung ward bald erfüllet. Das Jahr drauf fiengen Sickingens Sachen übel zu gehn an, und 1523 im May ſtarb der edle Held auf folgende unwürdige Weiſe:

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbiſchoff von Trier, Kurfürſt von der Pfalz, Landgraf von Heſſen. Ein Ritter gegen die Fürſten des ganzen Rheins? Ja! Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Seßel getragen werden, und da rotteten ſich gegen den alten Löwen ein Hauf andrer Thiere. Höre man ihn ſelbſt, wie er redet:

„Mein lieben Brüder und Nachbarn, warum kommt „ihr wider mich zu fechten und ſtreiten? Nun bin ich doch „mit euch dran. Ich begehr euch zu erlöſen von dem „ſchweren entchriſtlichen Joch und Geſez der Pfaffheit, und „evangeliſchen Lichten Geſezen und Chriſtlicher Freyheit zu „bringen. So wollt ihr das nicht leiden, thut, als der „den fallenden Siechtag hat, will nicht, daß man ihm „helf, daß er nicht verderbe. Denkt, daß ihr wider Chri„ſtum und ſein Evangelium ſtreitet und nicht wider mich.

„Um des Evangeliums willen will ich den Tod nicht flie„hen. Gottes Will geſchehe. Amen.“

Dem Adel, den obige Fürſten gegen ihn erregt hatten, ſchrieb er: „O veſten, edlen, lieben Mitbrüder, wollt „Gott, ihr hätt Euch daß bedacht! Warum zieht ihr wider „Euch, Eure Kinder und Kindeskinder? Warum zerreißet „ihr Eure Freyheit und wollt Knecht' und Gefangene der „Beſchornen ſeyn? Denkt ihr nicht, wenn Franz überwun„den wird mit ſeinem Anhang, wie man darnach Euch „wird ein Zaum und Biß in das Maul legen und Euch „führen, wo K. hinwollen? Ihr wollet denen helfen, die „den teutſchen Adel verderbt haben mit Lügen, Eure vä„terliche Güter an ſich gezogen, als ſind die beſchoren „Knaben, die Stift und Klöſter. Ihr und die Eure man„gelt: ſie leben im Saud, verthun daß Eure mit Huren, „Hoffart, Bollerey, Büberey: wollt ihr Eur Leben für die „ſetzen? Ja ſie wollen unſre Seelen auch verderben, ſo ſie „uns das Evangelium Chriſti und Wort Gottes nicht laſ„ſen predigen, auch ſelber nicht predigen, und ertränken „unſre Seelen mit ihren eignen Träumen, Fündlein, Ge„ſetzen und Lehren, gleißenden Worten. Wollt Gott, daß „ihr der Sach noch nachgedächtet, ſo werdet ihr Fran„ciſco K. beyſtehn. Gottß Will geſchehe, Amen. All Sieg „von Gott.“ So dachte Franz: dafür ſtritt er. Da ward er in ſeinem Alter von vier Fürſten und einem großen Rott Adels in ſeinem Schloß Landſtein zuletzt umringt, von einer Kugel, die ſie ins Schloß ſchoſſen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürſten und Herren alle ſehr freundlich zu ihm ſprechen, und ſtarb. Als Luther von ſeinem Tode hörte, wollte ers zuerſt nicht

glauben. Da er sich verklagte, ward er tiefsinnig und brach aus: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar. Er „will seinem Evangelium nicht mit dem Schwert helfen.“ Wie alle Guten den Tod betrauert haben, brauchts keines Worts. Er war und ist wie Brutus, der letzte Teutsche. Und nicht um ein Phantom politischer Freyheit ist er, sondern um Wahrheit, Licht, Recht und Billigkeit, Religion, Christus.

Die meisten Aufklärer des Süd-Teutschlands, aus dem doch in den Hülfswissenschaften das Licht aufging, hat Er geschützt, ernähret, beherbergt, verfochten: Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oekolampadius. Luthern selbst lud er mehr als einmal: sein Freund Hutten überlebte ihn nur drey Monath.

Mit gebrochnem Herzen ging er der Schweiz zu, Rettung zu suchen; fand aber unterwegs zum Unglück noch einen schönen Geist und vorgeblichen Freund, der ihm völlig das Herz brach. Erasmus war eben auch zu Basel und der scheute und verläugnete nun nicht bloß den armen, vertriebnen, oder wie er sich ausdrückte, schäbichten Edelmann, den er vormals zum Himmel erhoben hatte; sondern wollte auf der andern Seite gegen Huttens Freunde wieder Freund Huttens heißen, log, schob es auf Huttens Krankheit, daß er ihn nicht gesprochen, u. s. w. Da trat Hutten auf und expostulirte öffentlich mit ihm, daß das Ding Lug und Trug sey; er sey täglich ausgegangen, habe auf dem Markte mit Jedem Stundenlang gesprochen, Erasmus habe ihm die Thür geschlossen, u. s. Als Erasmus hörte, daß die Expostulation unter der Presse sey: kam er wieder, streichelte Hutten, wunderte sich, sprach

von alter Freundschaft, rückte ihm sein nacktes Elend auf, hatte gar Herz genug, einem Verlassenen und Vertriebenen zu drohen: aber Hutten kehrte sich dran nicht. Die Expostulation erschien, und nun kam Erasmus, mit einem höflichen Schwamm (Spongio) Koth abzuwischen. Der ließ sich aber nicht abwischen, und Luther, Melanchton ꝛc. hoßten den Schwamm und sagten, er habe nicht blos Hutten, sondern das ganze Lutherthum mit Koth besprützen wollen: denn nun wars das Lutherthum, daß ihm und den Musen seinen Freund geraubt — und was man sich weiter für elende, ausgebrauchte Schlupfwinkel eines Kritikers und klaßischen Schöngeistes denken kann. Was das Aergste ist, haben Narren geglaubt, Hutten sey an diesem Schwamm, (den er vielleicht nicht mehr gesehen,) erstickt: Er, der an viel ärgrer und härterer Speise nicht zu ersticken pflegte, geschweige des Schwämmleins eines Kritikers, der ihm wohl zu statten kommen wär.

Ein Höherer riß ihn dem Bann und der Acht, Feinden und falschen Freunden aus dem Rachen; er starb End' Augusts 1523 im 36 Jahr seines Alters. Ufnau heißt die kleine Insel im Zürchersee, wo er im Gebiet des Zürcher Raths Schuz und bey einem armen Pfarrer Pflege, Aerzung fand, und Ruhestäte. Schiffe hinüber, reisender Jüngling, und suche sein Grab und sage: „Hier liegt der „Sprecher für die Teutsche Nation und Freiheit und Wahr„heit, der für sie mehr als sprechen wollt.“ Eine Grenzinsel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

Und so must es seyn! Auf kein Grabmal, und marmoren Denkmal müßen die Guten und Edeln des Teutschen Vaterlandes rechnen. Mußte im vorigen Kriege doch ein

Franzose kommen, und in der Stadt, wo Leibnitz liegt, nach Leibnitz Grabe fragen. Und Niemand wußte, als ein alter Küster, der es, wie der Todtengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Keinem Teutschen wars eingefallen, an Leibnitz Grab zu denken — Ist Hutten nicht die Todesstäte selbst, die Insel auf dem Zürchersee, wahres Grabmal, Dank- und Ehrendenkmal?

In anderm Sinn habe ich Luthers hartes Wort zu sagen: „Wir Teutsche sind Teutsche!" nemlich: Noch Huttens Schriften sind verstoben: kein Mensch hat sie noch gesammelt. Viele haben Hand angelegt, sie zu sammeln; aber immer kam ein böser Zufall zwischen. Und da die meisten nur einzelne Bogen und kleine Stücke sind, viele auf Sickingens Schloß gedruckt, von Feinden zerrissen, (sein Bild hatten die Karthäuser zu Schlettstadt zum Wisch ihres Hintertheils gebraucht, dafür sie 1000 Goldgülden R**geld, Sickingen erlegen mußten) vom Volke verbraucht: so ists gerade, als ob sie ganz aus der Welt wären. Und so sind unsres Landsmannes, Reformators, Aufklärers, Freyheitsdners, des einzigen (?) Demosthenes unsrer Nation Schriften, sind — im Staube.

Ihr Teutsche was fehlet Euch? Was fehlet Huttens Schriften, daß ihr sie nicht sammlet, aufleben laßet und erhaltet? Wollet ihr Beyträge zur Reformation lesen; ihr habt ja die schlechtesten Lumpen gesammlet, von Wiedertäufern, Schulrektoren, Kritikern! und Helfershelfern! hier ist ein Reformator selbst, der in seinem Fache eher als Luther begann, und ihm nachher so treu half, so viel für ihn ausrichtete, so viel für ihn litt! Wollet ihr einen schönen Lateiner haben? Ihr leset ja auch hier die lezten,

hundertmal wiedergekäuten, saftlosen Brocken auf: Wer schreibt schöner, wahrer, und kräftiger, blühender Latein, als Hutten? Erasmus und Melanchthon haben ihn beneidet, die Italiener geschäzet, alle freye und heitere Musenfreunde geliebet. Verzeihe mirs Apollo und der ganze lateinische Parnaß, wenn ich, beym Ciceronischen Schraubenlatein unsrer Pedanten, mich immer daß ich Teutsch schreiben kann, freue; aber in Huttens iedem Wort, ieder Sylbe ist schöner, blühender lateinischer Styl mit iezt gegenwärtigem Teutschen Geist und Kraft: es würket. Soll der edle Lateiner, die Blüthe des wieder kommenden Geschmacks und Genies, untergehen? Freylich aber, vom Römischen Ab, und Folianten von quisquis und kiskis hat er nicht geschrieben. Wollt ihr endlich Männer von Genie, Gefühl, starkem Triebe, Männer von Laune, Sathre, Salz? beklagt, daß ihr gegen Ausländer deren nicht genug habt — und achtet Hutten nicht! laßt seine Schriften modern? — Vermuthlich soll wieder ein Franzose, ein Italiener kommen, und sie euch, wie die Schriften eures unsterblichen Leibnitz sammlen? Und heißt bey aller Welt Sammler, gar Stoppler und Compilatoren, dessen, was euch die Ehre bringt, unsre besten Glieder, einen Mann, deß Leben mit dem Leben der Besten der Nation verwebt ist, lassen wir nackt und zerstreut auf den Gebürgen!

Tritt auf, Mann und Jüngling, der werth ist, Huttens Gebeine zu wecken! Mehr als ein Verleger von Geschmack und Gefühl würde Hand bieten, alle guten Jünglinge sich täglich einen Groschen zum Kauf oder Pränumeration ersparen, und in 2, 3 Bändchen bekämen wir unsern Hutten. Wäre dies Blatt so glücklich in die Hände dessen

zu kommen, der bereits eine gute Sammlung gemacht hätte und sich des Teutschen Merkurs bediente, sich mit andern über das zu einen, was ihm fehlte: Merkur würde sich des teutschen Hutten freuen, und wie sehr ich mich freuen, daß ich zu diesem Werke geholfen!

Hutten schrieb an Luthern einmal: „Dein Werk, hei„liger Mann, ist aus Gott, und wird bleiben: meins ist „menschlich und wird untergehn.“ Die Worte erschüttern, eben weil sie wahr sind. Huttens und Sickingens Werk gieng unter. Es war der Punkt, daß Teutschland andre Gestalt gewinnen konnte: die zwey, drey Guten strebten; es sollte nicht seyn: die Vorsehung hatte es anders beschlossen: sie giengen im Schiffbruch unter: sie verlöschen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bey wem, als Undankbaren, sollte ihr Andenken verlöschen? Das kräftige Bild, Wort und That, dessen was sie wollten, strebten und nicht ausführen sollten. Liegt in ihrem Untergange, der Katastrophe teutscher Freyheit, nicht eben die größte Lehre? — —

Ueber die neue Ausgabe der Goethe'schen Werke.

Schon lange Jahre genießt der Verfaſſer das Glück, daß die Nation an ſeinen Arbeiten nicht nur freundlich Theil nimmt, ſondern daß auch mancher Leſer, den Schriftſteller in den Schriften aufſuchend, die ſtufenweiſe Entwicklung ſeiner geiſtigen Bildung zu entdecken bemüht iſt. Wie ſehr er dieſes zu ſchätzen weiß, iſt mehreren verehrten Perſonen bekannt, die mit ihm in nähern Verhältniſſen ſtehen, aber auch Entfernte können daraus abnehmen, daß ihm ihre Theilnahme lieb und werth iſt, da er für ſie die Darſtellung ſeines Lebens unternommen hat, deren Hauptzweck es iſt, die Entwicklung ſchriftſtelleriſcher und künſtleriſcher Fähigkeiten aus natürlichen und menſchlichen Anlagen faßlich zu machen.

Wenn er nun aber vernimmt, daß man in gleicher Anſicht den Wunſch hegt, die neue Ausgabe ſeiner Schriften möchte chronologiſch geordnet werden; ſo hält er es für Schuldigkeit, umſtändlich anzuzeigen, warum dieſes nicht geſchehen könne.

Wir haben zwar an der Ausgabe Schiller'ſcher Werke ein Beyſpiel ſolcher Anordnung; allein der Herausgeber derſelben war in einem ganz andern Falle als der iſt, in welchem wir uns gegenwärtig befinden. Bey einem

ſehr weiten Geſichtskreiſe hatte Schiller ſeinen Arbeitskreiß nicht übermäßig ausgedehnt. Die Epochen ſeiner Bildung ſind entſchieden und deutlich; die Werke, die er zu Stande gebracht, wurden in einem kurzen Zeitraume vollendet. Sein Leben war leider nur zu kurz und der Herausgeber überſah die vollbrachte Bahn ſeines Autors. Die Goethe'ſchen Arbeiten hingegen ſind Erzeugniſſe eines Talents, das ſich nicht ſtufenweis' entwickelt und auch nicht umherſchwärmt, ſondern gleichzeitig, aus einem gewiſſen Mittelpunkte, ſich nach allen Seiten hin verſucht, und in der Nähe ſowol als in der Ferne zu wirken ſtrebt, manchen eingeſchlagnen Weg für immer verläßt, auf andern lange beharrt. Wer ſieht nicht, daß hier das wunderlichſte Gemiſch entſpringen würde, wenn man das, was den Verfaſſer gleichzeitig beſchäftigte, in Einen Band zuſammendringen wollte, wenn es auch möglich wäre, die verſchiedenſten Produktionen dergeſtalt zu ſondern, daß ſie ſich alsdann wieder, der Zeit ihres Urſprungs nach, neben einander ſtellen lieſſen.

Dieſes iſt aber deshalb nicht thulich, weil zwiſchen Entwurf, Beginnen und Vollendung größerer, ja ſelbſt kleiner Arbeiten oft viele Zeit hinging, ſogar bey der Herausgabe die Produktionen theilweiſe umgearbeitet, Lücken derſelben ausgefüllt, durch Redaktion und Reviſion erſt eine Geſtalt entſchieden wurde, wie ſie der Augenblick gewährte, in welchem ſie den Weg einer öffentlichen Erſcheinung betraten. Dieſe Verfahrungsart, die theils aus einem unruhigen Naturell, theils aus einem ſehr bewegten Leben hervorging, kann auf keinem andern als dem angefangenen Wege deutlich gemacht werden, wenn dem Verfaſſer nämlich ge-

währet iſt, ſeine Bekenntniſſe fortzuſetzen. Alsdann wird der vierte Band, welcher bis zu Ende von 1775 reicht, die bedeutendſten Anfänge vorlegen; durch die Reiſe nach Italien wird ſodann die erſte Ausgabe bey Göſchen und was bis dahin vollbracht worden, in's Klare geſetzt, woraus denn hervorgehen dürfte, daß eine Zuſammenſtellung nach Jahren und Epochen keineswegs zu leiſten ſey.

Noch andre Betrachtungen treten ein, welche nicht abzuweiſen ſind. Die Mehrzahl der Leſer verlangt die Schrift und nicht den Schriftſteller; ihr iſt darum zu thun, daß ſie die Arbeiten nach ihrer verſchiednen Art und Natur in Gruppen und Maſſen beyſammen finde, auch in dieſem Sinne einen und den andern Band zu irgend einem Gebrauch ſich wähle. Der Komponiſt, Sänger, Deklamator will die Lieder, die kürzern Gedichte beyſammen, um ſich deren auf Reiſen, in Geſellſchaften bedienen zu können. Dieſe ſämmtlichen Freunde würden unzufrieden ſeyn, wenn ſie ſolche Produktionen, die ſie vorzüglich intereſſiren, in viele Bände zerſtreut ſähen. Ja es dürften nicht einmal mehrere ſpätere Lieder, die ſchon komponirt und gedruckt ſind, in dieſe Ausgabe aufgenommen werden, weil ſie einer Epoche angehören, deren völliger Abſchluß den Nachkommen überlaſſen bleibt.

Und ſo wird man denn auch dem Verleger Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn er die Einrichtung traf, daß die erſte Ausgabe vollkommen brauchbar bleiben, und mit wenigem Aufwande der zweyten völlig gleich ergänzt werden konnte.

Damit man aber des Verfaſſers Bereitwilligkeit ſehe, allen billigen Wünſchen entgegen zu kommen, ſo wird er

dieſer neuen Ausgabe einen Aufſatz hinzuzufügen, der dasjenige, was in den Bekenntniſſen ſchon geſagt worden, im Kurzen wiederholen, und das, was noch zu ſagen übrig bleibt, gleichfalls kurz, jedoch weſentlich, darlegen wird.

Sind die verſprochenen zwanzig Bände durch die Gunſt des Publikums beendigt und herausgegeben, alsdann wird eher die Frage zu beantworten ſeyn, inwiefern eine Fortſetzung, ja vielleicht auch eine Ausgabe der wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu wünſchen ſey.

Und ſo glaubt man durch aufrichtige Darlegung der Umſtände dem theilnehmenden, wohlwollenden Leſer ſo viel als möglich genug gethan zu haben.

Weimar, den 31. März 1816.

Maler Müller.

Geb. in Kreuznach, 1750. Geſt. in Rom, den 23. April 1825.

Ueber Leſſing's Tod.

Ein Brief an einen Freund in Deutſchland.

Rom, den 8. Mai 1806.

Sie wollen, mein Theurer, daß ich noch einmal aus dem bittern Kelch ſchlürfe, da Sie mir befehlen, Ihnen die Trauer-Ode über Leſſing's Tod von mir mitzutheilen. Nicht um ſolche koſtbarer vor Ihnen erſcheinen zu laſſen, habe ich bisher angeſtanden, Ihr Verlangen zu erfüllen, ſondern blos aus Furcht, mein Herz, da die Zeit noch nicht alle Fäden aufgelöſt, die es an einen ſo edlen Gegenſtand feſt hielten, dabei auf's Neue in Bewegung zu ſetzen. Ich gehorſame nun, mag darüber auch jede Ader meines nicht ganz geheilten Buſens ſich neu in Schmerz aufreißen.

Doch iſt nothwendig, damit dieß Gedicht, das in meinen Augen keinen Werth hat, als daß es die Lage, worin bei einem ſo herben Verluſte ſich mein Gemüth befunden, getreu abmahlet, nicht gemißdeutet werde, noch den Vorwurf auf mich ziehe, als ſuche ich mit der Freundſchaft eines ſo berühmten Mannes hier leer zu prahlen; daß ich einige Worte beifüge. Wie voll ich dieſes Vortrefflichen Zutrauen genoſſen, hätte der verehrungswürdige Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte in der Pfalz, der Freiherr von Hompeſch, am beſten bezeugen können, welcher, als das Glück mir in Mannheim Leſſing's theure Bekannt-

schaft zuführte, Finanzminister am Churpfälzischen Hofe war, und bei gewissen Verhandlungen (damals sollte dort, auf Befehl des Churfürsten Carl Theodor's, ein National-Theater errichtet werden, wohin zu diesem Zweck Lessing berufen worden) Gelegenheit fand, von dem edlen Betragen dieses Vortrefflichen gegen mich, der weniger auf eigenes Interesse bedacht, sowohl den Churfürsten, als auch die Minister mich zu unterstützen beständig anspornte, aufs sicherste zu überzeugen. Da diesen der Tod hinweggerafft hat, so bleibt hier nur ein anderer doch gleich würdiger Zeuge, der um unsere Sprache besonders um die literarische Kultur in der Pfalz so verdiente Greis, Herr Hofkammerrath Schwan in Heidelberg, der auf Befehl des Mannheimer Hofes damals nach Wolfenbüttel reiste, um Lessing für die Errichtung jenes Instituts einzuladen, mir übrig. Genug, Lessing versicherte damals mir verschiedene Male auf das feierlichste, sowohl in Mannheim als in Heidelberg, daß er die letzte Epoche seines Lebens gewiß mit mir, sei es in Italien oder sonst wo beschließen wolle. Später nachher reiste ich — dieser Würdige war bereits schon unverrichteter Sache nach seiner Heimath wieder zurückgekehrt — nach Rom ab. In den ersten Jahren meines hiesigen Aufenthalts schrieb ich verschiedene Mal an diesen Edlen, allein da die Briefe durch einen falschen Kanal gingen (durch den Rath Reiffenstein — dieser bot sich hiezu mir selbst an, und ich vermuthete nicht, daß seine Niedrigkeit so tief reichen könnte, solche mir zu unterschlagen) so gelangte keiner an Ort und Stelle. Später erst kam ein Schreiben von diesem Vortrefflichen bei mir an, wo ich aus seinen Klagen über mein gänzliches Stillschweigen den

mir bisher geſpielten Betrug erſt entdeckte. Dieſe ſo lange Epiſtel war in einer düſtern Stimmung abgefaßt, woraus, wie ich nachher erſt deutlicher einſah, Spuren von ſeiner nahen Auflöſung, beim ſchnellen Aufſliegen und Niederſinken ſeines Geiſtes, wie die Flamme an einem verlöſchenden Dochte, ſich wahrnehmen ließen. Manches von ſeinen damaligen Lebensumſtänden theilte er mir mit, beſonders, daß er mit dem Paſtor Göz in Hamburg in einen theologiſchen Streit verwickelt ſei, der ihn vielleicht zwinge, wider Willen krumme Furchen zu ziehen u. ſ. w., und mehreres Andere, deſſen ich mich jetzt nicht genau mehr beſinne, indem dieſes Schreiben mit ſo manchen für mich nicht weniger intereſſanten, bei der Ausplünderung meiner Zimmer, womit ich nach meiner Verbannung von Rom, in der ephemeriſchen römiſchen Republik heimgeſucht worden, verloren gegangen. Leſſing meinte, daß die gegenwärtige Verfaſſung des Chriſtenthums kein halbes Seculum mehr dauern könne, und darum es vernünftig gethan ſei, einen ſo morſchen Bau abzutragen, damit ſolcher beim Einſtürzen nicht zu viel ruinire. Von ſolchen Betrachtungen ging er plötzlich zu Klagen über ſeine mißliche Geſundheitsumſtände über, weil ſeine Lage ihm nicht erlaube, einen Entſchluß zu faſſen, wie er wünſche, er würde ſonſt nach Paris reiſen, um das franzöſiſche Völkchen recht bei der Quelle kennen zu lernen. Ich antwortete ihm und bat ihn, ſein längſt gegebnes Verſprechen ihm vor Augen ſtellend, Frankreich und die Polemik auf die Seite zu ſetzen, und ſich ſobald als möglich auf den Weg nach Rom zu machen, um hier die für Deutſchland immer noch unbeſetzte Stelle von Winkelmann würdig einzunehmen. Dieſe Aufforderung, die

ich meinen vorgehenden Schreiben immer beifügte, war, wie ich zu ſpät erſt begriff, die Urſache, warum ſolche unterſchlagen wurden; denn Reiffenſtein ließ ſich bedünken, daß er dieſe Stelle durch ſeine Perſon hinlänglich genug (eine Idee, die mir eben ſo wenig, als den Mond mit den Händen zu faſſen, beifallen konnte!) beſetzt habe. Dieſes Schreiben richtete ich, um es ſicherer in Leſſing's Hände gelangen zu laſſen, an den berühmten Schauſpieler Schröder, den Leſſing mir in Deutſchland ſchon genannt hatte, mit dem Beifügen, daß wenn ich, von Italien aus, etwas in Druck zu geben einſt Luſt tragen würde, das Manuſcript dann nur an dieſen ſeinen Freund nach Hamburg überſenden ſollte, worauf er ſelbſt dann weiter für einen Verleger dafür ſorgen wolle. Leider erhielt ich auf ſolches keine Antwort; lang war die Zeit verſtrichen, in der ſolche hätte anlangen können, mehrere Monate floſſen mir ſo unter Warten und Hoffen hin, ich faſſte den Vorſatz, von Neuem zu ſchreiben, und den Brief an meinen alten Freund, den Herrn Hofkammerrath Schwan, nach Mannheim zu richten, damit der ihn ſichrer weiter übermache, weil mir unbewußt war, ob Leſſing ſich wirklich damals noch in Wolfenbüttel befinde, indem an deſſen Schreiben die Anzeige des Ortes mangelte, auch der Herrliche mir in Mannheim ſelbſt verſichert hatte, daß er nur wenige Jahre weiter die Bibliothekarſtelle dort zu bekleiden gedenke, als eines Abends, es war gerade im Frühjahre, ich beim Spaziergange in der Villa Negroni, die damals ihres alten Schmuckes und der antiken Statuen, womit Sixtus V. ſie bereichert hatte, noch nicht beraubt war, dem berühmten däniſchen Gelehrten Zoega begegnete, welcher mir die

traurige Zeitung von Leſſing's Tod mittheilte. So ſehr jenes Schreiben mich hätte hierauf auch vorbereiten können, ſo war dennoch bis dahin auch kein Gedanke an ſolcher Anſicht mir beigefallen; auch wollte ich dieſer Nachricht nicht ſogleich Glauben beimeſſen, bis ich durch überwiegende Gründe mich hiezu genöthigt fand. Nun ſtürzte das Gewicht des Schmerzes auf einmal über mich; mir war, als ſpränge in demſelben Augenblick der Erdball unter meinen Füßen auseinander und laſſe in ſeine Eingeweide mich verſinken.

Wie ich mich benommen, was ich geſagt, in ſolcher Schmerzenslage weiter gethan habe, weiß ich ſelber nicht: die Beklemmung meines Buſens, der Schleier, der auf meine Augen fiel, alle Gegenſtände umher ſetzt mir wie Traumgeſtalten zeigend, erlaubte mir keinen Blick auf mich ſelbſt; ich taumelte von dem unſchuldigen Stifter meiner Leiden weg, unbewußt, wohin ich den Fuß lenke, nahm ich, das Geſicht mit der Hand deckend und unaufhaltſam ſchluchzend, den Weg, die Sonne war eben im Niederſinken, nach St. Giovanni zu. Manche, die in dieſem Zuſtande mir begegneten, hörte ich, das erinnere ich mich noch, einander zurufen: „er mag wohl einen Bruder oder theuern Freund verloren haben.“ Da einige Tage vorher ein junger Engländer geſtorben war, welcher des Abends vorher bei der Pyramide vom Cajo Ceſtio begraben worden, ſo nahmen die Wächter bei der Pforte, im Durchgehen von ſolcher, mich für einen von deſſen Anverwandten. Nacht war es ſchon, da ich das Stadtthor hinter mir im Rücken hatte. Wie weit ich die gerade Straße ſo verfolget, und wo ich ſeitwärts rechter Hand zu

in's offne Feld eingeschlagen, weiß ich nicht genau anzugeben. Verschiedene Male stürzte ich in Gräben, ohne die Gefahr, der ich mich hiebei aussetzte, zu beachten; ungefähr um Mitternacht befand ich mich in dem sogenannten alten Rom (Ruinen von antiken Grädern, die man um die alte Straße von Albano erblickt). Der Mond stieg hell hinter Latiums Gebirgen empor; ich setzte mich auf einen Stein nieder, müde und ermattet. Mein Geist verlor sich in Träumen der Vergangenheit; alle verflossene der Freundschaft geweihete Scenen kehrten neu vor mir zurück, ich vernahm, sah den Theuern vor mir in vollster Lebensblüthe, sein himmelblaues, freundliches Auge hing wieder wie ehedem über mir, das Lächeln seines Mundes, das dem Brande seines Witzes, wie der Frühling dem Sommer, vorging, erquickte von Neuem meine Brust; es schien, als schreite er mit frischem Lorbeer bekränzt stolz und größer über Asphodeles Wiese herüber und winke mir, ihm nachzufolgen. Freude und Schmerz durchzitterten mich zugleich bei seinem Anblick — schon eilte ängstlich froh ich ihm zu, bei Charons Nachen ihn nun umfassend — ach, umsonst — der Zoll, der streng die ernste Wahrheit fordert, verscheuchte bald die selige Täuschung, und überlieferte durch das laute Gefühl von meinem Verluste, um so herber nun mich wieder dem Schmerz. Der Wind blies kalt aus den Apenninen herüber, ich eilte einem schützenden Busche zu — nun erblickte ich von der Höhe herunter vor mir, auf den Fluthen der Tiber, die gleich einer Riesenschlange sich zum Meer hin krümmet, feierlich des Mondes Schimmer schweben. Hier sank ich nieder in's feuchte Gras, innerer Wehmuth nun gänzlich überlassen, und hier war

es auch, wo dieß Gedicht, dem gepreßten Herzen als ein Mittel der Erleichterung, seinen Ursprung fand. Jetzt erst zogen sich die bis dahin geschlossenen Schleusen dem Gefühle lindernd auf, und über der Beschäftigung der Einbildungskraft, dem Gegenstand meines Schmerzens ein Denkmal zu weihen, fand der Schmerz bei mir sich augenblicklich gemildert. Nicht etwa blos von dem Umfange der Gedanken gewann dieß Gedicht hier Form, nein, sondern auch (ein Beweis, wie im Menschen die heftigsten Leidenschaften sich gern metrisch lösen, daher der Reim selbst nicht blos als ein Spiel des Witzes, sondern als ein Element für den Ausdruck des Gefühles mit zu achten ist) nach der Versweise, als Bedürfniß für die Auslassung und beinahe in vollendeten Strophen. Bei dieser schmerzlichen und zugleich erquickenden Arbeit meiner Phantasie übereilte mich die frühe und frische Morgenröthe, ich sah um mich, erkannte nun die Gegend, Aurorens Rosenstrahlen vergoldeten schon der Berge Gipfel und die Scheitel alter Ruinen. Ich sah das Grabmal der Cecilia Metellia seitwärts fern im Morgendampfe, wie eine königliche Matrone mit goldenem Diadem geschmückt, aus dem Nebel, der grau an der Erde hinschlich, sich erheben. Ich riß mich auf, suchte nun die rechte Straße, und schlenderte nach der Stadt, und durch die St. Sebastians Pforte zu meiner Wohnung zurück. Kaum war ich zu Hause angelangt, als ich mich sogleich bemühte, alles, was voll und lebendig sich noch in mir regte und gedrängt mir in die Feder quoll, auf mehrere Papiere nieder zu werfen. Erst am andern Morgen faßte ich alle zusammen auf, sie in ein weißes Sacktuch, der theure Nachlaß von einer verstorbenen Freundinn,

einbindend, und legte solches, meinem lauten Schmerz so ein Ziel setzend, nun auf die Seite. Lange Zeit verblieb es so, ohne daß solches mir nur zu Gesicht kam, und wenn manchmal beim Suchen nach andern Dingen ich von ungefähr darauf stieß, so fuhr dessen Anblick mir sogleich wie ein elektrischer Schlag durch alle Glieder. Einigemale faßte ich es, hatte aber den Muth nicht es aufzuknüpfen, und legte es uneröffnet wieder zurück. Zehn Jahre waren bereits verflossen, als eines Morgens mich ein heißes Verlangen ergriff, das Trauerpfand zu lösen und ein Gedächtniß meiner Schmerzen hiebei zu feiern. Ich verriegelte mein Zimmer, keiner Störung ausgesetzt zu seyn, um bei einem mir selbst so lang versagten Genusse mich um so reichlicher jetzt zu erholen. Zitternd zog ich den verschlungenen Knoten auf, faltete das Tuch auseinander, und nachdem ich bei jedem besondern Ausbruche meiner sich neu erfrischenden Leiden mein Herz genugsam gelezt hatte, ordnete ich mit leichter Mühe (das schicklichste aus vielen nur zusammen lesend und homogen an einander knüpfend) dieß Gedicht, wie es vor Ihnen erscheint.

Beurtheilen Sie dieses Gedicht mehr nach seiner Absicht als nach seinem Dichterwerthe: wenn es Tugend in so weit besitzet, neben andere, die Sie mit dem Siegel ihres Beifalls schmücken, erscheinen zu dürfen, so achte ich es hierdurch schon genugsam geehrt.

Auf Leſſing's Tod.

Klagt, ihr Muſen, klaget! ſchmucklos walle
Aufgelöſ't das Haar am Buſen ſchwer;
Dämpft die Leier, daß ſie traurig ſchalle,
Leſſing, ach der Edle! iſt nicht mehr.

Umgeſtürmt ſo von des Eurus Flügel
Kracht und ſinkt die Tanne mit Gewalt,
Sie, die Zierd', der Schmuck vom nahen Hügel,
Sie, die Königin vom hohen Wald.

Gleich der Pallas ſitzt die hehre, ſchöne
Melpomene an der Urn' und weint,
Von Thalia's Wange rinnt die Thräne,
Schweſterlich in ihren Schmerz vereint.

Und der holde Schutzgeiſt des geliebten
Theuern Vaterlandes klaget laut,
An den Fels gelehnt, gleich dem betrübten
Bräutigam, am Grabe ſeiner Braut.

„Ach, Camönen! eure Augen gießen
„Schmerzen um den Edeln nicht allein,
„Tauſend, tauſend! heiße Thränen fließen,
„Seht hinunter am gehörnten Rhein,

„Wo Lyäus aus der goldnen Schaale,
„Unter Lauben, ſelig Nektar trinkt,
„Und vom Mainſtrom, wo zum friſchen Mahle
„Froh Pomona jedem Gaſte winkt.

„Bis zur Donau und der Elbe breiten
„Ufern, und hinauf bis an das Meer,
„Wo ſich Phöbus golden am beſchneiten
„Eisberg ſpiegelt, und das blaue Heer

„Blaſender Tritonen, mit bereiften
„Bärt' und Schultern, durch die Wellen gehn,
„Bis wo rechts und links die weitgeſchweiften
„Bögen ſich des weißen Nordpols drehn,

„Höret ihr die Klage weit erſchallen;
„Leſſing, Leſſing! ſeufzt der Nachhall ſchwer,
„Ach, ein Edler, Theurer! iſt gefallen,
„Ach, ein Theurer, Edler! ſteht nicht mehr."

Und er ſchwieg, ein banges, tiefres Stöhnen
Schloß in mir die Pforte jedem Laut,
Mich durchſtrömend nur in heißres Sehnen,
Seinem Geiſt zu nahen mich, vertraut;

Einen Blick in ſeinen Blick zu ſenden,
Nun entfeſſelt ganz vom Sinnentrug,
Ihn zu flehn, voll Mitleid mir zu ſpenden
Einen Strahl aus höherm Sternenflug.

Ach, umſonſt! die Zaubermelodien
Stillten augenblicklich nur das Herz,
Bang' erwachend, ſinkt bei deren Fliehen
Neu und mächtiger auf mich der Schmerz,

Qual und Jammer, ungeheure, ſchweren
Felſen ähnlich, ſinken ſie herab:
Ach, du biſt dahin! o fließt ihr Zähren! —
Doch umſonſt, ihr findet nicht ſein Grab.

Wo, ach wo! um Romas Mauer hallet,
Meine Klage, Theurer! fern von dir,
Fern von deines Grabes Hügel wallet,
Irrt mein Fuß in Schutt und Trümmern hier.

In die Wölbung alter Bögen schlagen
Diese Seufzer hohl; die rege Luft
Trägt mit leichtem Fittig meine Klagen
Zu den Nymphen in die Felsenkluft.

In die Tiber rinnen meine Zähren,
Hier am Ufer sitz' ich, fremd, allein;
Nacht umhüllt mich; meinen Harm zu nähren
Rother Luna ihrem Silberschein.

Hofft' ich das, als du, noch stark und munter,
Mich in deine Arme schließest, frei
Angelebt, mit mir zu leben unter
Welchem Stern und Himmel es einst sei.

O, ihr grünen Neckar-Thäler! Sitze
Meiner Jugend; moos'ger Mauerring,
Wolfsbrunn, und du, Jetta's Felsenspitze,
Sahst's, wie ich an seinem Halse hing,

Wie er mich, ich ihn zum Freund erkohren,
Daß ich' nicht vergessen soll, noch kann!
Ach, er war so ganz für mich geboren,
War so ganz, so ganz! ein Mann, ein Mann!

Hüter frohe Scherz der Lippen, Bester!
Jener Augen Blitz, dein reiner Sinn,
Jene freie Stirne und dein fester,
Wohlgebau..s Körper ist nun hin!

Hin die Hoffnung, die mir so geschmeichelt,
Mit der frohsten Zukunft goldnem Schein,
Ach! es war vom Glücke nur geheuchelt,
Alles sinkt in Nacht, ich steh' allein;

Gleich dem armen Schiffer, der nach tausend
Fehlgeschlagner Müh ein Schiff erbaut;
Stark an Mast und Segel geht es, sausend
Spielt der Wind im Wimpel; fröhlich schaut

Der Erbauer, über blaue Wellen,
In Gedanken eilend an den Strand,
Wo Fortuna's Hörner üppig schwellen,
Goldner Plutus thront auf Perlensand,

Schon im Voraus erntend, hängt entrücket
Er im Traumgenuß am Schattenglück;
Ha, ein Blitz, der schnell hernieder zücket,
Trifft das Schiff und schmettert ihn zurück

Nackt und elend an die Klippe wieder,
Aermer als er je dem Tod entrann,
Und Verzweiflung schlägt ihn zweifach nieder —
Ha, wie thöricht, thöricht ist der Mann,

Der sich warmer Seele hin zum Guten,
Edeln, allzu nahe drängt im Feu'r;
Seht! wie mir jetzt Herz und Ader bluten —
O die Wonneblicke kauft ich theu'r.

Besser, ha! dem Edlen gleich entfliehen,
Eh' ein wallend Herz sich fest verstrickt,
Als sich solchen hungrigen Harpyen,
Ueberlassen, so die Seel' zerstückt!

Dreimal selig, ha! zurückgezogen,
Hinter's Schild der rauhsten Stoa fest,
Wie die Muschel in dem engen Bogen,
Wie die Schneck' in ihrem Felsennest.

Einsam, ha! nur ruhig; sich versagend
Alles, schauend, schaudernd weg sich drehn
Vor dem Edeln, als hernach so klagend,
So entwurzelt und zerrissen stehn.

Ha, wo schwank' ich! o Vernunft, du reine,
Hohe Götterjungfrau! stählst mein Herz,
Ja ich sänk' am Staub hinab, wenn deine
Starke Rechte mich nicht hielt im Schmerz.

Leise lispelst du und überschwänglich,
Strömet Trost, die bange Brust erbebt,
„Alles, rufst du, alles ist vergänglich,
„Was vor deinen Sinnen lebt und schwebt.

„Der Gestalten steter Wechsel schlinget
„Neue Schönheit in der Schöpfung Kranz,
„Immer neu'res Leben quillt und springet
„In der Dingen vollsten Reihentanz.

„Ist der Wechsel dir ein ewig Scheiden?
„Weckt der Uebergang aus Klang in Klang
„Bei der großen Harmonie dir Leiden?
„Schauderst du beim schönsten Uebergang?

„Harmonie dir alles! alles strebet,
„Hebet und bewegt sich nur durch sie;
„Jener helle Stern dort oben klebet
„Mit dem Erdenstaub in Harmonie.

„Ganz verschließet nicht der Grabeshügel
„Was ein sterblich Auge hier beweint —
„Bleibst du nicht umstrahlt vom Allmachtsflügel,
„Immer noch mit deinem Freund vereint?

„Grüble nicht, was einst seyn kann, reiche
„An dem Schleier nicht, den Vorsicht wand;
„Der vollendet seinen Lauf nur weise,
„Der sich leiten läßt an Vaterhand.

„Er, der Ewige! wer mag ihn nennen?
„Born der Kraft, der Weisheit, er allein!
„Tausend Sonnen, die dort flammend brennen,
„Sind von seinem Licht nur Wiederschein.“

Zehn Lieder von der Liebe Rhin's und Luitberta's, Königs Geltar's Tochter.

Erstes Lied.

Luitberta's Verliebung mit Rhin, Geltar's Waffenknecht.

Schön war der Jüngling, von stolzem Sinn,
Sein Roß spornte er an des Königs Seite,
Dessen Waffen trug er,
Beim Lanzenspiel und im blutigen Streite;
Vom Söller herab, erblickte einst Luitberta so
Den Helden, mit purpurrothen Wangen,
Umblitzt vom Stahle, kam aus dem Schlachtfelde er froh,
Da ward der Jungfrau Busen in Liebesbanden gefangen.
Das Rehelein, das gestern noch sich in Unschuld gelegt
An der Blumenquelle Rand, stöhnt getroffen jetzt
Vom scharfen Pfeil, der des Jägers Bogen entgangen,
Des Fräuleins zarte Brust
Nähret seitdem peinlicher Liebe Verlangen.

Gedankenvoll gehet sie in ihrem Lustgärtlein umher,
Die Augen öfters schwanger von süßen Zähren,
Nichts ergötzet ihren Sinn, sie seufzet schwer,
Die Blumen wollen ihr
Nicht Trost und Labung mehr gewähren
Was hilft's, daß ich Erbin bin des Thrones am Rhein,
Klagt, von ihren Zofen entfernt, sie in einsamer Kammer;
Soll er, der vor Allen mir gefällt, mich nicht freyn —
Dieß zermalmet ihr Jun'res, wie ein schwerer Hammer.

So verzehrt sie sich am Tage in Sehnsucht bang' und heiß,
Dem Monde erzählt bei Nacht sie ihr heißes Leiden;
Mag die Tochter des Herrschers nicht werden dem Tapfern zum Preis.
Das Schicksal einer Magd
Muß ich, Armselige! dann wahrlich beneiden.
Die Landdirne lacht im grünen Hage frei,
Nach Gefallen sucht sie den lieben Gatten,
Die Hirtin lockt den Liebling ihrer Wahl herbei
Und scherzt mit ihm auf blumigen Matten.
Nur Königstöchter sollen, o bittres Loos! die Hand
Hingeben nach Anderer Verlangen zum Pfand,
Sollen zu bitterster Reue, zu Qualen,
Mit dem Herzen ihren Stand,
Ach, tausendfältig schwer und bitter bezahlen.

So jammert sie bis der Morgen verscheuchet die Nacht;
Die Scham hält am Tage ihre Zunge gebunden;
Das Leben schmelzt weg ihr, wie im Frühling der Schnee,
Nichts stillte bei ihr
Des Herzens verborgene Wunden.
Schon seit langem gefiel des Fräuleins Aussehen nicht
Der Amme; sie ruft jetzt voll herzlichem Kummer:
Was mangelt Dir, Liebchen! in Deinem lieben Angesicht
Welken die Rosen, der Augen heiteres Licht
Dämmert, als wolle es
Verlöschen in ewigem Schlummer.
Sag' an was heimlich Dich quälet mir doch laut.
Nur wenige Zeit noch, dann bist Du eine süße Braut,
Nach einem Jährchen, glaub's Liebchen! und zehn Wochen
Holet ein Dich, erschreck' nur nicht, gewiß kommt!
Holet ein Dich der schmucke Bräutigam,
Dem Dich der König, Dein Herr Vater, hat versprochen.

Wie eine Flamme ſchlugs des Fräuleins Geſicht an ganz roth,
Die Blicke hält gerichtet ſie nieder zur Erde:
Welche Neuigkeit — hilf Gott uns aus jeglicher Noth! —
Wem befiehlt mein Vater, daß zu eigen ich werde?
Zeige an mir den Namen des Bräutigams ſchnell! —
Ei gern, ſprach die Amme, ein ſtattlicher Junggeſell,
Ich will Dir — doch verſchwiegen ſein — Alles erzählen:
Deiner Mutter Bruder herrſcht, wie bekannt Dir, über'm Meer,
Auf Schottlandes halber Inſel, drei Prinzen hat er,
Dem jüngſten, Arthur genannt,
Will Dein Herr Vater, der König, Dich vermählen.

Wie ein Lindenzweig, ſchütteln die Lüfte ihn ſtark,
Sich beweget, zittern der Jungfrau alle Glieder;
Ihr grauſet bei Arthurs Namen tief bis in's Mark,
Auf einen Seſſel läſſet ermattet ſie ſich nieder:
Was ſagſt Du, Amme! Prinz Arthur ſollte mich
Nach Jahr und Monat ſchon als Braut heimführen?
Eh' dieß geſchieht mögen in gleichem Augenblicke ſich
Der Winter und der Sommer berühren!
Eher werden die Fiſche aus des Meeres ſalzigem Grund
Durch die Wolken zu den Sternen aufſteigen,
Bevor Prinz Arthur mit Willen mich und geſund,
Aus der Jungfrauen Kammer führet als ſein eigen.
Einen andern Bräutigam hat bereits erwählet mein Sinn,
Ihm mit Treue ſich auf immer zugeſchworen,
Zurücknehmen läßt ſich nicht, was gegeben man hin,
D'rum muß ich folgen dem Herrn, den ich mir erkohren.
Verkaufen will nächſtens ich mein Geſchmeide, mein Gut,
Den Erlös unter die Armen austheilen,
Mit dem Pilgerſtabe gerüſtet und dem Muſchelhut,
Ferne von hier, einem Frauenkloſter zueilen;
Dort will in Andacht, bei meiner ſtillen Gruft,

Nach Nonnenweise ich
Mit alltäglichem Fasten, Beten und Singen,
Bis der Tod zu dem Bräutigam in den Himmel mich ruft,
Mein keusches Leben in der Einsamkeit hinbringen.

Der Amme fast Odem und Stimme entging
Ueber dem, was aus des Fräuleins Mund sie vernommen;
Was heißt das, schluchzet sie, gottloses, herzliebes Ding!
Soll Deinetwegen man noch gar von Sinnen kommen?
Was plapperst Du? Hätt' die Rede Dein Herr Vater gehört!
Eine Nonne werden: Du? uns Alle hier auf einmal verlassen?
Den Frieden hätt's ihm wahrlich auf immer gestört,
Vor Kummer müßt' er dann bei grauen Haaren erblassen.
Von sieben Erben bliebst Du, die Jüngste, ihm übrig allein,
Von vier Brüdern und drei Schwestern — sag', ist es sein,
Spitzbübchen! mit Deinem guten Mütterchen so übel zu spaßen?
Alle Hoffnung auf Dir alleine jetzt nur noch ruht,
Daß schenken Du bald mögest aus Deinem lieben Blut
Ein Enkelchen zum Troste uns, einen Herzensgenesen;
Wer sollte sich d'rum einfallen lassen solch eine Schmach,
Daß Du quälen einen sollteſt mit derlei Grillen: sag'?
Das Herz ahnungend Dir mit solchen Ränken und Possen. —
Das Fräulein neigte ihre Stirne und seufzete: ach!
Doch hielt der Schmerz ihr die blassen Lippen geschlossen.

Zweites Lied.

Der Amme List, um Luitberta's Leidenschaft auszuspähen.

Nachdachte die Amme, da sie sich alleine befand:
Seit wann sind dem Fräulein diese Gedanken aufgezogen?
Nonnenfleisch war nie gewachsen ihr, meine Treue setz' ich
zum Pfand,

Hierunter muß Heimliches begraben liegen.
Ausſpähen will ich's ſogleich; mir ſtehet zur Hand
Ein Mittelchen wohl, um Alles ſicher zu erfahren,
Mit eignen Augen zu ſchauen, mit meinen Ohren fein
Auslauſchen durch Liſt, was hartnäckig, mir recht zur Pein
Ihr furchtſames Zünglein
Mitzutheilen mir ſucht zu erſparen.
Des Nachts ſchlich ſie in des Fräuleins Schlafkammer ein,
Hinter dem Vorhang ſetzt ſie ſich leiſe und verborgen.
Luitberta vermeinte im Dunkeln, ſie befände ſich allein,
Laſſend den Zügel ihrem Herzen ohne Sorgen.
O Rhin, ſeufzte ſie laut, auf der ganzen Welt
Biſt Du der Einzige, der meinen Augen gefällt,
Mit jedem Pulsſchlag umfängt, ohne zu wanken,
Meine Seele dich tauſendmal in Gedanken.

Dürft' klagen Dir ich nur einmal meinen Schmerz!
Dich nahe nur einmal umfaſſen!
Ausleeren an Deinem Buſen mein Herz,
Gern wollte ich nach ſolcher Labung erblaſſen!
Dürft' bekennen ich Dir, ach! einmal nur frei
Meine Leiden, ſie alle Dir geſtehen,
Ich weiß, vor Mitleid bräche Dein Buſen entzwei,
In Trauer müßteſt Du gleichfalls vergehen.
O Holdeſter! da die Deinige ich nicht werden kann,
Soll berühren meine Hand kein anderer Mann!
Will meine Liebe zu Dir
In Unſchuld fürhin dem Himmel rein ich vererben —
Als Jungfrau in einem Kloſter gerne ſterben.

Die gute Amme ſpitzte gewaltig ihr Ohr,
Da verborgen ſie dieſe Worte vernommen;
Stellte ich, ſagte bei ſich ſelbſt ſie, doch gleich mir es vor,

Daß Alles am Ende müßte dahin noch kommen.
Verliebt die kleine Hexe! ohne meinen Beistand, noch Rath;
Hätte wenigstens sie mich berichtet vor der That,
Zum Vortheil wäre jetzt Manches schon gewendet,
Ihre bittern Leiden wohl alle bereits geendet.
Sachte schlich aus der Kammer sie sich weg, doch da kaum
Gebrochen der Tag an, kehret sie wieder zurück:
Wach' auf Luitbertchen! erzähl' mir Deinen Traum.
Begegnet bist Du diese Nacht wohl gutem Glücke!
Dein himmlischer Bräutigam, ich weiß es, verweilte bei Dir,
Denk' nur, in der Frühe begegnete er mir;
Genau habe ich ihn darum angesehen;
Seine Gestalt will ich vollkommen beschreiben Dir,
Wenn Du die Wahrheit willst ein mir gestehen.
Er hat, merk' auf! ein jede seines Wadenpaar,
Als wäre geschnitten es aus mit der Scheere;
Blaue Augen, lichtbraunes, geringeltes Haar.
Das Bürschchen gefiel mir selbst, bei meiner Ehre! —
Er gleichet, ähnlicher könnt' ein Maler ihn nicht
Mit dem Pinsel und Farben an die Wand hinstellen,
An Höhe und Wuchs und auch von Angesicht
Deines Vaters Waffenknecht, Rhin, dem tapfern Gesellen.
Nun willst Du, Scharlachgesichtchen, erstatten völlig Bericht,
Oder Dich weiter verstellen? — böses Mägdlein!
Vor Schaam schloß das Fräulein die Augen, auf die Hand
Der Amme legt jetzt schluchzend sie die nasse Wange,
Hilf Gott mir! bekannt ist laut jetzt meine Schand',
Wie wird mir vor des Vaters Zorn, ach! so bange. —
Was, Schande? ruft die Amme, die erste bist Du nicht,
Der so 'was begegnet; nach muß man freilich hier sinnen,
Damit wir der Sache fein hinter'm Licht,
Einen guten Ausgang gleich hurtig angewinnen.
Das Beste, meine ich, sei, Rhin werd' sogleich Dein Gemahl,

Bevor Du, in ſolcher bittern Angſt und Herzensqual,
Allen Muth gänzlich läßeſt dahin rinnen.
Wenn morgen Dein Herr Vater geritten in den Wald,
Mit ſeinen Schützen, zum Jagen und Hetzen,
Mag Rhin in Deinem Kußgärtlein Dich beſuchen dann bald,
Da mögt Ihr in Freuden beiſammen Euch letzen. —
O Mutter, rief aus hier die Zarte, ach nein!
Vor Schaam müßt' ich wahrlich ja vergehen,
Sollt' als eine Jungfrau hier ich die erſte ſeyn,
Dem Jüngling ſo frei meine Flamme zu geſtehen;
Und ſchlug' er mir gar ſeine Neigung ab,
Vor Kummer müßt' ich gänzlich dann verzagen;
Ohnlos ſänke ich, glaube mir, dahin in das Grab.
Nein, gute Amme, nimmermehr vermag ich dieß zu wagen. —
Was träumſt Du, Närrchen! ſiel die Amme hier ein,
Der Jüngling ſeine Neigung Dir abſchlagen?
Rhin iſt kein ſo roher Bär, noch aus Kieſelſtein,
Ihn will ich vorher erſt um Alles gehörig befragen.
Laß fahren doch alle eitle Zweifel dahin,
Die ſchönſte Prinzeſſin, die je die Sonne beſchien,
Soll bangen, daß ein Waffenknecht ſie möge verſchmähen! —
Und merkſt Du, Schätzchen, nicht, wie Alles ſoll geſchehen?
Vertraut wirſt Du ſogleich an des Geliebten Hand,
Vater Hubert ſoll knüpfen das heilige Ehebant,
Nach ſeiner Felſenklauſ will ich heute noch ſenden.
Hat der im Sacrament nur geſegnet Euch ein,
Dann ſeid Ihr zuſammen ein Fleiſch und ein Bein,
Alle Furcht mag dann bei Dir auf immer ſich enden.
Amen! ſagte das Fräulein, der hochheiligen Jungfrau rein
Im Himmel, empfehl' ich uns, damit ſie möge ſchenken
Ihren Beiſtand gnädigſt,
Alles zum glücklichſten Ausgange für uns zu lenken.

Drittes Lied.

Rhin's und Luitberta's Vermählung.

Der Amme wollte lassen kein Trübsalein Zeit
hinfließen, ehne daß Werk sogleich zu beginnen;
Sie eilet zu Rhin: tapferer Gesell, seid Ihr bereit?
Gerufen sind für Euch des Glückes höchste Zinnen;
Eine Prinzessin, so licht wie Sonnenschein,
Luitberta, des Königes einziges Töchterlein,
Will, verstehet mich wohl, Euch in Treue und Züchten minnen.
Der Jüngling schauet der Amme unter die Augen scharf,
Wie soll ich, frägt ernsthaft er, diese Rede verstehen?
Der Vasall nach des Herren Tochter nicht verlangen darf —
Kommst Du her, in Pflichten solch mich zu bestehen?
Kommst Du her mit Listen, so bringt wahrlich Dir es Noth. —
Die Amme' erzittert; ich will, schwor sie mit dem Tod,
Täusche ich Dich, büßen ab mein Vergehen.
Feuerröthlicher blickt der Jüngling ihr jetzt in's Angesicht;
Darf ich trauen, frägt lächelnd er, Deinem Worte?
Mein Wort ist sicher, gewisse davon nicht,
Es hehet fest, gleich eiserner Pforte;
Was ich spreche, hat alles in des Fräuleins Busen Grund. —
Wohlan, so soll auch unverholen Dir mein Mund
Antwort ertheilen hier, an scherm Orte:
Ich bin keines mächtigen Fürsten Sohn,
Kleinodien trage ich nicht, noch gold'ne Spangen,
Doch sod'r ich für Treue, Treue zum Lohn,
Ungeblendet von der Hoheit schimmerndem Prangen.
Mich drenget kein Ansehn; in der Liebe Reich,
Sagt das Sprichwort, sei Jedes dem Andern gleich:
Vor keinem Unterschied läge mein Busen sich bangen.
Doch schlägt in der Brust mein Herz und voll Muth,

Als ſei es erfüllet mit fürſtlichem Blut. —
Ei, ruft die Amme, wollt' auch beſſer es verlangen?
Biſt Du gleich keines mächtigen Königes Sohn,
Und ſchmücken Dich nicht Kleinodien, noch goldene Spangen,
Dein junges, friſches Blut gilt dem Fräulein mehr als ein Thron,
Höher als Rubinen ſchätzt ſie Deine Purpurwangen,
Gold'ne Ketten ſind ihr Dein blondes, geringeltes Haar,
Saphiren gleich ſtrahlet für ſie Deiner Augen lichtes Paar,
Kein Kaiſer mag mit edlern Kleinoden vor ihr prangen.
Wenn morgen der König wird ausgeritten ſeyn
In den grünen Forſt mit allen ſeinen Jagdgeſellen,
Magſt Du bei der Prinzeſſin Luſtgärtlein, Dein
Warte ich bei dem Pförtlein, Dich heimlich einſtellen;
Dir ſoll der Herzliebſten ſüßes Grüßen alsdann,
Alles, was ich in Eile hier nicht berichten darf, noch kann,
Mit froher Purpurlippe, klärer aufhellen. —
Höreſt Du, gute Amme, geſprochen ſei dieß als Mann,
Auf's Spiel ſetze ich mein junges, friſches Leben,
Wenn das Fräulein ich minne, ohne daß der Vater es weiß,
Doch achte ich wahrlich! nicht zu koſtbar den Preis,
Denkt wahrhaft die Holdſeligſte dahin es zu geben.
Mit lüſternem Blicke ſah oft ſchon auf ich zu ihr:
Wie ſelig der Günſtling, dacht' ich dann immer bei mir,
Den einſtens umfangen ſolcher Roſe lieblichſte Ranken,
Woran ſich entfaltet des Himmels reichſte Frühlingszier!
Und mächtig pochte mein Buſen dann bei ſolchem Gedanken.
D'rum mache dem Fräulein meinen guten Willen kund,
Sage ihr, daß ich ihr Diener bin mit Herz und Mund,
Mein Sinn nie weichen ſoll aus der Ehrfurcht heiligen Schranken.
Iſt wahrhaft ihr Antrag, keine Frau ſoll, beim Sternenherr
Schwöre ich, genoſſen haben des Mannes Liebe mehr,
Als voll ich will ihr an meinen Buſen ertheilen;
Bewahren ſie ſtets

In meinen Armen als das allerreichſte Gut!
Und bis zum Tod dafür kämpfen mit Heldenmuth. —

Des andern Morgens hatte ſchon in der Frühe ſich
Das Fräulein von ihrem Lager erhoben,
Das Herz pochte gewaltig ihr: o wäre, ſeufzte ſie, für mich
Geendigt der Tag ſchon glücklich! mit der Hülfe von oben
Mögen die Heiligen bei dieſem Schritte wachen und gnädig ſeyn!
Damit büßen wir nicht müſſen ihn durch ſpäter Reue Pein.
Bei ſolcher Zerknirſchung
Hatte doch die Zarte keineswegs vergeſſen,
Schmücken zu laſſen ihren ſtolzen Leib zierlich und rein;
Herzenspüppchen! rief die Amme, da ſie trat in's Zimmer ein,
Steht Alles Dir doch ſo nett, wie mit dem Zirkel abgemeſſen.
Nur fehlet der Hochzeitsſtrauß, den mag der Holde Dein
Mit eigener Hand nachher Dir an den Buſen vorſtecken;
In der Kapelle wartet er mit Vater Hubert, vom Land
Iſt gekommen der gleichfalls ſchon; laß voran uns hübſch gewandt! —
Luitberta überfiel bei ſolchen Worten ſüßes Erſchrecken;
Zitternd ſchreitet ſie die Stiege hinab, an der Amme Hand:
Mit holder Anmuth tritt der Jüngling ihr nun entgegen;
Willkommen! meine Hoffnung! rief er, meiner Seele edelſtes Pfand,
Soll blühen mir in Euch der Erde, des Himmels reichſter Segen?
Kein Augenblick entfliehe künftig mir, an dem ich nicht, froh
Dieſe Stunde ſegnend,
Als meines Glückes höchſten Gipfel will betrachten.
Das Fräulein entgegnet ſchamhaft, daß nichts im Leben ſie ſo
Erquicke, als ſeine getreue Magd bis in den Tod ſich zu achten.
Der fromme Vater hatte in ſtiller Andacht ſein Gebet
Verrichtet einſtweilen, jetzt trat ſich räuſpernd er auf die Schwelle

Des Altars, Beiden winkend: ſeid Ihr, ich frage an Gottes Stelle,
Bereit, das heilige Eheſacrament, wie eingeſetzt es ſteht,
Nach des Herren Wort, in Zucht und Eintracht zu beſchließen?
So laßt durch ein deutliches Ja vernehmen mich es laut. —
Da ihren Willen nun klar verkündiget Bräutigam und Braut,
Ließ beichten er ſie, und darauf des Herren Leib genießen:
Es diene Euch, rief
Mit heiſcherer Stimme er, zu fernerem Erſprießen
Des Heils Eurer Seele. —
Führend jetzt aus dem alten und neuen Teſtament
Beiſpiele an, mit Eifer, wie man müſſe ſich verhalten,
Um würdig zu pflegen das hochheilige Eheſacrament.
Da Beide nun verſprochen, in ihren Pflichten nie zu erkalten,
Sondern fleißig jedes Gebot, das ſeinen Lippen entging,
Tagtäglich zu beherzigen, und gleich einem goldenen Ring
Zu bewahren getreu, hieß treten er ſie beiſammen
Näher und niederknieen vor den heiligen Altar,
Einſegnend als Mann und Frau ſie, unauflöslich zum Paar:
Seid fruchtbar und mehrt Euch! daß aus Euerm Samen ſtammen
Viele Söhne und Töchter, wie der Herr zu ſegnen pflegt,
In dieſem Stande der Gerechten. Amen! rief, bis zu Thränen bewegt
Die Amme, wer dürfte ein ſo heilig Werk jemals verdammen?
Jetzt brachen, wie beim Feuer, das unter dürre Reiſer man legt,
Zwiſchen dem jungen Pärchen hervor der Liebe verborgene Flammen;
Ein ſüßes Umfangen und wonnevolles Herzen wollte nun
Beginnen zwiſchen Beiden, obgleich in Ehren und Zuchten;
Pfui! rief die Amme, in der Kapelle ſo was! wollt Ihr ruh'n!
Dergleichen Dinge laſſen ſich ja anderswo bequemer verrichten

Viertes Lied.

Entdeckung von Rhin's und Luitherta's Liebesverständniß und des Königs Verzweiflung darüber.

Die ersten Wochen flogen ihr leicht dahin,
Als schwebt' ihr Herz in Wölkchen über der Sonne,
„Ach, reicher Gott! rief oft sie in frohem Sinn,
Dank ewig Dir für Paradieses Wonne!
O gute Amme, welch ein sel'ges Band —
Wer spräch's ganz aus? — Der heil'ge Ehestand,
Dieß Glück hat, glaube mir, all mein Hoffen,
Mein Denken und Wünschen übertroffen.
Mit jedem Tage wird theurer mir, fürwahr!
Des holden Gemahls herzinniges Thun und Streben,
Ihn zu schützen acht' ich keine Gefahr,
Zu erhalten ihn, opf're ich willig mein Leben.
Die Pflicht verwandelt mein Bangen in Muth,
Seine Gemahlin zu seyn ist mein höchstes Gut;
Möchte ich als Herrn der Erde ihn vor mir schauen!
Ja einen Sternenthron möcht' ich ihm bauen! —
Zwei Dinge nur drücken das Herz mir schwer,
Die mir alle Lust gar schmerzlich verbittern,
Das eine, daß den Vielliehen ich nicht nach Herzensbegehr
Darf grüßen; dann macht auch der Gedanke mich zittern,
Was erfolgte, käm' meinem Vater zu Gehör
Die Vermählung! — Ach erst vor wenigen Nächten
Hat geträumt mir, als eilten Boten über das Meer,
Die Nachricht von Arthur's Ankunft dem Könige brächten,
Und während mein Vater zu mir in's Zimmer kam,
Die frohe Zeitung mir, als Braut, wissen zu lassen,
Ward entbunden von einem Sohn' ich — vor Angst und Scham
Vermeinte ich in solcher Noth zu erblassen."

O ihr Heil'gen! rief die Alte, nur keinen Gram!
Das Häuschen komme nur; Du wirst sehen,
Du bildest Dir Alles nur schlimmer ein.
Vater Hubert — verstehst Du? — soll Mittler seyn,
Der dem Könige die Heirath eröffnen wird gehen.
Sei ruhig, Du Liebchen, ich bringe, in der Nacht, zu Dir,
Zu Dir den Geliebten, da könnt Ihr sie stillen
Der getrennten Herzen Sehnsucht-Begier. —
Leicht folgt auf zu reicher Freude Verdruß. —

So geschah auch hier: es dauerte der frohe Genuß
Dem liebenden Pärchen nur wenige Wochen;
Zu hastig hob der Jüngling seinen Blick zum Thron —
Bin ich nicht, sprach er bei sich, des Königs Schwiegersohn? —
Wer darf am Hofe gleich mir auf Ansehn pochen? —
Die Großen sah trotzig er über die Achsel an,
Aus dem Wege ging er Keinem in seinem Wahn.
Hui! riefen die Höflinge grollend, was soll das bedeuten?
Welch Uebermuth bei diesem gemeinen Knecht?
Worauf baut dieser Knabe so kühn sein Recht? —
Frühe sollte dieß den Liebenden Unheil bereiten;
Tausend Augen bald auf den Jüngling gerichtet stehen,
Die wachsam ihn tief bis in die Nacht begleiten;
Man bemerkt bald sein heimliches Kommen und Gehen,
Mit Vermuthung fing man schon an weiter zu schreiten,
Als im Löwenmond im selben Jahr,
Durch Uebermuth Rhin sich thörigt ließ verleiten,
Und machte, was bis daher immer verborgen war,
Vor Aller Augen jetzt kund. Luitberta sollte sich leihen
Beim Erntefest, als der Jungfrauen Chorführerin,
Wie gebräuchlich war immer — da untersagt es ihr Rhin,
Ihr befehlend, zu treten in der Tänzerin Reihen,
Damit unvermerkt er dann in der Jünglings-Schaar

Ihr begegne, und ſie wechſeln möchten zuſammen
Liebeszeichen, ganz öffentlich, doch ohne Gefahr,
Den Zoll der brennenden Liebesflammen.

Dem Fräulein mangelt Erfahrung und Kraft,
Zu widerſtehn des lüſternen Jünglings Verlangen.
Berauſcht mehr von Stolz, als von Wein — was erſchafft
Nicht Thorheit für Unheil! — drückt auf des Fräuleins Wangen
Die Lippen Rhin beim Tanz, ſehr unbedacht,
Und wähnt, er hab' es ungeſehen vollbracht. —
Viele Stimmen, gleich dem Rauſchen um Mitternacht,
Wenn Lüfte im Baumeswipfel ſich ſtreiten,
Vernahm man ſogleich; viele Blicke gaben ſcharf acht,
Ausſpähend Rhin's Schritte von allen Seiten,
Verkünd'gend im Voraus der Liebenden Fall,
Und höhnend die willkomm'ne Mähre verbreiten.

Vor den König trat am Morgen der Kronmarſchall:
Majeſtät, ſagte er neigend, mit ernſtlichem Tone,
Ward nicht zum Erben und Eidam Eurer Krone
Erwählt der ſchottiſche Arthur? wie waget nun ein Vaſall
Mit deſſen Verlobten bei off'nem Ball
Zu buhlen, Euch und dem Prinzen zum Hohne?
Die Ungebühr erſah', o Herr! nicht mein Auge allein,
Mehr wie hundert Zeugen, ich ſchwör' es, waren zugegen,
Als Rhin, Euer Waffenknecht, vielleicht erhitzt vom Wein,
Beim Feſttanz Eure Tochter verwegen
Umfangen hat, öffentlich, geherzt ſo vertraut,
Als wären ſie lange ſchon Bräut'gam und Braut. —
Bald wär' dem König bei dieſer Mähre das Zepter entſunken
Zornglühend entbrannte ſein fürſtlich Geſicht.
„Wer iſt's, rief er knirſchend (dem Aug' entſprühen Funken),
Der ſo frech von Luiberta's Ehre ſpricht?

Du Baſiliske! das duld' ich nicht!" —
Auf ſprang er vom Stuhle in Zornesmuth trunken:
„O beſſer den Odem gleich mit dem Leben verhaucht,
Bevor er zur Schmach des Herrn ihn braucht.
Ha! biſt Du nicht ſelbſt der verruchte Verräther?" —
Herr, Ihr verkennt mich. Schaut mich nur an!
Ich bin pflichtgetreu Euch, kein Miſſethäter,
Iſt's ſtrafwerth, was ich Euch kund gethan?
Ich hielt es für Pflicht. So muß ich denn weichen —
Wohl! Redlichkeit fahr' nun eine andere Bahn!
Schlechte Gefährtin des Throns, den nur Wahn,
Nur Verſtellung und Trug umſchleichen.
Doch zerſtäubt Ihr mich auch im gewalt'gen Zorn,
Kein Haar breit wird die Wahrheit d'rum weichen . . . .
Er wollte noch ſprechen, allein ihm winkte der König zu ſchweigen.
Als gelegt ſich Geltar's ſtürmiſcher Sinn,
Wußte er vor Scham — wobei er auf Rhin
Voll Galle ſchnaubte, ſich doch nicht zu bezähmen:
„Verdammt ſei der Frevler, der Ungebühr ſich erlaubt,
Rief er, hinrollen ſoll ſein Haupt
Sogleich zu meinen Füßen beſtaubt,
Wo man ihn fäht, ſoll ſein Blut von Henkershänden verſtrömen."

Fünftes Lied.

Viel Aufſehn das Urtheil am Hof und im Umkreis erregt,
Vogelſchnell der Ruf von Munde zu Munde es trägt,
Bald kam dem Fräulein die bange Kunde zu Ohren:
„Geächtet ſei ihr Gemahl!" Es verſagt ihr lange das Wort
Auf der Zunge, vor Schrecken. „Zum Jammer bin ich geboren!
Schluchzt endlich ſie laut. Mein Gemahl, den ich mir erkohren,
Verurtheilt! — Mein einziger Troſt, mein Hort!

Betrübte Luitberta! Bejammernswürdige Ehe!
Auf immer zog das Glück von mir fern,
Stets schwebte mir vor ein Unglücksstern,
Mein ganzes Leben geht unter in Wehe!"

Verzweifelnd eilt sie im Zimmer umher,
Die Phantasei läßt nur Banges ihr schauen;
Wie zum Hochgericht, gefesselt in Banden schwer,
Den Herzallerliebsten sie schleppen! — Zum Grauen
Anpacken ihn peinlich mit scharfen eisernen Klauen.
Sie rauft hinsinkend die blonden Locken sich, wild,
Erbleicht, ohne Sprache; gleich einem marmornen Bild
Liegt sie, nur rinnen aus ihrem Auge noch Zähren. —
Die Amme will trösten: ich bitte Dich, Tochter, halt ein!
Gieb alle Hoffnung nicht auf! Der Geliebte Dein
Ist bei Vater Hubert, ich kann's beschwören.
Sie ruft sie — kein Zeichen des Lebens! kein Odemzug!
Schwer furchet, gleich einem eisernen Pflug
Gewissensangst auf der Amme Herzen.
O Jesu Marie! Ihr heil'gen Dulder der Schmerzen!
Steht mir bei! schon trag' ich der Leiden genug!
Ruft weinend sie aus. Ihr Heil'gen steiget hernieder,
Steht in der bängsten Jammerstunde mir bei! —

Kalt bleibt des Fräuleins Stirn, erstarrt ihre Glieder —
Auf springt die Alte verzweifelnd, mit wildem Geschrei:
Unsel'ge Brüste, die einst den Engel genährt!
Unsel'ge Liebe, nun ist es gethan!
Der Kummer um den Gemahl hat ihr zartes Leben verzehrt.
Mit Klagegeschrei eilt sie im schaurigen Wahn
Bis zu des Königs Gemächern voran. —
Was störet, rief Geltar, am Throne schon wieder den Frieden?
Ihr Edelknaben, auf! schauet nach!

Da ſtürzte die Amme herein. Herr König, ach!
Luitberta, die Holde, iſt eben im Tode verſchieden! —
Starr, wie eine Säule auf einſamem Grab,
Steht Geltar, der König; gleich ſchwerem Gewicht
Sinkt das Wort ihm auf die Seele herab;
Die Zunge vermag vor Schrecken nicht
Anzudeuten bei ihm des Entſetzens Schauer.
Verſchieden? mein Kind? ſie verließ
Das Licht des Lebens? wer hat ſie getödtet? o ſprecht? —
Daß Ihr geächtet Rhin ſo ungerecht,
Ihren Trauten, das bracht' ihr tödtliche Trauer. —
Verruchte! rief Geltar, ins Angeſicht
Darfſt Du mir noch pochen? Ha! wag' es nicht!
Erzittre! ich werde Rach'gericht halten.
Ihre Ehre, der Jungfrau köſtlichſtes Pfand,
War Dir anvertraut, Du beteſt im Unverſtand,
Verräth'rin, zu ihrer Schande die Hand;
Wie hätte ſo keck ſonſt die Zücht'ge mögen ſchalten? —
Von Schande kein Wort! rief die Amme, nein, nein!
Herr König, traut nicht verläumd'riſchem Schein,
Denn bei Sankt Bonifaz heil'gem Gebein,
Rhin's Gemahlin, Luitberta, war züchtig und rein,
Sie ſegnete der Pater Hubertus ein.
Ihr Gedächtniß ſoll Niemand frech beſchelten.
Was des Jünglings Vater einſt treulich vollbracht,
Euch dreimal thät retten in fährlicher Schlacht,
Wollt' dankbar die Tochter am Sohne vergelten.

Vor Zorn vermochte jetzt länger nicht
Der König in Mäßigungs-Schranken zu weilen.
Sie? Vermählet mit Rhin? O verdammmtes Gezücht,
Wer erheiſchte von Euch, entgegen der Pflicht,
Meiner Tochter Hand dem niedrigen Wicht

Ohne meinen Willen zum Lohn zu ertheilen?
Ihr beſudelt mein Blut, Ihr verwundet dabei
Mein Herz mit des Meineid's giftigen Pfeilen.
Ihr mordet Luitberten! Ihr alle Drei
Sollt hangen an einem Baum, Ihr Verräther!
Man führe mir eilig den Pfaffen herbei! —
Den Bauner herbergen die frommen Väter?
Zur Hölle die Heuchler! Trug, Meuterei
Erhält man für Wohlthat zurück zum Lohne! —
Das Gebot ward vollzogen. Mit heiterm Geſicht
Tritt Hubert vor den König, bis nahe zum Throne;
Auf Gott vertrau' ich und fürchte nicht
Der Menſchen Gewalt. Was will das Gericht? —
Wer hieß Dir, rief Geltar, mit Donnertone,
Vermählen mein Kind gegen Ordnung und Recht
Mit Ahin, dem gemeinen Waffenknecht?
Kennſt Du mein Anſehn? — Wohl unterthänig
Verehr' ich's, erwiederte ruhig er,
Doch Gottes Gebot liegt am Herzen mir mehr.
Gott iſt Herr und Gebieter vom Bettler und König.
Zum Eh'-Sakrament nicht Titel und Rang,
Mann und Weib nur bedarf es So hat es ſchon lang
Der Schöpfer in Eden eingeſetzet,
Und will, daß es freventlich Niemand verletzet.
Ja fühlen zwei Würdige heißen Drang
Durch heil'ge Satzung ſich zu vereinen,
Darf ich, als Prieſter, es nicht verneinen. —

Vernehmt Ihr, ruft Geltar, den Schlangengeſang?
Hinter Gott verbergen in unſern Tagen
Sich Tücke und Frevel: will Einer nur klagen,
So ſchützt ihn die Kutte; doch ſollſt Du mir nicht
Entkommen, Du Heuchler, Du Böſewicht. —

Soll ich mein Haupt zum Todesblock tragen?
Ich übte meines Berufes Pflicht,
Gab Antwort der Prieſter, ohne Zagen.
Dem König erregte Mißbehagen
Des frommen Hubertus unerſchrocknes Geſichtz —
Da brachte ein Zöſchen den frohen Bericht:
Gekehrt ſei wieder das Fräulein ins Leben,
Von einer todtähnlichen Ohnmacht frei,
Und flehe, ihr möge der Vater vergeben!
Laut ſtimmte der fromme Prieſter bei.
Ob dieſer erquickenden Seelenarznei
Fühlt Geltar vom Herzen mächtig ſinken
Des Kummers unermeßlich Gewicht.
Er ſchüttelt das Haupt, doch im Auge blinken
Der Freude Tropfen, ob jenem Bericht:
Verzeihn ihr? und gar noch den Prieſter ihr ſenden,
Der ab ſie gezogen von kindlicher Pflicht,
Um, was am Verrathe noch fehlt, zu vollenden? —

Sechstes Lied.

Neuer Verrath; Rhin's Eiferſucht.

Verneinend hielt Geltar lang' an ſich, man bat, man ſchrie
Von allen Seiten ihm zu, Verzeihung möcht' er gewähren
Der reuigen Tochter, die Amme fiel auf's Knie,
Der Kronmarſchall und Kanzler, wie ſuchten ſie,
Durch leiſen Vorſpruch, des Königes Zorn zu kehren
In Vater-Milde, bis endlich dann ihnen gelang,
Den ſcharfen Stachel zu ſtumpfen, der ihm den Buſen durchdrang.
Soll, ruft er, Euern läſtigen Bitten,
Weichherzig ich mich ergeben, ha! wider Willen, ſo ſoll

Die Leichtgesinnte, die wider alle Sitten,
Da sie mit frechem Muthe die Ordnung überschritten,
Sie Buße thun, auch scharf, daß gehorsam und reuevoll
Zu besseren sich zuerst aus ganzem Vermögen sie trachte;
Verspricht sie dieses, so mag sie weiter vernehmen darauf,
Daß sie als Rhin's Gemahlin ich völlig verloren sie achte,
Als Wittwe Rhin's allein nehm' ich sie wieder auf
An meinem Busen hier. Du Priester, sollst ihr bringen
Dies Urtheil also gleich, da Du den schändlichen Kauf
Besiegelt zu meiner Schmach; wirst Du mit Trugesschlingen
Hier weiter spielen — merk' auf! so steht zum Bürgen mir
Dein Kopf für diesmal; fort. — Herr König, entgegnet hier
Der Mönch, ich werde das, was Ihr befohlen, verrichten,
Nach Gottes hohem Gebot und meinen heiligen Pflichten.
Da zu Luitberta nun bedachtsam in's Zimmer er trat
Winkt er den Zofen, daß sie sich alle hinwegbegeben,
Um Beichte zu hören das Fräulein. Bleich und matt
Lag auf dem Bette sie gekrümmt, als wolle sie eben
Den Geist aushauchen. Da sie nun glaubten, allein
Zu reden, sprach der Vater: Du theure Tochter empfehle
Der heiligsten Jungfrau und Mutter des Herzens bittere Pein,
Damit sie ferner Dich und Deines Gemahles Seele
Errett' aus aller Gefahr. Sei ruhig wegen Rhin,
Er ist in meiner Klaus', sein Leben ist geborgen,
Und noch in dieser Nacht flieht über'n Rhein er hin;
So daß gerettet sicherlich
Er jenseits der Gränzen schon am frühen Morgen
Sich findet. Ohne Hoffnung von Linderung oder Huld
Ist gesprochen sein Todesurtheil. — Da diese Nachricht vernommen,
Das Fräulein, hob sie gefaltet, so wie man malt die Geduld,
Die Hände zusammen auf, gerichtet zum Himmel die frommen
Benetzten Blicke, und rief beklommen:

Ihr Heilige, Euch bitt' ich für jede Schuld,
Die ich beging um Verzeihung, daß Ihr mögt gnädig verbleiben
Doch ferner meinem Gemahl in dieſem gefährlichſten Stand. —
Drauf küßte demüthig ſie dem ehrwürdigen Prieſter die Hand,
Ihn bittend, daß er vergönne, zwei Zeilen nur zu ſchreiben,
Zum Abſchied dem theuern Gemahl, dabei ihm zu ſenden als Pfand
Von ihrer Treue, ein Kreuz, das beſtändig er möge tragen
Auf ſeiner bloßen Bruſt. Mit Freuden willigte ein
Der Gottesmann; ſie ſchrieb, doch fügte ſie zu den Klagen
Des herben Abſchiedes, die hier gedienet nur blos zum Schein,
Geheime Züge, den Sinn verſtanden allein
Die Liebenden, — doch leider! ſich ſelbſt nur zu hintergehen,
Und hatt' des Troſtes, den ſie gehoffet, nur Todeswein
Zu ernten daraus, wie wir mit Trauer erſehen.

Als alles dieſes mit Eile, doch in der Stille geſchehen,
Knüpft Schrift und Kreuz ſie zuſammen in einen Schleier; ganz fein
Den frommen Vater bittend, ihn ihrem holden Gatten
Bei ſeiner Ankunft zu geben. Der Pater getreu
Es anzurichten verſprach. Da ſie verſtändigt nun hatten
Sich über Alles, nahm Abſchied der Pater, auf's Neu
Ertheilend den Segen ihr reich, und eilet ohne Beſorgen
Des mindeſtens Unheils voran, laut betend ſein Brevier
Auf dem Wege, zur Klauſe zurück — Indeß hatt' unter der Thür'
Der Nebenkammer gelauſchet ein Zöflein, treulos verborgen,
Die alles mit offenem Ohr erlauſchet, was unter ſich
Die Beide verhandelt zur Flucht des Geliebten, nicht gar zu leiſe —
Des Paters Gehör war ſchwach, — drauf unbemerkt entwich,
Leichtfüßig erzählend die Mähre in manchem Kreiſe,
Eh' noch bekannt ſie ward, denen noch der Abend verſtrich.

Am ganzen Hofe ſchon. Man liſpelt nach Schranzen Weiſe,
Einander ſo laut ſie ſich zu, daß zu des Königs Ohr,
Wo ſehr auch der Kronmarſchall dem vorzudringen ſuchte,
Die Zeitung gelangte zuletzt; dieß weckte jetzt mehr als zuvor
Den wildeſten Zorn in ihm auf; ſo daß er die Sinnen verlor,
Und Rache knirſchend ſein Daſeyn laut verfluchte.

Indeß war Vater Hubertus gelangt zu ſeiner Klauſ';
Und trat zum Jüngling, der ſaß mit krankem Herzen,
Bemächtigt hatte ſeitdem ſich ſeiner mit Höllengrauſ'
Die giftige Eiferſucht; zu unausſprechlichen Schmerzen,
Vernahm er zum erſtenmal: Schon wählte den Artus aus
Der König zu Luitberta's Gemahl, die bittre Nachricht brachte
Ihm einen Abgrund auf, der ſeine Liebe ſchrecke,
Im Geiſte ſchauet er ſich verrathen, gerichtet, — hin!
Der Hoheit Macht kann leicht verblenden des Weibes Sinn,
Seufzt harmvoll er in ſich; von Zweifel fühlt er beklommen
Den bangen Buſen. Ihm ertheilet beim Willkommen
Der Pater Luitberta's Gruß; Von ihrer Hand nehmt dieß,
Was ſie, als ſchönes Pfand von ihrer Treue, gewiß
Und wahrhaft überſendet, es mag zum weitern Frommen
Und Seelenheil Euch gedeihn. Auf, friſchen Muth!
Und überlaßt Euch nicht ganz dem ſchwarzen Blut;
Noch lebt der alte Gott! — Mit dieſen Worten reichet
Er ihm den Schleier zu, und eilt von dannen ſchnell
Zur Veſper-Andacht fort. Den Jüngling überſchleichet,
Da er den Knoten öffnet und neben dem Schleier nun drei
Das Kreuz in's Auge ihm blitzet, ein dumpfes Mißbehagen
Mit böſer Ahnung vereint; einſt ſchwur er heilig dabei
Dem Fräulein, daß er wollt' ihr keine Bitte verſagen,
Wenn ſolcher Forderung ſein Namen Bürge ſei;
Und müßte tauſendmal darum ſein Leben er wagen.
Jetzt ließ er, harrete an voll Zweifel die Zeichen lang; —

Mit dem Vater hatte bereits die Abred' er genommen,
Um Mitternacht zu entfliehen, jetzt heißt die Gemahlin ihn kommen
Zu gleicher Stunde, des Herzens schweren Drang
Durch einen Abschied zu lindern; „Du wirst finden
Um diese Zeit, schließt sie, an jenem Brunnen mich,
Wo jüngst wir saßen uns, im Schatten dunkler Linden." —
Er steht und weiß nicht zu entschließen sich; —
„Mich bindet, sagt er, ein Schwur; müßt' ich auch gleich erblassen,
Nicht brechen darf ich ihn." — Er weiß sich nicht zu fassen,
Furcht, Liebe, Eifersucht, bekämpfen ihn jetzt schwer;
Man zwingt zu gehen mich, fortfährt er, ich fürchte sehr,
Daß wir bei diesem Abschied die Händ' uns reichen
Zu tieferem Jammer, ich fühle des Schicksals mächtiges Ziehn,
Ach, vom Verderben zum Abgrund hin!
Wir werden nicht dem Loos; vergeblich zu entfliehen,
Das auf uns wartet streng, in dieser Stunde entweichen.

Da nun um Mitternacht der Vater beim Jüngling erschien,
Zur Flucht zu mahnen, bleibt stehen Rhin vor der Zelte:
„Ich will' ich andern Pfad; nicht weit von hier
Erwartet mich die Gemahlin, an sicherer Stelle;
Abschied muß nämlich ich nehmen, o theurer Vater, von ihr." —
Wie rief der Gottesmann aus, bei der ewigen Gnadenquelle!
Was Gewissen, o Sohn, nie rath' ich's Dir,
Du angenscheinlich Dich in solche Gefahr zu begeben,
Muthwillig Dich auszusetzen des neuen Verrathes Noth! —
Wohin Du Dich wendest lauert auf Dich der schmählichste Tod —
Und möcht' ich, fällt Rhin hier ein, dann setzen mein jüngst Leben,
Ich muß sie sehen; hier gilt nicht Aufschub noch Wahl,
Gelobet hab' ich's ihr, mich treibt mein Schwur, nicht die Qual.

Nicht die Angst, die mir den Busen zerwühlen —
O wüßtet Ihr all' mein Weh; nicht zeigen kann ich's Euch an,
Den Brand, der in mir tobt, kein Felsquell mag ihn kühlen —
O Sohn! sprach jener gerührt, wohl kann ich Dein Leiden fühlen;
Sa eile dann in Gottes Namen voran.
Doch weile nicht zu lang'; es möge Dir erhellen
Des Herren Licht den Weg. Der Engel Schaaren gesellen
Sich huldreichst Dir nun bei. Versehle die rechte Bahn
Beim Rückweg nicht! — Rhin ging — des Herzens Wunde
Lieh Flügel ihm — zum süßen Bunde.
Vergeblich wartete sein bis zu der Morgenstunde
Der Pater am Ufer beim Kahn, zurück sollt' er kommen nicht mehr!
Sein Schicksal hielt ihn bereits in schmählichen Fesseln schwer,
Wie Euch das folgende Lied ertheilt die traurige Kunde.

Siebentes Lied.

Rhin's und Luitberta's heimliche Zusammenkunft.

Leise eilte Luitberta aus ihrer Kammer hervor,
Um die Stunde, da sie versprochen, unter den Linden
Bei dem Brunnen mit ihrem Gemahle sich einzufinden.
Doch vermochte sie nicht der Amme wachsames Ohr
Zu hintergehen.
Ihr Auge hatte bis dahin dem Schlummer
Nicht zu besiegeln erlaubt der herbe drückende Kummer.
Da schleichen sie jetzt, hört — springet in Eil' sie voran,
Fassend das Fräulein gar ängstlich am Arme:
Was beginnst Du, o Trauteste, sag', welcher Wahn
Treibet Dich fort, eine neue Unheilsbahn
Zu beschreiten
Um diese Stunde jetzt, zu größerem Harme?

Halte ruhig Dich hier bis der Morgen anbricht,
Dann mögen die Freunde zum weiteren Rath erscheinen.
O laß' mich! klaget die Holde, halte mich nicht!
Zu dem unglücklichen Gemahl muß ich nun eilen.
Ihn sehen muß ich, ach! den Geliebten! noch einmal sehn,
Wenn er auf immer vielleicht geschieden — ich bitte,
Laß' mich! hier hilft kein Aufschub, hilft kein Fleh'n,
Voll Jammer muß ich verfolgen meine Schritte;
Ihn grüßen muß ich, sollt' ich auch Fluth und Flammen
durchgeh'n,
Und müßte beschreiten ich des Todtenschiff's Mitte.
Halt' fest mich nicht länger! — Mit Gewalt reißt sie sich los,
Und eilet davon
Erschöpfet sinkt die Arme auf die Marmorstiege zurück;
Schluchzend liegt sie, die Arme traurig gestützt auf den Schooß;
Dann betrachtend
Des Schicksals grausame an ihr verübte Tücke:
Wie glücklich hielt thöricht ich beneidenswerth mein Loos,
Geschützt von dem Glücke vor künftigem Harme und Wehe;
O blinder Wahn! gestürzt seh' ich heute mich schon
In den Abgrund des Elends mit Schrecken und Hohn,
Ach, Himmel! wie wird es mir nun noch ergehen? —
Indem sie noch jammert so für sich allein,
Erblickt sie vom Lichter- und Fackel-Schein
Erleuchtet des Schlosses hohe Gänge;
Der König erscheint
Gepanzert und hinter ihm bewegt sich einher
Bewaffnet gleichfalls mit Schilde und Speer
Des Reiches erste Mächte, in furchtbar'm Gedränge.
Durch den Bericht der Zofe hatte Gelnar bereits alles entdeckt,
Wie Rhin, zu dessen Flucht man alle Mittel anwende,
In Hans Huberts Klause liege sicher versteckt;
Befahl deß darum zum Aufbruch behende

Entschloss der König, unverweilet jetzt
In der Stunde der Nacht die Klause heimlich zu [illegible],
Die Verräther zu fangen, und wenn grausam man sich gelegt
An des Jünglings Tod,
Das Kloster anzuzünden, daß Vater und Tochter drinnen verbrennen.
Demnächst bebt er, da er jetzt die Nonne hier erblickt'
In solchem Zustand, ihn faßte heimliches Beben; —
Wo, fragt er, ist meine Tochter? — Dem schluchzte diese laut,
Keine Auskunft weiß ich auf Eure Frage zu geben,
Nur, nach wo das Fräulein sich zu dieser Stund'
Befindet, wie es stehet um ihr ganzes Leben.
Ganz außer sich, [illegible], an Leib und Seele wund,
Sprach sie von nichts anderm, als aus der Welt zu fliehen
In ein Kloster, ich riethe ihr eben ihr nach
Mit Bitten; — doch vergeblich alles Zureden, ach
Vergeblich meine Gewalt, sie zurückzuziehen;
Nun stieß sie mich von sich, eilte im Dunkeln davon.
Welche Pfade sie genommen, weiß ich nicht Euch zu sagen.

Bei diesen Worten [illegible] der König eine [illegible]
Vom [illegible] den Boden auf das grimmigste ihm [illegible],
Verruchte, schrie er, [illegible] zu Deinem [illegible],
Hat allein was bisher zum Unheile Dir beigetragen.
Des biegsamen Dolches Spitze stößt grimmig er
In ihre Brust, blutig fiel nieder sie, es hörte nur wenig,
Doch verstand er sie [illegible] im Stöhnen, als gehaucht, wie von ungefähr,
Gehört, die Verwünschung, sprach kaum: Herr König!
Weil sie, [illegible] Ihr Eure Tochter gewiß
Mit Eurem [illegible] zugleich, so können nicht, wenn zu ihm
den Stimmen unter den Linden, mit Wahrheit begeg ich dies,
Da sieht Beide Ihr in bittern Nöthen verweilen.

Voll Unmuth Geltar das Zeichen zum Aufbruche gleich gab:
Voran! ruft er, laßt ſchnell uns die Frevler ergreifen,
Die meine Langmuth höhnen, ich breche den Stab
Ueber Beide zugleich. —
Indeß man hier ſich ſo feindlich anſchickt, ſtand in Aengſten bedrängt
Das unglückliche Paar, ſuchend, belaſtet von ſchwerern
Sorgen, zu theilen ſich einander ihren Kummer mit,
Seelendurchbohrend war für Beide der herbe Schritt,
Der ihnen bevorſtand; Luitberta weinte, doch verzehren
Größere Leiden des Jünglings Bruſt, die jetzt immer mehr
Die Seele ihm beklemmen; der Eiferſucht Stacheln dringen
Stets tiefer und tiefer ein, ſein Geiſt ſchweift wild umher,
Verfolgt von quälenden Bildern, die peinlich ihn umringen.
Die ſeinen niedern Stand im Vergleich ihm ſtellen dar
Mit Arthurs glänzender Macht und Hoheit: bange ſchauet,
Indem mit Grauſen hiebei ſich aufwärts ſträubet ſein Haar,
Auf Luitberta er hin,
Ihn ängſtigt, daß unterliege in der Verſuchungsgefahr
Ihr weiblich Herz, zuletzt geblendet von Stolz — ihm grauet,
Den Tod wünſcht er ſich mit ihr, im dumpfen Seelenharm',
Begraben zu liegen, nur haltend ſie im Arm' —
Verzweiflung preßt ſein Herz: o, ruft er aus, der bauet
Im Fluch auf trüg'riſchen Sand, der in der Liebe warm
Sein Herz dem Schimmer leichter Hoffnung anvertrauet.
O möcht' verloſchen völlig aus meinem Gedächtniß dahin,
Möcht' aus dem Zeitenlaufe auf immerdar verſchwinden
Die Stunde, der Augenblick, wo Du gedacht an Rhin
Zum erſtenmal,
Die Stunde, der Augenblick, wo mit getäuſchtem Sinn
Beging am Mächtigern ich, die unverzeihliche Sünde,
Zu rechnen mich ihm gleich,
Wobei mein trotz'ger Muth verirret ſich leider ſo weit,

Zu wägen nicht achtſam genug die hohe Gültigkeit
Geheiligter Vorrechte; ſeitdem iſt, gleich dem Funken
Der Hölle, verzehrend Mark und Bein, der Fluch auf mich
geſunken.

Achtes Lied.

Luitberta's Tod.

„O quäl' nicht Deine Bruſt mit ſelbſt erſchaffner Pein,
Rief zärtlich die Holde, ſind Sünden hier abzubüßen,
So laßen ſie nur auf mir, auf mir allein!
Statt dieſen bittern Kelch in etwas zu verſüßen
Durch Troſt, ſtreuet mehr noch Dein Vorwurf Wermuth hinein.
Bin ich bereit doch, jede Stunde zu bekennen,
Daß ich es war, die Dich verleitet ſo weit,
Um ſchrer Deine mir erſehnte Zärtlichkeit
Zu eignen an, ſollt' auch des Vaters Zorn entbrennen
Noch ſtärker gegen mich; Dein bleib' ich jederzeit,
So lang' mein Herz fortſchlägt, bleib' ich Dir unverlohren." —
Was ſchwörſt Du eitel? ha! biſt Du nicht auserkoren,
Als Braut dem Arthur? rief voll Abſcheu und voll Graus,
Der Jüngling hier, Verzweiflung ſprachen ſeine Mienen aus,
Zur Schmach allein iſt Rhin, iſt nicht für Dich geboren.
Laß ab! der König hat bei ſeiner Krone geſchworn,
Mich zu vertilgen, und hat er Dich zur Wittwe gemacht,
Zu ſenden nach Arthur, damit voll Pracht,
Der Eidam einzieh im Triumph, Dich würd'ger zu empfangen,
Wie ich. — Laß ab von Gilfrichs dienendem Sohn!
Kurz dauert Dein Jammer um ihn, der Glanz von einem Thron
Stillt bald ein leichtes Weh', in des Weibes verbuhltem Verlangen. —
„O Angſt! rief Luitberta hier erfüllt von bitterem Schmerz,

O Dornen, die, ach! tief die Seele mir verwunden,
Wie ſoll ich zeigen Dir, wie beweiſen mein reines Herz?
Die Treue, mit der ich Dir mich achte ewig verbunden?
Befiehlſt Du mir mit Dir zu fliehen? ſieh mich dazu bereit.
Obgleich, geſtehn muß ich, mich jammert, zu verlaſſen
Den greiſen Vater, der, wie ſtreng er mir jetzt dräut,
Zu jeder andern Zeit
Mit Liebe mich umfaßt; er wird, ich weiß es, erblaſſen,
Vernimmt er meine Flucht. Doch ach! ich opfre auch dieß
Dir, der Du Herr und Meiſter
Von meinem Wollen biſt; mag, meiner Liebe gewiß,
Beſänftigen dieß Opfer nur Dich; der regen Lebensgeiſter
Gefährlichen Aufruhr Dir ſtillen." — — O wehe uns Beiden! ach!
Daß ungehindert Du nicht ließeſt mich entfliehen! —
Brach Rhin hier aus voll Harm, den Worten ſtürzte nach
Ein Thränenſtrom; bereit das harte Loos zu ziehen,
Zur Buße war ich bereit, jetzt ſtehen wach
Die Furien neu in mir — wozu ſoll ich mich entſchließen
Soll ich zieh'n in's Elend auch Dich? In's Elend? Nein!
Bleib' hier, des Vaters Troſt. Verbannt, kann ich allein
Das Leid ertragen. Mag das Schickſal auf mein Haupt all' ſeine Pfeile ſchießen;
Mein Zelt, mein Roß, mein Hund
Sind die Gefährten, die ſich tröſtlich an mich ſchließen,
In's Elend folgend treu. — O wie zerſchlagen, wund
Mein Buſen, voll das Herz — und kann ſich nicht ergießen —
Ja! höhern Troſt gewähret auch von dem niedern Knecht
Die Tochter dem Gemahl, iſt ſtandhaft nur ihr Weſen,
Entfernt von Eitelkeit, ihr ſittſam Thun gerecht,
Als die entſproſſne aus erhabenſtem Geſchlecht,
Trifft Wankelmuth ihr Herz. Zur Schmach war ſie erleſen,
Zu ihres Gatten Verderben! — indem dieß Wort er rauh

Aus ſeinen Lippen ſtieß, wobei des Fräuleins Zähren
Ergoſſen reicher ſich, ließ ſeitwärts von der Au,
Der Laut von Geltar's Horn, aus nahem Buſch ſich hören:
„Verrathen, ach! ſind wir, ich kenne, ruft Luitberta, genau
Des Vaters Zeichen! wir ſind, ich fürchte, ſchon umzogen
Von ſeinen Kriegern, flieh! O Beſter, rette Dich!
Bevor man hier uns niſtet.“ — Umſtellt? knirſcht Rhin, wer? Ich
Von Geltar's Hunden gehetzt? In's Netz von ihm gezogen?
Gebraucht als Mittel biſt Du wohl zum Verrath hier,
Nach meinem Blute lechzend? — Er komme! Dieſer Bogen
Soll grüßen freundlich ihn! Verfolgt man ſo mit Gier
Mein banges Leben, ha! mich hetzend gleich einem Thier,
Dann wehr' ich mich — als Thier. — Entweich' von meiner
Seite!
Verderben weilt bei mir. — Gefaßt zum blutigen Streite,
Springt vor am Buſche er; hell ſchreitet die Wolkenbahn
Herauf der Mond, Rhin ſieht die Feinde vorwärts dringen,
Mit Geltar'n eilt jetzt ſchon der Kronmarſchall heran,
Genau erkennt er Beide, er ſucht ſie zu umringen
Mit ſeiner Mannſchaft; jetzt zieht Rhin des Bogens Senne an:
Tyrann! dieß weihet Dir ein Dank, der nie erkaltet. —
Des Vaters Gefahr erſah Luitberta, eilet hinzu,
Ihn deckend mit ihrer Bruſt, und ach! — im gleichen Nu
Trifft von der Seite ſie der ſcharfe Pfeil und haltet
Ihr liebevolles Herz; ſie ſinkt in Geltar's Arm.
Rhin ſieht, was hier geſchehen, vernimmt des Königs Harm,
Den Schmerz durchkreuzt bei ihm der Rache ſüßer Schauer.
Nun ernte Deine Saat, rief jubelnd er jetzt laut,
Führ' Deinem Arthur heim; geh', ſchmücke ihm die Braut;
Verdammt von nun an ſei zu ſteter Schmach und Trauer.

Neuntes Lied.

Rhin's Klage.

Nun da ich Dich verloren,
Luitberta! Luitberta!
Erkenne ich erſt die Treu', die Huld,
Die mir Dein ſüßer Mund ſo oft beſchworen.
Mit jedem meiner Seufzer wächſt auch meine Schuld!
Ich ſehne mich nach Dir voll Ungeduld.
Keine Ausflucht ſteht mir weiter offen,
Geltar! Geltar!
Nur von Deiner Lanze Spitze mag ich Frieden hoffen.

Vor meines Bogens Gewalt mußte ſinken
Der Kronmarſchall!
Des Blut ſeiner Knechte all'
Ließ ſeine eigne Lanz' ich trinken.
Mit ſolcher ſtieß ich noch darnieder
Den Kanzelar, ſammt ſeiner Söhne drei:
Von ihrer Mutter Klaggeſchrei
Hallt — hört Ihr's wohl? — der Berge Gipfel wieder.
Doch bin ich müde, harmvoll, nicht des Kummers frei.
Keine Ausflucht ſteht mir weiter offen,
Geltar! Geltar!
Nur von Deines Schwertes Schärfe kann ich Ruhe hoffen.

Vergeblich ſuch' ich Dich im Lindenſchatten,
Luitberta! Luitberta!
Auf der Aue, auf den Blumenmatten; —
Nie will begegnen mir,
So weit nach der Ferne hin meine Blicke eilen,
Dein holdes Bild, wie in trimber Zier

Im Jungfrau'n Kreise Du pflegtest oft zu verweilen;
Ach wie sehnt sich mein müder Busen nach Dir.
Keine Aussicht stehet mir weiter offen,
Geltar! Geltar!
Nur von Deiner Lanze Spitze mag ich Frieden hoffen.

Wer seid Ihr, die Ihr dort über die Auen
Herschreitet geschmückt im Lilienkleid?
„Wir sind die trauernden Jungfrauen,
„Wir klagen um die holdeste Gespielin unser Leid,
„Zum Tempel wir tragen,
„Luitberta! Luitberta!
„Die der unselige Gatte erschlagen." —
Warum eilet Ihr so in der Stille,
Ohne Trauergesang noch Glockenschall mit ihr fort? —
„Wir eilen mit der theuersten Hülle,
„Damit wir sie geleiten sicher zum Ruheport.
„In Raserei ist gefallen
„Geltar über der Tochter Verlust,
„Den Leichnam hielt er in seinen Hallen
„Fünf Tage an seiner gemarterten Brust.
„Zweimal schon waren wir beflissen,
„Zur Erde ihn zu bestatten in tiefer Nacht,
„Zweimal hat er ihn uns wieder entrissen
„Und zurück ihn auf's Trauerbette gebracht;
„Jetzt schlummert er. — Eilen wir müssen,
„Zu vollenden das fromme Werk, bevor er erwacht." —
Stellet nieder die Bahre, o Ihr Jungfrauen!
Decket auf den Leichnam, rücket her ihn an die Luft,
Daß ich noch einmal dessen Schönheit mag schauen,
Bevor auf immer ihn verschließet die Gruft! —
O Schmerz! da liegst Du — darf dem Anblick ich trauen?
Geschlossen ach nun der Augen holdes Paar,

Abgeblühet, ſo kläglich! — der Wangen friſche Roſen
Schmucklos der Glanz vom ſonnigen Haar!
Verſtummt der Lippen holdſeliges Koſen,
Verloren mein Lieb'! — der Schöpfung Zierde dahin!
Die Sonne wird ihresgleichen nicht mehr beſcheinen,
Unglücklicher — ach unglücklichſter Rhin,
Dir bleibt nichts übrig, als ihren Verluſt zu beweinen.

„Siehſt Du die Wunde noch offen?
„Von dieſer Seite ſchaue! hier,
„Wo der Unglückspfeil ihr Herz getroffen." —
Ich ſehe ſie, Ihr Jungfrauen, ſie tödtet mein Hoffen;
Verzweiflungsvoll zieht die Seele aus mir.
Luitberta! Luitberta!
Rhin hat mit dem Pfeile nicht gezielet nach Dir!

Fahre wohl denn, weil geſchieden es doch ſeyn muß,
Nimm auf dieſe Lippen den letzten Kuß;
Auf dieſe Augenlieder, dieſe zarte Wangen.
Ruhe ſanft, o Du der Frauen Schmuck und Zier!
Ruhe ſanft, Du einſt meines Lebens Prangen!
Daß ich ruhen dürfte zur Seite Dir,
Wäre, ach! mein innigſtes Verlangen.

Jedoch ein Troſt noch blitzet
Durch meines Schmerzes Nacht!
Kein Andrer nach Rhin beſitzet
Deiner Schönheit ſiegende Pracht.
Doch keine Ausflucht ſteht für mich mehr offen,
Geltar! Geltar!
Nur von Deines Schwertes Schärfe ſoll ich Ruhe hoffen.

Meinen Gang wird bald kein Auge mehr beſpähen,
Schreit' ich gleich jetzt noch ohne Scheu

Unter Feinden einher — wie Stoppeln und leichte Spreu
Werden meine Spuren nächtliche Stürme verwehen.
Meine Wunde trage ich mit Jammer,
Mein Urtheil verſchloſſen tief in des Herzens Kammer:
Da iſt gegen mich der Ausſpruch gethan.
Was lieb mir weiter war noch im Leben,
Falke, Roß und Hund, trauern nun auf fremder Bahn:
Daß ohne ſie enden ſoll ihres Herrn Streben.
Keine Ausflucht ſtehet mir weiter offen,
Geltar! Geltar!
Nur von Deiner Lanze Spitze mag ich Frieden hoffen.

Ich ſtoße ins Silberhorn, das Du verloren im Streit,
König Geltar!
Zieh heran mit Deinen Wehren, zum Kampfe bin ich bereit;
Deiner Tochter Blut hab' ich vergoſſen, —
Vernimmſt Du's? Deiner einzigen Tochter Blut —
Sie liebte den Mörder noch, der ſie erſchoſſen;
Räche ſie, wenn übrig geblieben Dir tapfrer Muth.
Ziehe heran, umringt von tauſend Vaſallen,
Allein ſtehe ich, trotzend Deiner Macht,
Wo der Strom über den Fels brauſt, im Dunkel der Nacht,
Fern von Tages Glanz mag Rhin Deiner Rache fallen.
Keine Ausflucht ſtehet mir weiter offen,
Geltar! Geltar!
Nur von Deines Schwertes Schärfe kann ich Frieden hoffen.

Zehntes Lied.

Erwacht war König Geltar auf ſeiner Lagerſtatt kaum,
So wendet er haſtig den Blick nach allen Seiten,
Ihn hatte gefoltert ſo eben ein unheilſchwangrer Traum,
Sein zornerhitzter Sinn zeigt ihm darin von Weitem

Ein ſcheußlich Drachenbild, deß Antlitz und deß Haar
Rhin, dem Verwegenen, vollkommen ähnlich war.
Er kniete vor Luitberta, hätt' in die Harfe geſungen,
So lieblich, als ſei gelandet er aus der Meerfrauenſchaar.
In Geltar's Buſen hätt' er den tobenden Zorn ſchon bezwungen,
Doch auf einmal, bevor man noch gewahrt Gefahr,
Faſſ't räub'riſch ſie der Drach', hält mit dem Schweif ſie umſchlungen,
Vor ſeinen Augen zu entführen ſie,
Indeß die Hände ringend, Luitberta um Beiſtand ſchrie.
Wie ſchnell nun er hingeeilt, mit dem Ungeheuer gerungen,
Dicht vor der Höhle, wohin es mit dem Raube ſich wand,
Daß blutig der Schweiß ihm entfloß. — Doch ob ſie zu erretten
Gelungen ihm ſei im Traum, im Zweifel noch ſtand.
Ihm ſchien als halte feſt ihn eine Rieſenhand,
Gefeſſelt war ſeine Kraft mit unſichtbaren Ketten —
Da wird ſein Auge wach, erblickt den Leichenthron — —
Er ſpringt laut ſchreiend auf! — So eben war getreten
Auf das Geräuſch nun näher der Oberkämmerer ſchon,
Den faſſet er ergrimmt im Taumel ſeiner Sinnen;
Er hält ihn für den Räuber. — „Verruchter Unheilsſohn!
Halt ich Dich endlich feſt? Der Hölle bitterſten Lohn
Magſt Du, rief knirſchend er, für Deine Unthat gewinnen."
Der Kämmerer war verloren, eilt' auf ſein Angſtgeſchrei
Nicht, Böſes ahnend, ſchnell die Dienerſchaft herbei;
Doch mit dem Leben kaum gelang's ihm zu entkommen.

Die Großen und Weiſen des Hofs vereinten ſich nun im Kreis
Um ihren kranken Herrn, befliſſen, zur Ruh ihn zu bringen;
Doch ward bei dieſem Geſchäft den wackern Männern heiß;
Er achtete für nichts ihren Zuſpruch, ihren Fleiß,
Ihn zu beruhigen; es wollte keinem gelingen.
„Verräther, die Ihr mich umgebt, mit meinen Feinden vereinet,

Verweigernd mir die Tochter, mir ſchändlich ſie verneinend,
Rief Geltar mit ſtärkerm Grimme, ich will Euch bald bezwingen —
Saht Ihr nicht ſelbſt des Meuchlers falſche Schlingen?
Und hörtet von ſeiner Zunge den Unheil bringenden Schall?
Den Pfeil meiner Rache ſollt Ihr fühlen, all' Ihr Elende!
Ein gleicher bitt'rer Tod ſoll Euch ergreifen all',
Wenn meines Herzens Kleinod Ihr nicht herbeiſchafft behende.
Und müßte ich zu ihr hin durchbrechen von Speeren einen Wall,
Und müßt' ich zu ihr reiten bis hin an der Welt Ende,
Ich wag' es, bei meiner Krone! Zeigt an die Höhle mir gleich,
Wo ſie der Räuber verwahrt. Mein ganzes Königreich
Setz' ich daran. — Doch — ſeid Ihr feig,
Seid Ihr von Stein, daß alles hier um mich ſchweiget? —
Mein Leben, ich ſchwör' es hoch, ſetz' ich ſogleich daran,
Hier ſchlägt ein Vaterherz — — und laut ſchluchzt der gebeugte
Mann —
Die Tochter gebt mir zurück, bevor ihr Roſenmund erbleichet,
Des Athems warmer Hauch der Lilienbruſt entweichet.

Von Mitleid tief gerührt, winkt ſtumm der edle Kreis,
Das rechte Troſteswort weiß Keiner ſchnell zu finden;
Auf mancher Stirne ſteht der ſchwerſten Sorge Schweiß —
Nur Harold Wallmuth wagt's, ein frommer alter Greis,
Durch ſanfter Rede Sinn des Königs Zorn zu binden.
Fromm mahnt er ihn, wie jede Schickung man zum Preis
Des Höchſten und zum Wohl der Menſchen wenden müſſe!
Denn zu durchſchau'n der Vorſicht Weisheitsſchlüſſe
Sei Menſchenaug' zu ſchwach; — auch ich war, fuhr er fort
Mit Seufzen, Vater einſt; zwei edle, tapfre Söhne
Erfreuten meinen Blick — Verzeiht, wenn eine Thräne
Aus meinem Auge bricht, bei dieſem Schmerzenswort —
Verrath hat ſie gefällt — nah bei dem Erlenbache
Wie Euch und Welt bekannt. Die Thäter bargen ſich

In's Rheinthals dunkeln Wald. Den Aufenthalt wußt' ich;
Leicht wär's geweſen mir, zu ſätt'gen meine Rache
An ihrem Blut. Doch nein! Ich überließ es Gott,
Dem höchſten Richter, ganz. Und ob mich gleich der Spott
Der Welt oft traf darum, hat dennoch nie erreget
Der Entſchluß Reue mir. Ich hielt ihn feſt. — Beweget
Fühlt bei des Greiſes Stimme der König tief die Bruſt,
Beklommen ſchreitet er, wohl ſelber unbewußt
Wohin? ſchnell durch des Schloſſes weite Hallen,
Voll Sorge folget ihm das Häuflein von Vaſallen,
Zum nahen Hügel hin. Hier ſteht von allem Troſte baar
Der gramgebeugte Greis. Er ſchaut umher, da ſtellen
Eilf Jünglinge ſich dar,
Geſammt all' wackre Streit- und muntre Jagd-Geſellen
Des bannbelegten Rhins; ſie führen wohl mit ſich
Des Königs Silberhorn, den Speer des Dietrich,
Des Kronmarſchalls, des Kanzlers blankgeſchliffnen Degen,
Sammt goldbeſchlagnem Schild, die jüngſt erbeutet Rhin,
Als man umrungen ihn. Die Waffen alle legen,
Gebeugt in ſtummem Leid, zu Geltar's Füßen ſie hin:
Den Ihr geächtet, Herr, verfolgt auf jedem Tritte,
Schickt dieß voll Demuth Euch, mit ſeiner letzten Bitte,
Daß Ihr ihm verzeihet im Tode! Erblichen iſt
Der Lebensmüde jetzt. — „Sprecht Ihr mit Hinterliſt?“
Ruft Geltar laut, und bebt zurück zween Schritte
Bei dieſer Trauerpoſt. „Geſteht die Wahrheit ein!
Der Drache Rhin, den ich zerſchlug mit ſchwerem Stein,
Der iſt nicht mehr? Zeigt an das wilde Haupt, die Krallen,
Die ſcharfen Zähne! Zeigt an, wie meuchelnd er gefallen.
Gern mag man's wiſſen doch.“ — Herr, Euer Zorn allein,
Und Eures Kindes Tod gebahr'n ihm dieſen Kummer:
Er aß und trank nicht mehr, bis er in Seelenpein
Und finſterm Gram verſchied, am Felſ im Birkenhain.

Sein letzter Seufzer war, zu fleh'n Euch, daß im Schlummer
Des Todes Ihr gewährt ein Wenig Erd' ihm nur,
Zu decken seinen Leib — mit ihm zugleich die Spur
Von seinem Dasein. Hört die Bitte! denn wir haben
Ihm heilig zugesagt, zu tragen Euch sie vor.
Nicht unbarmherzig verschließt, Herr König, Euer Ohr;
Vergönnt, daß in der Still, den Leichnam wir begraben,
Damit zerhacken ihn nicht die Schnäbel scheue Raben.
„Begraben? Mich? ruft Geltar zornig aus,
Mich, der mit einem Schlage gelähmt ihm habe Flügel,
Daß vor der Sonne, vor des Meeres trüben Spiegel,
An seiner Höhl' er liegt, gestrecket hin mit Graus.
Frisch auf!" Ins Silberhorn stößt er, daß fern vom Hügel
Es dreimal wiederhallt. Doch da er stets voraus
Mit Wahnsinnsjubeln dringt, gewahrt er, wie von Weitem
In langem, weißen Zuge die Jungfrau'n herwärts schreiten,
Vom Leichenfest zurück, dem Hügel näher zu.
Entfernt lag weit der Ort, wo sie gebracht zur Ruh
Luitbertens holden Leib. Der Anblick schreckt ihn nieder,
Ein Todesschauer bebt durch alle seine Glieder,
Sein heller Sinn erwacht, doch auch in gleichem Nu
Der wilde Gram um den Verlust der Tochter wieder.
„Ich weiß, woher Ihr kommt, ruft seufzend Geltar jetzt
Dem Trauerzuge zu. Ich werde nicht mehr schauen
Die Lieblichste. Ihr habt — muß ich dem Anblick trauen,
Der Erde schon — gesteh's! — die Theure beigesetzt." —
Ja, armer Vater, ja! von Mitleidsthau benetzt
Ruht Eurer Tochter Leib; hoch in des Himmels Auen
Ergeht nun wonnevoll in lichter Englein Schar
Sich ihre reine Seel', vor Gottes Augen klar.
Nun störet nicht, o Herr, durch Euern Gram sie nieder,
Den süßesten Genuß von ihrem Himmelsfrieden.

„Sie ruhe ſanft, ſchluchzt hier, und ſtarret vor ſich hin,
Der greiſe Vater; ach! für mich iſt Alles nun entſchieden
Auf immer!“ Zähren thau'n auf ſein bereiftes Kinn;
Bang blickt er um ſich her, es ſchweben
Die Bilder der Vergangenheit um ſeinen trüben Sinn:
Wie glücklich einſt, in friſchem Jugendleben
Sein Buſen ſchlug, als Vater, als Gemahl,
Vom Kreis der Kinder ſamt der Mutter froh umgeben —
Und jetzt ſo ganz verwaiſt! — „Hätte ich doch können heben,
Seufzt er bei ſich, ſo leicht Rhin in der Fürſten Zahl,
Mit einem Wort ihn retten, mir erhalten
Die Tochter, und durch ſie noch einen tapfern Sohn
Gewinnen mögen. O daß ich in Thun und Schalten
So raſch noch immer bin! Jetzt ernte ich zum Lohn
Der Feinde Spott.“ Voll Zorn ſchlägt er an ſeine Stirne
und wendet
Zu Rhin's Gefährten ſich: „Hat einer von Euch mir
Die Nachricht nicht gebracht, als habe Rhin geendet
Den Lebenskampf?“ — Ja, Herr, er ſtarb nicht weit von hier,
Verzehrt von bitterm Gram, erwiedern dieſe, wir
Berichteten Euch dieß. Nehmt, Herr! den Bann, den herben,
Im Tode von ihm ab, erlöſt ihn aus der Acht!
Er hatte lebensmüd' in der vergang'nen Nacht
Gefordert mit dem Horn, um ſichrer zu erwerben
Verzeihung, dreimal Euch, zur ſcharfen Rache-Schlacht;
Freiwillig wollte er von Euren Händen ſterben.
Auf des Baches mooſigem Felſ ſein ſchöner Leib jetzt ruht,
Die gold'nen Locken küßt die vorübereilende Fluth.
Vergönnt, daß wir den Leichnam ſtill begraben,
Damit zerhacken ihn nicht die Schnäbel ſcheuer Raben.

Gelehnet kummerſchwach an des Kronmarſchalls Speer,
Steht ſeufzend Geltar da; ein tiefes Schmerzen-Meer

Durchwogt ſeine Bruſt, allmählig ſteigt ſein Zagen,
Kaum noch vermag die Zung' die Worte vorzutragen:
„Gebeut's das Schickſal ſelbſt? Soll ich nicht grauſam ſeyn?
Des Schwures ſchweres Gewicht, ſoll ich zurück es nehmen?
Todt iſt er ja. — Soll ich mein Herz bezähmen?
Das Drachenhaupt — es grinſ't, ecruft wild ſchüttelnd: Nein!
O wehe, weh! wer lindert des Herzens ſchärf're Pein?
Wohin ſoll ich mich retten auf morſcher Lebensbrücke?
Dahin iſt ſie, und er — Mein Licht in Finſterniß verwandelt —
O thöricht, grauſam hab' ich an mir ſelbſt gehandelt."

„So geht! Beſtattet den Euch Theuern zur Erde nur;
Genommen ſei für heut' und alle künftige Zeiten
Von ſeinem Haupt der Bann: gelöſ't der Rache Schwur
Und aller Schuld er los. — Wer wird mich künftig leiten,
Mich Hoffnungsloſen an die Gruft? — Ach, halte ein,
Luitberta, theures Kind! laß nicht den Vater allein! —
Nein! ſchwebe nur voran! bald werd' im Tod ich Dich begleiten."

Von Mitleid tief bewegt, gehn Rhins Gefährten von dannen,
Zurück zur Stelle, wo des Freundes Leichnam lag.
Und als der Morgenſtern verkündet den nächſten Tag,
Verhüllten ſie liebreich ihn in Leinwand, und begannen
Sogleich die Trauerfeier, dem leiſen Harfenſchlag
Vermählend leiſen Geſang. In frommem Zuge tragen
Durch's grüne Thal ſie ihn, bis nahe zum Ufer am Rhein,
Dort an des Waldes Saum beim Thurm vom alten Hagen,
Wo Rhin's Voreltern ruh'n, da ſenken unter Klagen
Und ſchweren Seufzern ſie in's tiefe Grab ihn ein,
Und wälzen auf ſeinen Hügel einen ſchweren Felſenſtein. —
Hier enden ſich von Rhin's und Luitberta's Liebe die Sagen.

Skolie.

Becher froh den ſüßen Wein,
Von der Moſel, von dem Rhein,
Brüder, weil wir leben!
Ach wir müſſen ſchnell davon,
Und am Styx und Acheron
Blühen keine Reben!

Die Königswahl.

Das gemeine Flügelvolk
Gab dem Straus die Stimme,
Doch die Stärkeren im Flug
Brannten auf im Grimme.

Alte Satzung, riefen ſie,
Laſſen wir nicht liegen,
Wer will unſer König ſeyn,
Muß uns überfliegen.

An Hymen, der Fortunens Füllhorn trägt.

Deines Hornes reichem Segen
Streck' ich gern die Hand entgegen,
Schütte, ſchütte immer zu,
Nur das Horn behalte du.

Käfer und Schmetterling.

Schmetterling, fliegeſt ſo ſtolz mich redlichen Käfer vorüber,
Gelt, du ſcheueſt den Freund, der dich als Raupe gekannt.

Am Eingange des Thals, wo Herrmann den Varus ſchlug.

Weich', o Römer, zurück! Das Grab hier der Legionen,
Hier des herriſchen Roms Orkus! weiche zurück.

Die Königswahl.

Ihr Buhler um die Krone,
Was lärmt ihr, rief der Adler?
Dort oben an die Sonne
Hat Zeus ſie aufgehangen,
Friſch aufwärts ſchwing' ſich jeder,
Wer Macht hat, ſie zu holen.

Maler Müller's Grabſchrift.

Von ihm ſelbſt ſich geſetzt.

Wenig gekannt und wenig geſchätzt, hab' ich beim Wirken
Nach dem Wahren geſtrebt, und mein höchſter Genuß
War die Erkenntniß des Schönen und Großen — ich habe
gelebet! —
Daß Fortuna nie mich geliebt, verzeih' ich ihr gern.

Jean Paul.

Geb. zu Wunſiedel, den 21. März 1763. Geſt. zu Baireuth, den 14. November 1825.

Zum Andenken des Geburtstages der Königin Louise von Preußen.

(1801.)

—

Verzeichniß derer, welche heute der schönen und edeln Königin Glück zu Ihrem Geburtstage wünschen werden.

Erstlich: alle. —

Zweitens: die Guten. —

Drittens: die Künstler, welche durch Raphael an die Unsterblichkeit der Schönheit gewöhnt, sie auch dieser wünschen müssen. —

Viertens: die Unglücklichen. So viele Getröstete, so viele Beglückte, denen Sie die Thränen nahm, werden sie heute wieder vergießen; aber nur für Sie, nicht vor Ihr und nur aus Liebe und Freude, weil sie für ein Leben danken und beten, das so warm und freundlich in manches trübe leuchtet. —

Fünftens: die Glücklichsten, nämlich Ihre Geliebtesten; Ihr Gemahl, Ihre Kinder, Ihre Schwestern und Ihr Bruder — aber was die nächsten Herzen dem nächsten gerührt und selig sagen, bleibt heilig verhüllet.

Auch der Verfasser des Verzeichnisses gehört in das Verzeichniß, und steht schon in der zuerst genannten Klasse: aber die Wünsche seiner Seele sind so warm und aufrichtig, als gehörte er in die dritte und vierte.

Der siebzehnte August.

Eine Gedächtnißrede auf Friedrich den Großen.
(1795.)

Es ist leichter ein großer als ein rechtschaffener König zu seyn: er war beides. Es ist leichter bewundert, als gerechtfertiget zu werden: ihm ist beides zu Theil geworden. — Ein König legt nur den Zeigefinger an den längsten Arm des ungeheuren Hebels und hebt, wie Archimedes, mit Fingermuskeln Schiffe und Länder in die Höhe und die Welt aus ihren Angeln: das Schicksal wird in seiner Hand zum Machinisten.

Der Laut eines Königs hallet in den unzähligen Thälern um ihn als ein Donner nach und ein Strahl, den er wirft, springt auf dem, mit unzähligen Planspiegeln überdeckten Gerüste als glühender, dichter Brennpunkt zurück.

Aber Friedrich konnte durch einen Thron höchstens erniedriget werden, weil er darauf sitzen mußte, und ohne diese so eng umschließende Krone, das Zilizium und den Zauberkreis des Kopfes, wäre dieser höchstens — größer geworden. Und glücklich, du großer Geist, konntest du noch weniger werden; denn ob du gleich in deinem Innern die Bastille und die Zwinger der niedrigen Leidenschaften abgebrochen, ob du gleich deinem Geiste das gegeben, was Franklin der Erde, nämlich Gewitterableiter,

Harmonika und Freiheit; ob du gleich kein Reich schöner fandest und ausdehntest, als das der Wahrheit; ob du dir gleich von der Hämlings-Philosophie der Encyklopädisten nur die Ewigkeit, nicht Gott verhängen ließest, nur den Glauben an Tugend, nicht deine eigne: so empfing doch deine liebende Brust von der Freundschaft und von der Menschheit nichts, als den Wiederhall ihrer Seufzer — die Flöte — und dein Geist, der mit seinen großen Wurzeln, wie der Mahagonibaum, oft den Felsen zertrieb, worauf er wuchs, dein Geist litt am grellen Kontrast deiner Wünsche mit deinen Zweifeln, am Kontraste deiner idealischen Welt mit der wirklichen und deiner geglaubten, ein Kontrast, den kein milder Glaube an eine zweite sanft verschmolz und darum gab es auf und um deinen Thron keinen Ort zur Ruhe, als den, den du nun hast! — Beim Himmel, man schämt sich des Lebens, wenn es die größten Männer nicht mehr haben. —

Vorschlag

einer neuen, mildern Worts für Lüge, das sowohl in französischer als deutscher Sprache gut zu gebrauchen ist.

(1815.)

Es ist bekannt und belobt genug, daß die Griechen um die Widerlichkeit mancher Gegenstände den Schleier weicher Umschreibungen und Namen hingen und z. B. den Dieb nur einen Liebhaber, die Dirne oder Gemeine eine Freundin, den Kerker eine Wohnung nannten. Diesen Euphemismus, oder wie man ihn deutsch nennt, diese schöne Namenmilde haben die Franzosen wenigstens für sittliche Widrigkeiten, besonders des Geschlechtes nachgeahmt und dadurch sich und andern sündliche Häßlichkeiten ungemein verschönt. Nirgends aber ist diese Wort- und Namenmilde wohl so nöthig und nützlich, als bei dem Bezeichnen der Lüge, weil auf die rohe Anrede „du lügst," besonders der Deutschen und Britten, bei Menschen von Ehre, ja von bloßem Stande nur im günstigern Fall mit Injurienklagen und mit Backen- oder Wangenstreichen geantwortet und in andern Fällen aber mit Schuß und Stich.

Könnte man also für das Wort Lügner ein gutes, stilles, mildes Wort erfinden, hundert Prozesse und Duelle wären schon vor ihrer Entstehung abgethan. Wäre vollends

der deutsche Schriftsteller, der das stellvertretende Wort vorschläge, ein neues von solcher Schönheit und Würde zu liefern im Stande, daß dasselbe sogar ein tapferer König und seine Familie ohne Bedenken als Familiennamen führte, so sollte der Abbé Mozin keine Minute anstehen, solches in sein dictionnaire nachzutragen, wenn er schon über das M hinaus ist. Ich bin nun jener glückliche Schriftsteller selber, und ich schlage für Lüge oder mensonge das mildere Wort Murat vor, sammt den nöthigen Ableitungen zum Wörterumfange.

Ich habe allerdings diese Einführung eines neuen Wortes in den Sprachgebrauch vor den Sprachlehrern zu begründen und einzuleiten. Zum Glück darf ich als bekannt voraus setzen, daß der eben gedachte, treffliche, jetzo kaffirte und thronverwiesene König von Neapel sich von jeher nicht nur durch kriegerische Tapferkeit, sondern auch besonders durch eine nicht gewöhnliche Aehnlichkeit mit dem alten Pampilius auszeichnet, welchem der Kaiser Claudius das Begräbniß versagte, das Haus abbrach und die Familie versagte, blos weil er in seinem Leben nie ein wahres Wort gesprochen, wenn dem Spartianus zu glauben ist. Ich will hier für Murats schöne blaue Dunstmacherei nicht alte Zeitungen aufschlagen, wo dieser abgesetzte König zwei spanische zu abgesetzten umfärben half, denen er (Spanisch-) Schwarz aus (Spanisch-) Weiß machte: ich berufe mich hauptsächlich auf sein zweimaliges Betragen gegen Oestreich, sowohl 1814 als 1815. Ganz anders als sein berühmter Schwager, der gewöhnlich ein Versprechen nicht eher brach, als nachdem er es gegeben, giebt und bricht Murat sein Wort immer in der nämlichen

Stunde, schickt zu gleicher Zeit die Versicherung an den Kaiser Franz, den Napoleon lebendig oder todt auszuliefern, und die andre an diesen, ihm Italien und Oestreich auszuliefern; verheißt zugleich friedliches Stillbleiben während seines feindlichen Einziehens in fremde Länder u. s. w.; denn der Thatsachen liefern die Zeitungen so viele, daß er mit seinem Lebensalter allein ein Paar französische Jahrhunderte vorstellen kann, in sofern Chamfort behauptet, daß von Heinrich IV. bis zum Kardinal Lomenie sechs und funfzig Brüche des öffentlichen Wortes vorgekommen.

Auch gegen Rom und Italien römerte er hinlänglich; denn so oder romanzare nannten die Deutschen in den mittlern Jahrhunderten das Lügen. — Wenn bei den Altfranken Lügner zur Strafe Hunde tragen mußten, so hatten bei den Neufranken er und andere zur Belohnung blos diese Thiere selber vorzustellen, indem er seinen Herrn leckte und Fremde biß — über den Stock-Zepter seines Schwagers sprang — den weggeworfenen apportirte u. s. w.

Müssen nun dies alles, wie ich hoffe, sogar Feinde Mürats zugestehen, so kann sich ja ganz unerwartet und herrlich die französische Sprache gerade so und nach demselben Sprachgebrauche mit dem Wort Murat bereichern, wie sie es mit dem Worte Berthollet gethan. Dieser erfand nämlich, wie bekannt, das chemische Bleichen mit oxygenirter Salzsäure. Seitdem heißt in den nach seiner Erfindung eingerichteten Bleichereien in Frankreich die Salzsäure selber berthollet — die Arbeiter heißen bertholleurs oder qui berthollent — die Werkstätte bertholleric — ein Stärkemesser des berthollet heißt berthollimetre.

Vortrefflich! Aber was hindert nun, denſelben herrlichen Gebrauch vom Wort **Murat** zu machen, um damit **mensonge** (Lüge) und zwar auf zärtere Weiſe zu bezeichnen? Folglich nach der Gleichform von **Berthollet** zu ſagen **murater***), um nicht ſagen zu müſſen, lügen? So iſt **moniteur** mit unmerklicher Umtauſchung von drei Buchſtaben leicht in **murateur** umgeſetzt. Ein **Muratometre** oder Gradmeſſer des **Murat** wäre endlich die Diplomatik.

Es macht einem Verfaſſer eigne Freude, dieſes grammatiſche Blättchen zu ſchreiben, weil das ſchnellere Bleichen durch Salzſäure gerade die ſchönſte metaphoriſche Aehnlichkeit mit dem Weißbrennen, Weißwaſchen und Weißmachen durch ſogenanntes Lügen oder **murater** in ſich hält. Die Lüge iſt ja eine Selberbleiche, womit man ſich als einen weißen Mohren oder als einen ſchönen Rappen mit weißen Extremitäten einſchwärzt. Die Gleichheiten und Freiheiten laufen ſo ſcharenweiſe zu, um mein neues Wort auf den Sprachthron ſetzen zu helfen, daß ſogar der Aberglaube mitredet, nach welchem die Weiber bei dem Garnſieden recht lügen müſſen, damit das Garn recht weiß werde. Fällt hier nicht **bertholler** und **murater** faſt in Eins zuſammen? Wunderbar! Ordentlich als ob man ſich es ſelber erſänne.

Jedoch iſt dies alles nur für den Sprachlehrer von Wichtigkeit, der mit der Gleichform die Einführung neuer Wörter rechtfertigen muß. Hingegen von größerer Wich-

*) Da ſchon in der Revolution **briſſoter** ſo viel hieß als lügen, vom Lügner **Briſſot**, könnte man nicht, um den Sprachreichthum ganz zu benutzen, **briſſoter** blos vom bürgerlichen Stande gebrauchen, das vornehmere **murater** aber nur auf die höhern Stände beſchränken?

tigkeit und Bedeutung dürft' es für das Leben vieler Menschen seyn, wenn statt des abscheulichern: Vous avez menti, welches wie gesagt, selten ohne Schlag, Stoß und Schuß abgeht, das mehr schmeichelnde Vous avez muraté einzuführen und allgemein zu machen wäre, wie jeder Menschenfreund von Lesern mit mir wünschen muß. Denn alsdann würde gerade derselbe vorige Neapels-König, welcher, wenn sonst die Lüge vom Turnier ausschloß, diese eben gebrauchte, um zu turnieren, d. h. zu kriegen, oder wenn die spanischen Ritter von der rothen Binde (de la Banda) durch Eine Lüge das Recht des Degentragens auf Einen Monat verloren, sich durch mehr als eine den Gebrauch des Degens auf mehr als einen Monat verschaffte, gerade dieser König würde durch seinen Namen, welchen als Wort die Sprachlehre ihm für den Ausdruck der Lüge abborgte, Turnieren und Duelliren verhindern sobald man bei einem Lügenworte statt: quel mensonge! höflich blos zu erwiedern brauchte: quel mural! — Eine zarte angenehme Wendung, welche gewiß kein neapolischer oder französischer Offizier, ja kein eben so gesinnter Deutscher anders als gut nehmen und verstehen könnte.

Wenigstens nenne man mir eine andere schicklichere Wendung, wie einem, der nicht sowohl die Wahrheit gesprochen, als blos ihr Gegentheil, dieses leute sanfter und schöner angedeutet werden kann als durch das Wort, daß der Name eines auf dem Felde tapfern und klugen Kriegers, ja eines Königs ist, der von unten herauf sich mit seinem Aeußerlichen (wenn auch nicht mit dem Innerlichen) empor gedient und welcher, wenn auch nicht seinen Thaten,

doch seinem Haupte die Krone aufgesetzt? — Und verdient sein Name nicht wenigstens grammatisch als Haupt-, Zeit- und Beiwort fortzuregieren, wenn auch nicht mehr als Eigenname, da sogar die Wörter Melac, Wessir, Sultan, Türk noch als Eigennamen der Hunde fortregieren? Der Deutsche sei hier unparteiisch und gebe sogar dem Franzosen sein Recht!

Anrede an Goethe.

(1805.)

Wenige wissen, wie viel er gab, ohne sich zu nennen. Wie ein Gott ließ er das Weltall wirken, das er regte, und sprach nicht darin. Tausend Worte wurden gesagt — man wartete auf seine Stimme — und er selber hatte sie dictirt und sich verborgen. Er nur allein schuf nicht bloß aus Lettern, sondern aus Worten den Kern der Schule, die ihn zu oft nennt. Denn kein Dichter repräsentirt die Dichtkunst, so wenig als ein Mensch den Gott — sondern ihn selber stellt sie dar, und er dichtet fort. — Goethe! Gäb' es einen Wunsch der Erde, o ich würde ihn Dir wünschen. Aber Du brauchst nichts als Dich — darum sei Du Dir gewünscht. Dein äußerliches Leben gleiche Deinem innern. Dein Schmerz gleiche dem Spiel, womit Du den Schmerz wegspieltest. — Dein Herz bleibe sein eigner Olymp; — Dein Grab würde es auch. — Du hast so viel Lob gehört, Dir kann nie ein andres Leben fehlen, als das kürzeste — Steigst Du auf zu den Göttern, so wird jeder groß und wund, der es siehet. Das Leben ist ihm vorbei, die Ewigkeit zu nahe.

Aber warum sprech' ich denn vom Entflichen Deines Geistes? — „Weil Herder und Schiller dahin sind!“

Unverschämtheit des Oberförsters Wolf und der Andreäischen Buchhandlung.

(1809.)

Es wurde mir vor einigen Tagen ein Buch zugeschickt, betitelt: Das Buch Glaube, Liebe, Hoffnung: Oder die nothgedrungene Auswanderung des Oberförsters Joseph Wolf nebst seinem Weib und seinen neun Kindern im Jahr 1807. Herausgegeben von Jean Paul. Frankfurt am Main in der Andreäischen Buchhandlung. 1809. — Hinten sagt der Oberförster, daß er blos vornen gelogen, und ich das Buch gar nicht herausgegeben, denn in der Nachschrift Seite 119 meldet er: „Um Lösegeld zu gewinnen vom Buchhändler, mußte er (der Verfasser) einen vom Publikum geliebten Namen wählen, und dieses Geld wird er (mich meint er) ihm nicht mißgönnen, weil er seiner zahlreichen Familie ein Bene damit verschafft. Sollte Richter aber trotz meiner aufrichtigen Ehrenerklärung dennoch über meine Keckheit beffzen: so rathe ich ihm, nicht laut zu werden, denn die Frau Oberförsterin ist gesegnetes Leibes, und ein Gevatterbrief könnte ihm leicht zu bessern Gesinnungen einen andern Weg bahnen."

Das Publikum, das er eigentlich allein belügen und bestehlen will, sucht er in der Nachschrift nicht auszusöhnen, blos auszulachen, indem er sie unterzeichnet, Köln, den 1. April 1809, um jenes an den April zu erinnern, worein

er's geschickt. — Und so ist seine Beichte noch unverschämter als seine Sünde.

Ich hoffe, der einsichtige Leser werd' es mir nicht als unschickliche Selbstherabsetzung anrechnen, daß ich hier den Oberförster und den Verleger ein wenig in effigie henke. Feinde gegen sich mag man laufen lassen, aber nicht Feinde gegen das Ganze. Ich war daher öfters ein umgekehrter Kalmück. Bergmann berichtet in seiner Reisebeschreibung, daß die Kalmücken die Laus besonders verehren und heilig halten, ausgenommen auf ihrem Kopfe, wo sie sie umbringen. So ertrage Du umgekehrt, wenn Du willst, Insekten-Menschen, und was sie thun an Dir; siehest Du aber das Insekt, wie hier den Oberförster, frei herumkriechen, so nimm Deinen Schreibdaumen.

Das Publikum kauft sich seine Bücher mehr nach Autor-Namen als nach Recensionen; darf es nun jenen sich nicht mehr anvertrauen: so ist Treu und Glaube, die Pulsader aller Geschäfte, durchschnitten, und der von der Zeit ausgehungerte Buchhandel verblutet sich nun vollends. — Soll in diesen Kanikular-Ferien der Themis sich die Nachahmung auch in den Handelsständen frech festsetzen? —

Da die Menschen so gern anstaunen: so will ich noch drei Tropfen guter schwarzer Dinte an das Buch selber verwenden, welches (d. h. das darin beschriebene Leben) das fortgesetzte Titelblatt ist, nämlich ein langer Betrug. Als Kriegsvertriebener kam Wolf zu einem Gastwirthe, der ihn einen todten von zwei lebendigen Affen bewachten Italiener zu begraben hat. — Der Oberförster weidete den Welschmann geschickt aus, d. h. er beerdte (ohne den Wirth) dessen ansehnliche Baarschaft, Nippes, und was die Hauptsache war, dessen Paß, Affen und hölzernes Teufelchen.

Mit dem leblosen Teufelchen — freilich nicht ohne den lebendigen Auxiliar-Teufel von innen — hatte sich der sel. Erblasser recht gut durch die Welt geholfen, indem er sie von Stadt zu Stadt betrog, und das Teufelchen in einer halboffenen Schachtel als einen eingefangenen lebendigen Berggeist mit vieler Trugkunst für Geld sehen ließ. Unser Wolf, eben der Verfasser des Buchs Glaube, Liebe und Hoffnung, verwandelte sich auf der Stelle durch den welschen Paß in den Italiener, und durch den mitgeerbten Gebrauchszettel des Berggeistes in einen ordentlichen Betrüger, und fischte so durch den lebendigen Berggeist (die beiden Affen waren Mitarbeiter) auf seinen Reisen mehrere Tausend Gulden allen Zuschauern ab, welche für ihn (worauf der Titel des Buchs zielen soll) Glaube, Liebe und Hoffnung hatten, und nun mit diesen (zuweilen interessanten) Kaperreisen schließt das Buch, das uns jedoch eine Fortsetzung verspricht. Von einer im fünften Kapitel in die Lesewelt eingeführten Eselin, welche innen und außen zu tragen hat (sie wirft auf der 95sten Seite, die Aeffin schon auf der 90sten, beide jedoch Zwillinge), setzt er uns allen das beste Stück vor, den Kopf, den er neben das Titelblatt gerade dem Joseph Wolf gegenüber in Kupfer stechen lassen; ein ungewöhnliches öffentliches tête-à-tête!

Doch genug! — Die Andreäische Buchhandlung, welche ich bloß aus Ekel an der niedrigen Sache mit einer gerichtlichen Anklage verschone, lasse ich auf der Titelblatts-Pillory so lange stehen, bis die Pillory einfault zu Makulatur; aber auch sodann wird, fürcht' ich, der Blick manches unbescholtenen Buchhändlers sie noch fortstrafen.

Erziehungs-Allerlei,

oder

ein Brief an den Leser und die Leserin, die zweite verbesserte Auflage meiner Levana betreffend.*)

(1811.)

Ihre halb-boshafte Frage, glückliches Lese- und Ehepaar, wann die zweite Auflage mit Verbesserungen erscheint, kann nur der Himmel und der Verleger beantworten: aber die Verbesserungen selber können jede Minute erscheinen, sobald sie gemacht sind: — und dieß soll von mir geschehen. Aus dem Morgenblatte trag' ich sie dann bequem in die zweite Auflage über.

Ich schicke sie Ihnen, reizende Leserin und gereizter Leser, vor der Auflage aus Gründen voraus: denn man kann nicht genug mit Drucken eilen, wenn man nicht weiß, wer zuerst stirbt, Sie oder ich, und wer also zuerst verliert. Auch giebt es jetzt, hoff' ich, unter neuern Dichtern und Denkern wohl wenige, welche nicht einsehen, daß man kaum zu schnell schreiben und erscheinen kann, wenn man sich das Irrige in dem von Horaz für ein Buch vorgeschlagenen Moratorium von neun Jahren deutlich auseinandersetzt, indem ja während dieser Neunerprobe des zurückgehaltenen Buchs in jeder Minute 60 Menschen sterben, worunter in einem Jahre von 365 Tagen voll Stunden und Minuten

*) Siehe das Vorwort.

Leſer genug hinſehn können. Ich kenne, rühm' ich mich, mehr als einen davon, welcher ſich ſagt: „Darf man ein junges Werk neun Jahre auf dem Faſſe liegen und die in dieſer Zeit Sterbenden verdurſten laſſen, bloß um die Relikten mit Deſſertweinen zu bewirthen? — Wir können ja leichter die beſſern Früherbſen als die gewöhnlichen Späterbſen ſeyn. Wie in der Mechanik die Schnelligkeit die Kraft erſetzt, ſo kann es auch im Schreiben geſchehen, und wenn nach Seneka zweimal giebt, wer eilig giebt (bis dat qui cito dat), ſo geben wir dem Leſer durch Bücher doppelt, die wir ihnen eilig und ohne zeitſpieliges Feilen ſchenken. Wer wie der göttliche Shakeſpeare ſchreibt und (wie Pope von ihm ſagt) keine Zeile ausſtreicht, der erſpart ungemein viel Zeit und ſteht immer mit der Sache fertig da auf der Meſſe. — Und will Einer zum Ueberfluſſe feilen, gewinnt er nicht nach der erſten Auflage dazu Zeit genug? Oder wozu gäb' es denn zweite ſehr verbeſſerte und vermehrte Auflagen, wäre die erſte ſchon eine? Indeß wollen wir ſtets verbeſſern und vermehren, ſowohl uns als Bücher, aber nicht voreilig, ſondern mit der Fürſorge, daß wir der ſterbenden Mitwelt nichts entziehen, wenn wir die aufkeimende Nachwelt bedenken." —

Mich freut es, daß der Selbſt-Anredner beſonders auf den Punkt hinweiſen will, daß, da jetzt Leute und Leſer nicht lange leben, auch die Bücher für ſie nicht lange ausbleiben, ſondern daß gleichſam mit Einem Drucke die Feder (wie ein engliſches Inſtrument mit Einem dieſe ſchneidet) geführt ſeyn ſoll. Folianten wurden ſonſt freilich für leſende Methuſalems von ſchreibenden Methuſalems gemacht.

Es ſind ohnehin ſo viele Völker und Menſchen nicht

genug zu bedauern, welche viel früher geboren und begraben worden, als es noch Leipziger Messen gab; und doch hätten ein Shakespeare und ein Leibnitz es gar wohl verdient, daß jener Goethens, dieser Kants Werke hätte vom Bücherverleiher haben können. Uns Jetzigen wird freilich noch erbärmlicher mitgespielt, da uns ordentlich eine überirdische Censur und Inquisition von oben nicht einmal ein herausgeschnittenes Blatt erga schedam von allen den köstlichen Werken, die noch dazu zehnmal reicher als unsere sind, erlaubt, welche ein Tacitus, ein Machiavelli, ein Herder, ein Jean Jaques des zwanzigsten Jahrhunderts, des ein und zwanzigsten, zwei und zwanzigsten, drei und zwanzigsten Jahrhunderts, ja aller folgenden Jahrtausende herausgeben. Werke von so viel Witz, Humor, Anspielung, Geschmack, so viel Fülle und Freiheit als freilich (wir müssen es gestehen) uns nur ein Schriftsteller geben kann, welchen ein Paar spätere Jahrtausende länger belehrt und gebildet haben als uns, solche werden uns Jetzigen ganz verboten, nicht sowohl bei Todesstrafe, als durch Todesstrafe, indem der Todtenschein der Verbotschein ist. Wenige können so oft als ich darüber zusammen gefahren seyn über die unabsehlichen Nachtheile, eine vorzeitige Geburt der Jahrhunderte geworden zu seyn, so, daß ein Mann, der ein vollständiger Meusel und Literator und sonst belesen und überhaupt mit seiner Zeit fortgeschritten seyn wollte, Geld darum geben würde, wenn er kurz vor dem jüngsten Tage, etwan zwanzig Leipziger Ostermessen vorher, geboren wäre, damit er das Meßgut aller Jahrtausende beisammen hätte, und es wenigstens in den Ergänzungsblättern der Ewigkeit nachtragen könnte.

Aber Sie, theures Lesepaar, sollen durch mich ein besseres Schicksal haben, und noch bei Ihren Lebzeiten alles von mir lesen, was Glücklichere vor dem Brande der vier Erd-Fidibus (der vier Welttheile) mit noch bessern Bibliotheken genießen, ehe der Tod an der Welt seine Pfeife anzündet.

Dies Wenige, Theuerste, wollt' ich meinen Levana's-Zusätzen vorausschicken; und es ist für kein Abschweifen von der Sache zu halten — denn ich bin ja noch gar nicht bei ihr gewesen — sondern eben für einen Hingang zu ihr.

Der erste Zusatz zur Levana ist die Frage über die Zulässigkeit der Suggestiv-Fragen an Kinder.

Suggestiv- oder Voraussetzungs-Fragen sind, wie die liebe Leserin längst von Ihrem Leser gelernt, den Richtern verboten, weil diese damit schon in die fremde Antwort legen würden, was sie erst aus ihr zu holen hätten, und weil sie durch dieses Einschwärzen der verbotenen Waare leicht zum Anschwärzen des bestürzt gemachten Angeklagten gelangten. Gleichwohl möcht' ich solche Fragen zuweilen Erziehern erlauben. Sobald Sie mit Wahrscheinlichkeit wissen, daß Ihr Sohn wider Ihr Gebot z. B. auf dem Eisteich im Schloßgarten gewesen: so können Sie durch die erste Frage, die nur straflose Nebenumstände betrifft: wie lange er auf dem Teiche, und wer mit dabei herumgefahren, ihm sogleich den Wunsch und den Versuch abschneiden, Sie mit dem Katzensilber der Lüge zu bezahlen, ein Wunsch und Versuch, welchem sonst die nackte Frage, ob er zu Hause geblieben, Raum und Reiz gegeben hätte. Unmöglich kann die Verdorbenheit und Besonnenheit in einem Kinde so groß seyn, daß es in dieser verwirrenden

Ueberstürmung die anscheinende Allwissenheit des elterlichen Fragens durch ein kecks Lügen-Nein der Thatsache selber für eine Lüge erklärte. Kinder haben wie Wilde einen Hang zur Lüge, die sich mehr auf Vergangenheit bezieht, und hinter welcher, wie Rousseau's Band-Lüge beweiset, sich doch die Wahrhaftigkeit des reifern Alters entwickelt; seltener und gefährlicher als Ablügen ist bei ihnen Vorlügen, nämlich der Zukunft, bei welchem das Kind, sonst das Natur-Echo der Gegenwart, sich selber vernichtend mit Bewußtseyn den Vorsatz eines langen, entgegengesetzten Schlechthandelns ausspricht. Die Vergangenheits-Lüge stiehlt wahres Geld, die Zukunfts-Lüge münzt falsches.

Wenigstens erschwert die behutsam-sittlich gebrauchte Zuführungs-Frage das so gefährliche Glück der Titular-Wahrheit, der Lüge; denn Eine gelungene wird die Mutter der Lügen; und aus jedem Wind-Ei brütet der Teufel seine Basilisken aus.

In der zweiten Auflage werd' ich ferner beifügen: nicht bloß mit Jammer-Blättern, wie sich einige aus der peinlichen Theresiana in Basedows Elementarwerk verlaufen haben, verschone man die Kleinen, sondern auch mit jedem wörtlichen Gemälde unbekannter Körper-Schrecken; denn in Kindern von Phantasie wird aus Körperfurcht leicht Geisterfurcht und zwar — woran man nicht denkt — durch den Traum. Dieser chaotische gigantesk Seelen- und Geistermaler bildet aus den kleinen Schrecken des Tags jene ungeheuern Furien-Masken, welche die in jedem Menschen schlafende Geisterfurcht wecken und nähren. Ueberhaupt sollte man auf die Träume der Kinder merken, mehr als

auf die der Erwachsenen, besonders eines Unterschiedes wegen; in unsern klingt immer die Kindheit wieder, was aber in ihren? Wen haben nicht oft schnelle Ahnungen, ein unerklärliches unerwartetes Anwehen von Wohl- oder Weh-Seyn wie ein Wehen aus tiefen Gebirgsschluchten überfallen und angehaucht, oder wer hat bei neuen Landschaften, Begebenheiten und Menschen nicht zuweilen tief in sich einen Spiegel gefunden, in welchem seit alter Zeit dasselbe dunkel gestanden und geblickt, und wem ist in seinen spätern Träumen und Fiebern nicht dasselbe Schlangengewürm und Mißgeburten-Gewinde wiedergekehrt, wozu in seinem ganz erinnerlichen Leben kein Urbild da gewesen? — Wie? könnten diese Geburten nicht unterirdische Reste alter Kinderträume seyn, welche wie Seeungeheuer in der Nacht aus der Tiefe aufsteigen? —

Der neuen Auflage wünscht' ich, wenn Sie es, theuerstes Lese-Paar, erlauben, ferner mitzugeben etwas *über das Nachzürnen*.

Kaum ist eine bedeutende Strafe des Kindes so wichtig, als die nächste Viertelstunde darauf, und der Uebergang ins Vergeben. Nach der Gewitterstunde findet jedes Saatwort den aufgeweichten, warmen Boden; Furcht und Haß der Strafe, die anfangs gegen die Rede verhärteten und sträubten, sind nun vorüber, und die linde Lehre dringt ein und heilt zu, wie Bienenstich der Honig lindert und Wunden das Oel. In dieser Stunde kann man viel reden (aber mit der mildesten Stimme) und durch das Zeigen eigner Schmerzen die fremden mildern. Giftig aber ist jeder Nachwinter des Nachzürnens; höchstens ein Nachleiden, nicht ein Nachquälen ist erlaubt. Die *Mütter*, al-

les auf den Fuß der Liebe und also die Kinder wie ihre Gatten behandelnd, gerathen leicht in dieses Nachstrafen hinein, schon weil dieses ihrer sich gern in's Kleine zertheilenden Thätigkeit mehr zusagt, und sie gern, nicht wie der Mann mit Stacheln den Stamm besetzen, sondern mit Stechspitzen die Blätter. Ich habe, theuerste Leserin, die sanftesten, mildesten Blondinen an öffentlichen Orten gefunden, welche denn doch in der Kinderstube, in der Bedientenstube ohnehin, schönen weißen Rosen glichen, welche so stark stechen, als die voll- und rothblütigsten. Leider kommt es mit davon her, daß Weiber, wie so viele Schriftsteller (z. B. ich), nicht aufzuhören und zu sagen wissen: halt! Ein Wort, das ich noch in jedem weiblichen Wörterbuche und weiblichen Gassen-Gezänke umsonst gesucht. Dieses Nachzürnen nun, dieser strafen-sollende Schein, weniger zu lieben, geht dem nur in die Gegenwart getauchten Kinde (das dem Thiere gleicht, welches nach größter Angst und Wuth sogleich ruhig wieder genießt) entweder unverstanden und unwirksam vorüber, oder dieses verträgt sich aus demselben Gegenwarts-Sinn mit der Verarmung an Liebeszeichen, und lernt Lieben entbehren, oder es wird durch die beständige Fortstrafe einer schon begrabenen Sünde erbittert. Dabei geht durch das Nachgrollen der schöne so ergreifende Uebersprung in's Verzeihen verloren, das alsdann mit langsamer Allmähligkeit nur entkräftet wirkt.

Doch später möchte diese den Weibern so liebe Straf-Nachsteuer gelten und frommen, wenn etwan das Mädchen 13 Jahre alt wäre, und der Knabe 14; dieses spätere reifere Alter rechnet schon viel Vergangenheit in seine Gegenwart herüber, so daß der lange Trauer-Ernst eines Ba-

ters oder einer Mutter einen Jüngling und eine Jungfrau, zumal in deren liebedurftigen Herzenszeit, faſſen und regen muß; ſo wird auch hier Kälte die Frucht reifen und ſüßen, indeß ſie früher die Blüthe nur knickt. — Giebt es denn etwas ſchöneres als eine Mutter, die nach dem Strafen weich-ernſt und trüb-liebend mit dem Kinde ſpricht? — Und doch giebt es etwas ſchöneres, einen Vater, der daſſelbe thut.

Soll ich, Theuerſte, in der zweiten Auflage die unbedeutende ſich ja ſelber beantwortende Frage aufwerfen: Ob es nicht Kindern geradezu abzuſchlagen ſei, wenn ſie, kommend von irgend einer Freude, z. B. vom Spaziergange Sommer-Abends gegen 6 Uhr, ſofort eine zweite begehren, Erlaubniß, im Garten zu ſpielen, und die dritte, noch vor dem Eſſen eine Viertelſtunde die Spielgenoſſen in den Saal herauf zu holen. Denn hierin ſind Kinder antedatirte Erwachſene, und dürften kaum in der Arbeit ſo ſehr nach Genuß als hinter einem Genuß; von der Zuckerinſel wollen ſie ſogleich in eine zweite überſchiffen, und Himmel auf Himmel wölben. Erlaubt man dieſes Frequentativum von Genießen ſogar an ſich unſchuldiger Freuden: ſo wird das Kind, Theuerſte, hof- und reſidenzfähig, und macht Anſpruch auf Wonnemonate von 32 Tagen, und auf Freudentage von 25 Stunden, deren jede gut ihre 61 Minuten mißt. So iſt denn das kleine Weſen ſchon in den Honig jetziger Luſt-Ueberfülle eingetaucht, womit die Zeit den Bienenflügeln der Pſyche jeden Flug verklebt. Was Gutes (wenn es eines iſt) aus einem ſo erzogenen Mädchen werden kann, iſt höchſtens eine Frau, welche an demſelben Tage nach einigen gegebnen und erhaltenen Beſuchen ſich

darauf im Schauspielhause noch auf einige Karten und Tänze freuet und spitzt.

Wie die Natur die Freuden-Steigerung unseres immer etwas Stärkeres begehrenden Wesens durch die zurückspannende kühle Nacht abbricht, (denn wahrlich wie müßte sich ohne diese vom Geistigen zum Geistigern der Trinker hinaustrinken, oder der Dichter hinaufdichten!) so gebe man diese gesunde Nachtkühle den Kindern auch im geistigen Sinne, um sie künftig nicht dem Schmerze der Welt- und Freuden-Leute auszusetzen, welche, wie Seefahrer in Norden, vom monate-langen Tage unaufhörlich übersättigt, Gott um ein Stückchen Nacht und Talglicht bitten, und danken.

Einen andern wichtigen Zusatz wünscht' ich in der zweiten Auflage aber so auszuführen, daß ich mich aller so nahe liegenden Satiren, welche ohnehin bekannt genug sind, gänzlich enthielte. Ich meine die gewöhnlichen Satiren darüber, daß die Weiber einander nicht sehr leiden und lieben können, daß sie mit ihren freundlichen Worten gegeneinander oft mehr der Nachtigall nachahmen, welche nach Bechsteins*) Vermuthung durch ihre Locktöne eben Nachtigallen zu verscheuchen sucht: so daß die Behauptung der Scholastiker, eines Skotus, Basilius, Athanasius**), nach welcher sie am jüngsten Tage als Männer auferstehen, sich in etwas von der Natur des Himmels unterstützen ließe, in welchem, als dem Wohn-Orte ewigen Liebens, Weiber zu Männern umgegossen, natürlich leichter in Einem fort lieben bei gänzlicher Abwesenheit ihres Geschlechts. Aber ohne alle Satiren thun mir schon die

*) S. dessen Anweisung, Vögel zu fangen, 1790.
**) Locor. theolog. a Gerhard. T. VIII. p. 1170.

Thatſachen genug, daß die Römerinnen gegen ihre Sklavinnen (nach Böttigers Sabina), ferner die europäiſchen Weiber in Indien gegen die ihrigen, und die älteſte regierende Schweſter auf der Inſel Lesbos gegen ihre andere Schweſter, und gegen die Mutter ſelber, und am Ende Hausweiber gegen ihre Kammerjungfern und Stubenmädchen eine Härte beweiſen, gegen welche unſere gegen Bediente u. ſ. w. jenen ſo ſchönen Abſtich macht, daß er uns zu unſerem Erſtaunen (da wir doch manchen Bedienten ausprügeln) den Ehrennamen des ſanfteren Geſchlechts zuwegegebracht.

Verläumden, oder den ſogenannten Jungentodtſchlag, wodurch ein Beſuchzimmer zu einer Wahlſtatt und Herzens- und Schädelſtätte erlegter Weiber, die nicht Thee mitgetrunken, wird, bring' ich kaum in Anſchlag. — Aber geliebte Brief- und Buchleſerinn, ſollte dieß alles nicht zu dem Zuſatze in der neuen Auflage berechtigen: „Leſerin! Erziehe, wecke, und pflege doch vor allem in deiner Tochter Achtung und Liebe gegen ihr eignes Geſchlecht! Sollt' es denn dir nicht damit gelingen, wenn du ihr die aus der dunkeln Vergangenheit durchglänzenden Kronen großer Weiber zeigteſt — und die erhebenden Beiſpiele herzverbundner Freundinnen — und das Muſter des warmen Zuſammenhaltens der Jünglinge mitten im nebenbuhlenden Wettrennen auf gleicher Bahn — und die Verwandtſchaft aller ihrer Geſchlechtſchweſtern mit ihr im Werth und in Druck — und den Gedanken, daß jede in ihrem Geſchlecht das Geſchlecht ihrer Mutter entweder verehre oder verachte — und die Gewißheit, daß wie jede Menſchenfeindſchaft ſich am Menſchenfeinde, ſo auch die halbe

gegen die Menschenhälfte sich an der Weiberfeindin bestrafe. — Auch Sie, Leser, könnten etwas beitragen, und zwar das Meiste, wenn Sie der Tochter mehr die Achtung gegen die Mitschwestern sowohl predigten als zeigten, so wie Sie, Leserin, mehr die Liebe gegen dieselben. Da keiner Lehre die Ausübung derselben schadet, so wär es dienlich sogar, wenn man die Tochter an der weiblichen Dienerschaft nicht blos die Menschheit, sondern sogar das Geschlecht zu schonen angewöhnte.

Reisen der Kinder.

Auch darüber könnte in der zweiten Auflage gesprochen werden, wenigstens gefragt. Mit Recht sahen Sie, gutes Paar, kurze Kinder-Reisen von einigen Wochen für ein Geist und Leib reifendes Versetzen dieser zarten Bäumchen an, weil, wie Sie anführen, der Tausch einer alten düstern Winkel-Enge gegen die freie luftige Landschaft von Menschen- und Sitten-Wechsel die Kinder erheben und vorzeitigen muß. Meine Meinung ist, wie gesagt, ganz die Ihrige. Aber etwas anders sind Kinder-Reisen mit Städte-Hausirern und Länder-Rennern, wenn kleine Wesen die große Tour (die Stadt ist schon eine für sie) durch halb Europa machen, auf welcher das jeden Tag versetzte Bäumchen sich übertreibt und erschöpft. Wenn schon Erwachsene von ihrem Länder- und Welt-Umsegeln gefüllte Köpfe und geleerte Herzen mitbringen, weder an Aus- noch Inland mehr hängend, weil das tägliche Laufen durch Compagnie-Gassen von Menschen mit Spießruthen, oder doch ohne Bruderküsse, zuletzt so erkälten muß, wie das Hofleben thut, worin der Tänzer wie in einer Anglaise die

Colonne auf- und niederſpringt, und ſeine Hand kalt einer jeden giebt; — wenn nun langes Reiſen dem Erwachſenen als Herbſtreif ſchadet, wie muß daſſelbe erſt als Frühlingsreif das Kind verwüſten! Nur langes Zuſammenleben mit verbundenen Menſchen entwickelt im Kinde die Liebeswärme. Dieſes Einerlei der Menſchen, der Häuſer, der Kindheitsplätze, ja der Geräthſchaften, hängt ſich geliebt an das Kind, und verſtärkt wie eine magnetiſch-gehaltene Laſt das magnetiſche Anziehen; und ſo wird blos in der frühern Zeit der reiche Magnetbruch künftigen Liebens aufgethan, indem das Kind beinahe alles liebgewinnt, was es täglich ſieht (im Dorfe eine leichte Sache), den Holzhacker des Vaters, die Botenfrau, den alten bekannten Peter, der jeden Sonnabend ſich einen Sonntag erbettelt, ja ſogar ferne Stunden weit entlegener Honoratioren, bei welchen der Vater wöchentlich einſpricht. Mit einer Kindheit voll Liebe kann man ein halbes Leben hindurch für die kalte Welt haushalten. — Nun ſoll aber ſtatt derſelben ein Kind auf Reiſen gehen — z. B. etwan durch Europa — und ſoll, da man deſſen Wohn-Marktflecken ſammt den Einwohnern nicht hinter den Wagen aufpacken und in den Hotelzimmern der großen Städte abpacken kann, jeden Tag auf neue Menſchen, Zimmer, Kellner ſtoßen, an welchen allen das junge Herz aus Zeit- und Diäten-Mangel nicht zum vollen Ausbruche der Theilnahme kommen kann — was kann aus dem kleinen Weſen werden? Ein Hofmännchen oder Hofweibchen ohne Hof, kühl, hell, fein, matt, ſatt, ſüß und ſchön.

Einige ſolche gereif'te Kinder hab' ich wirklich geſehen, aber wohl wünſchte ich, daß irgend Eltern von Vermögen,

welche für geliebte Kinder gern etwas aufwenden, mir diese sammt den Reisekosten nur auf einige Reisejahre gäben, damit ich selber an den Kindern das Experiment machte (ich stattete, wie sich's gehört, den Eltern posttäglich davon die treuesten Berichte ab) und mich durch Versuche völlig überzeugte, daß langes Reisen in Kindern wirklich alle die giftigen Nachwehen gebäre, welche ich (wenigstens bis jetzt) davon befürchte. Vielleicht giebt es unter Eltern von Stand einige, welche gern aus Liebe für ihre Kinder dieses mit mir wagen. — —

Sie beide fragen mich erstaunt, wie ich so etwas mit Gewissen thun könne? — Beim Himmel! ich denke gar nicht daran; nur wollt' ich mit der kleinen Unwahrheit die oft vergeßne Wahrheit einleiten, daß jeder Mensch, also auch ein Kind, zu Versuchen viel zu gut [illegible]: denn jeder hat eben so viel Recht, die Rollen u[illegible]en und sich zum Experimentator des Experimentators zu [illegible]ben. Man würde schon (ungeachtet einer möglichen [illegible] nützlicher Folgen) einen Minister oder Regenten, welcher mit ganzen Völkern und Zeiten Versuche irgend einer Ausführungs-Idee anstellte, mit einem Scheidekünstler vergleichen, welcher den Pitt oder Regenten, bekanntlich einen der größten Diamanten, welchen sonst der König von Frankreich bei Festen als Hutknopf trug, und der 127 Karat wog, und nach der Politur bei einem Abfall von 10,000 Pfund Sterling Werth noch so groß war wie ein kleines Hühner-Ei*), etwa in's Brennspiegelfeuer setzen wollte, um die

*) Systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre, entworfen von J. A. Meyer dem Jüngern, bearbeitet von mehrern Gelehrten. Ersten Theils zweiter Band. S. 9.

Berflüchtigung der Diamanten zu prüfen und zu zeigen. Ja, sogar gegen Versuche mit dem schon verwirkten Leben verurtheilter Verbrecher, z. B. Pesteinimpfung, spricht etwas in unserer Brust. Aber wie stärker gilt's gegen alle Versuchs-Erziehungen, du darfst keine Seele opfern, nicht einmal deine eigne, um andere zu retten. Jeder Mensch ist dein Mitgott, und du seiner.

Endlich noch manche Lehrer und Lehrinnen*) wären anzuführen in der neuen Auflage, wenn es viel hälfe; aber sollt' es etwas helfen, wenn ich sie mit kurzen Sätzen anführe, als hier auf einander folgen: Die Erziehung der Kinder der reichen und großen Welt, welche sich geistig und körperlich immer gerade halten müssen, gleicht der Erziehung jener sechs Bären**), welche ich weiß nicht an welchem Hofe den ganzen Tag Wache und aufrecht standen, weil man ihnen die — Vordertatzen abgehauen —

Oder mit diesem Satze: Je kräftiger das Kind, desto lieber überfüllt man es; je mehr es aufnimmt, desto mehr soll es aufnehmen lernen, da doch Servière in Frankfurt in seinem Kellermeister die Regel giebt, in Flaschen kräftigen Bier beim Füllen wenigstens drei Zolle im Halse leer zu lassen. — Oder auch mit diesem Satze: wir kehren es gerade um; in den Jahren der beschwerlichsten und noch ungeliebten Anstrengungen, zu welchen den Knaben Feuer und Freiheit gelassen werden sollte, da sie bergaufwärts ziehen, legt man ihnen Hemmschuhe und Hemmketten an; geht's aber lustig bergab (z. B. auf Universitäten)

*) Statt Lehrerinnen, nach Wolfes Regel.

**) Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth. Friedr. Sophie Wilhelmine.

so werden mit den Kinderschuhen auch die Hemmschuhe ausgezogen —

Oder mit diesem: Der Mittelbürger fordert von seinen Kindern mehr Weisheit, die höhere Welt von ihren mehr Wunder oder Zeichen, auf der Stelle darstellbar; von den Aposteln forderten so die Griechen jene, die Juden diese*) — —

Ferner, möchte es vielleicht auch anzuführen seyn, wenn ich beibrächte, daß die Lehrer, ordentlich als ob sie über gegenwärtige Jugendfehler zu leichte Siege hätten, mit Angriffen gegen ferne künftige die Zeit vertreiben, indem sie (zum Beispiel) auf den Geschlechtsteufel mehrere Jahre vorher feuern, eh' er nur noch ausgerückt ist, und mit den guten noch blinden Wesen wie mit den blinden Pferden umgehen, welche der Zierde wegen, so gut Scheulader auch bekommen, als sehende —

Sollte ferner nicht auch folgendes Anführen unnütz seyn? Um nur immer zu reden, und lieber klingendes Silber als schweigendes Gold zu seyn, predigen einige Erzieher so oft gegen Fehler, die mit der Kindheit sterben, und für Tugenden, die mit den Jahren kommen, als gegen Fehler und für Tugenden, die mit dem Alter wachsen. Wozu z. B. die voreilige Eile mit Gehen-Lehren, Stricken-Lehren, Lesen-Lehren, als ob diese Künste nicht endlich von selber anlangten? Aber etwas ganz anders ist z. B. reine Aussprache, rechtes Schreiben, und Körper- und Federhalten dabei, Ordnungs-Sinn ꝛc., lauter an den Jahren wachsende Fertigkeiten. Da leider ohnehin Ziehen

*) „Sintemal die Juden Zeichen fordern und die Griechen nach Weisheit fragen." 1 Korinth. 1, 22.

und Lehren so viele Worte fordert: so spare man doch die gegen verweltliche Fehler lieber für fortblühende auf. Karge Sprache bereichert und spannt wie mit Räthsein das auslegende Kind. Thun dasselbe doch Erwachsene gegen einander; z. B. ein großer Mann meiner Bekanntschaft sagt, zumal anfangs im fremden Zirkel wenig mehr als etwan hem, ham, doch sehr leise: aber so wie (nach der indischen Mythe) die schweigende Gottheit ihre Ewigkeit unterbrach und die Schöpfung anfing, blos daß sie ähnlicher Weise sagte: Oum*), so giebt der gedachte Mann blos durch sein hum jedem viel zu denken. Ja ich kenne noch eine größere und nützlichere Einfältigkeit als selber die sinesische, nämlich die Keim-Styldigkeit, oder das Schweigen. Junge Aerzte, welche über gewöhnliche ärztliche Wissenschaften nicht die Naturphilosophie vergessen wollten, sondern es umkehrten, bedienen sich in Prüfungen vor dem Collegium medicum sehr oft des Schweigens auf ganz gemeine Fragen; wie Sokrates schwieg, wenn er zürnte, so wollen sie eben so ihre Entrüstung über Fragen nach elenden Kenntnissen, die vor ihnen und gegen die sie immer fremd geblieben, durch Schweigen ausdrücken.

Doch zurück von der Abschweifung, die wohl sich weniger unter die Verbesserungen, als unter die Vermehrungen der zweiten Auflage wagen darf. Manche von uns Lehrern geben ferner sittlichen Ver- und Geboten Gründe auf den Weg zum Herzen mit, welche eben zur Ungründlichkeit werden, da den allerstärksten Beweis schon das Gewissen des Kindes selber führt; aber den medicinischen, gymnasti-

*) Siehe Religionsgeschichte.

schen und ähnlichen Befehlen ist, da sie im Kinde an der Stelle eines Fürsprechers blos Begierde und Unwissenheit finden, ein Gefolge von Gründen nützlich —

Ferner: ich glaube, wir Eltern oder überhaupt wir Neuern halten mit zu großer Bangigkeit unsere Kinder von andern Kindern entfernt, wie Gärtner Blumen von fremdartigen Blumen, um reinen Blütenstand zu haben, als ob das rechte Gute und Edle so leicht an der nächsten Berührung verwelkte. Haben wir Vier, liebes Lesepaar, unsere Kinder bis in's sechste Jahr rein-erzogen und fest gegründet: so löschen ein Paar böse Beispiele in ihnen vielleicht weniger Gutes aus, als sie aufsaugen; ist das Theewasser einmal durch starke Hitze in Kochwärme gebracht, so erhält ein Aether-Flämmchen es darin, wie Sie ja, gute Leserin, im Jahre 365 mal sehen. Nicht die Schwärze, sondern die Dauer des Beispiels vergiftet Kinder, und wiederum weniger die Beispiele fremder Kinder und gleichgültiger Personen als die der geachtetsten, der Eltern und Lehrer, weil diese als ein äußeres Gewissen der Kinder deren inneres zum Vortheile des Teufels entzweien oder entkräften. —

— Ferner: wir Erwachsene haben und bekennen alle (aber ohne sonderlichen Nutzen führen wir dabei uns selber an) den Fehler, daß wir jeden Kindes-Unterschied von uns für einen Mangel, unser Tadeln für Lehren, kindliche Fehler für größere als eigne halten, und daher bei solcher Gewißheit unser Erziehungs-Leitseil und Gängelband ohne Bedenken zum seidnen Erdroßlungs-Stricke drehen, und gern das Kind zu einer netten, korkenen Schweiz unserer Alpen ausschneiden; — daher wir denn auch, da dergleichen schwer geht, in einem fort reden, wie die Mu-

schel, die See-Trompete, unaufhörlich tönt, und wir mit unserer Schulkreide von dem Schnabel des festgehaltenen niedergedrückten Huhns an den breiten Strich hinzeichnen und verlängern, damit das Huhn immer nach demselben Gedankenstriche und Treppenstricke hinstarre, ohne aufzukönnen. — Auch beichten und lesen wir sämmtliche Erwachsene (immer mit ähnlichem Mangel an Selbstbesserung), daß wir unsere in längster Zeit erworbenen Fertigkeiten schon in kürzester den Kindern abfordern, weil der Mensch am Ziel die lange Bahn — in der Residenz die Poststraßen — zu leicht vergißt.*)

Ich schließe endlich, herrliches Ehepaar, dieses lange Schreiben weniger aus Mangel an Gedanken als an Geldern; da jetzt außer dem Metallgelde fast nichts so theuer kommt als ein Brief, indem Brief- oder Postpapier das einzige Staatspapier ist, auf welches ich, falls ich Postmeister wäre, viel gewinnen wollte, wenn ich es auswärts verschickte, denn je weiter, je besser der Cours; und manche Briefe, z. B. schlesische und berlinische, sind kaum mehr zu bezahlen, so hoch steht ihr Werth und Cours.

Wäre mir übrigens wider mein Vermuthen ein Scherz in einem so wichtigen Schreiben entschlüpft, so bitte ich Sie, mehr Ernst daraus zu machen, und überhaupt zu glauben, daß gerade Scherze um die höchsten Gegenstände

*) Einen ungeduldigen Musikmeister, welcher das schlechte Nachspiel einer zwanzigmal vorgespielten und versuchten Stelle lieber der Bosheit als dem Unvermögen des Zöglings Schuld gab, da sie ihm selber doch sogar kindischleicht vorkam, sucht' ich durch den Vorwurf zu belehren, daß er selber ein ähnliches boshaftes, kindisches Gilet an sich trage, das zu seiner Schande, und bei allen Uebungen seines besten Willens, nicht das Geringste von dem nachmache, was doch dessen rechte Schwester, die rechte Hand, vermöge — nämlich die linke. Bedenkt denn, daß das Kind von innen und außen ganz linke Hand ist.

fliegen, ſo wie Sauſſüre auf dem Montblanc und Humboldt auf dem Chimboraſſo und auf dem Meere Schmetterlinge angetroffen. — Nun ſo gönnt dem linden Schmetterlinge das kurze Leben, das nicht ſticht! —

Und ſo werd' ich denn bleiben, verehrtes Leſepaar,

Ihr

verehrteſter Verehrer,

Jean Paul Friedrich Richter.

Friedrich Hoelderlin.

Geb. zu Lauffen am Neckar, den 29. März 1770. Geſt. in Tübingen, den 7. Juni 1843.

Hymne an die Unsterblichkeit.

1789.

Froh, als könnt' ich Schöpfungen beglücken,
Stolz, als huldigten die Sterne mir,
Fleugt, in's Strahlenauge dir zu blicken
Mit der Liebe Kraft mein Geist zu dir.
Schon erglüht dem wonnetrunknen Seher
Deiner Halle gold'nes Morgenrot,
Ha, und deinem Götterschooße näher
Höhnt die Siegesfahne Grab und Tod.

Mich umschimmern Orionenheere,
Stolz ertönet der Plejaden Gang.
Ha,' se wähnen, Ewigkeiten nähre
Ihrer Pole milder Donnerklang.
Majestätisch auf dem Flammenwagen
Durch'ö Gefild' der Unermeßlichkeit,
Seit das Chaos kreis'te, fortgetragen,
Heischt sich Helios Unsterblichkeit.

Auch die Riesen dort im Gräberlande,
Felsgebirg' und Sturm und Ocean,
Wähnen endlos ihrer Schöpfung Bande,
Wurzelnd in dem ew'gen Weltenplan;
Doch es nahen die Vernichtungsstunden,
Wie des Siegers Klinge, schrecklich schön. —
Erd' und Himmel ist dahingeschwunden,
Schnell, wie Blitze kommen und vergeh'n.

Aber kehre, ſtrahlendes Geſieder,
In der Halle, wo das Leben wohnt!
Triumphire, triumphire wieder,
Siegesfahne, wo die Göttin thront!
Wenn die Pole ſchmettern, Sonnen ſinken
In den Abgrund der Vergangenheit,
Wird die Seele Siegeswonne trinken,
Hocherhaben über Grab und Zeit.

Ach, wie oft in grauſen Mitternächten,
Wenn die heiße Jammerthräne rann,
Wenn mit Gott und Schickſal ſchon zu rechten
Der verzweiflungsvolle Menſch begann,
Blickteſt du aus trüber Wolkenhülle
Tröſtend nieder auf den Schmerzensſohn!
Trüben, rieſſt du liebevoll und ſtille,
Trüben harrt des Dulders ſchöner Lohn.

Müßte nicht der Menſch des Lebens fluchen,
Nicht die Tugend auf der Dornenbahn
Troſt im Arme der Vernichtung ſuchen,
Täuſchte ſie ein lügenhafter Wahn?
Trümmern möchte der Natur Geſetze
Menſchenfreiheit, möcht' in blinder Wuth,
Wie die Aexte dir geſtohlnen Schätze,
Niederſchmettern ihr ererbtes Gut.

Aber nein, ſo wahr die Seele lebet,
Und ein Gott im Himmel oben iſt,
Und ein Richter, dem die Hölle bebet,
Nein, Unſterblichkeit, du biſt, du biſt!
Mögen Spötter ihren Schlangenzungen,
Zweifler ihres Flatterſinns ſich freu'n,

Der Unſterblichkeit Begeiſterungen
Kann die freche Lüge nicht entweih'n.

Heil uns, heil uns, wenn die freie Seele,
Traulich an die Führerin geſchmiegt,
Treu dem hohen göttlichen Befehle
Jede niedre Leidenſchaft beſiegt!
Wenn mit tiefem Ernſt der Denker ſpähet
Und durch dich ſein Weſen erſt begreift,
Weil ihm Lebensluſt vom Lande wehet,
Wo das Saamenkorn zur Ernte reift!

Wenn im Heiligthume alter Eichen
Männer um der Königin Altar
Sich die Bruderhand zum Bunde reichen,
Zu dem Bunde freudiger Gefahr;
Wenn, entzückt von ihren Götterküſſen
Jeglicher, des ſchönſten Lorbeers werth,
Lieb' und Lorbeer ohne Gram zu miſſen
Zu dem Heil des Vaterlandes ſchwört!

Wenn die Starken den Despoten wecken,
Ihn zu mahnen an das Menſchenrecht,
Aus der Lüfte Taumel ihn zu ſchrecken,
Muth zu predigen dem feilen Knecht!
Wenn in todesvollen Schlachtgewittern,
Wo der Freiheit Heldenfahne weht,
Muthig, bis die muden Arme ſplittern,
Ruhmumſtrahlter Sparter Phalanx ſteht!

Allgewaltig iſt im Gräberthale,
Herrſcherin, dein ſegensvoller Lohn!
Aus der Zukunft zauberiſcher Schale
Trinkt ſich ſtolzen Muth der Erdenſohn.

Hoffend endet er sein Erdenleben,
Um an deiner mütterlichen Hand
Siegestrunken einst empor zu schweben
In der Geister hohes Vaterland:

Wo der Tugend königliche Blume
Unbetastet von dem Wurme blüht,
Wo der Denker in dem Heiligtume
Hell und offen alle Tiefen sieht,
Wo auf Trümmern kein Tyrann mehr thronet,
Keine Fessel mehr die Seele bannt,
Wo dem Heldentod die Palme lohnet,
Engelkuß den Tod für's Vaterland.

Harret eine Weile, Orione!
Schweige, Donner der Plejadenbahn!
Hülle, Sonne, deine Strahlenkrone,
Athme leiser, Sturm und Ocean!
Eilt zu feierlichen Huldigungen,
All' ihr großen Schöpfungen der Zeit,
Denn, verloren in Begeisterungen,
Denkt der Seher der Unsterblichkeit!

Siehe, da verstummen Menschenlieder,
Wo der Seele Lust unnennbar ist:
Schüchtern sinkt des Lobgesangs Gefieder,
Wo die Endlichkeit der Geist vergißt.
Wann vor Gott sich einst die Geister sammeln,
Aufzujauchzen ob der Seele Sieg,
Mag Entzuckungen der Seraph stammeln,
Wo die trunkne Menschenlippe schwieg.

Lied der Liebe.

1789.

Engelfreuden ahnend wallen
Wir hinaus auf Gottes Flur,
Wo die Jubel wiederhallen
In dem Tempel der Natur.
Heute ſoll kein Auge trübe,
Klage nicht hienieden ſeyn.
Jedes Weſen ſoll der Liebe
Wonniglich, wie wir, ſich freu'n.

Singt den Jubel, Schweſtern, Brüder!
Feſtgeſchlungen, Hand in Hand!
Singt das heiligſte der Lieder,
Von dem hohen Weſenband!
Steigt hinauf am Rebenhügel,
Blickt hinab in's Schattenthal!
Ueberall der Liebe Flügel,
Wonneraufchend überall!

Liebe lehrt das Lüftchen koſen
Mit den Blumen auf der Au,
Lockt zu jungen Frühlingsroſen
Aus der Wolke Morgenthau;
Liebe ziehet Well' an Welle
Freundlich murmelnd näher hin,
Leitet aus der Kluft die Quelle
Sanft hinab in's Wieſengrün.

Berge knüpft mit ehr'ner Kette
Liebe an das Firmament,

Donner ruft sie an die Stätte,
Wo der Sand die Pflanze brennt;
Um die hehe Sonne leitet
Sie die treuen Sterne her,
Folgsam ihrem Winke gleitet
Jeder Strom in's weite Meer

Liebe wallt in Wüstenein,
Höhnt des Durſts im dürren Sand,
Sieget, wo Tyrannen dräuen,
Steigt hinab in's Todtenland;
Liebe trümmert Felsen nieder,
Zaubert Paradiese hin,
Schaffet Erd' und Himmel wieder
Göttlich, wie im Anbeginn.

Liebe schwingt den Seraphsflügel,
Wo der Gott der Götter wohnt,
Lohnt den Schweiß am Felsenhügel,
Wenn der Richter einst belohnt;
Wann die Königsstühle trümmern,
Hin ist jede Scheidewand
Edelthaten heller schimmern,
Reiner, denn der Krone Tand.

Mag uns jetzt die Stunde schlagen,
Jetzt der letzte Odem weh'n,
Brüder, drüben wird es tagen!
Schwestern, dort ist Wiedersch'n!
Jauchzt dem heiligsten der Triebe,
Die der Gott der Götter gab,
Brüder, Schwestern, jauchzt der Liebe,
Sie besieget Zeit und Grab.

Lied der Freundſchaft.

1790.

Frei, wie Götter an dem Mahle,
Singen wir um die Pokale,
Wo der edle Trank erglüht,
In der Abenddämmerung Hülle,
Und im Herzen, ernſt und ſtille,
Singen wir der Freundſchaft Lied.

Schwebt herab aus kühlen Lüften,
Schwebet aus den Schlummergrüften,
Helden der Vergangenheit!
Kommt in unſern Kreis hernieder
Staunt und ſprecht: da iſt ſie wieder,
Unſre deutſche Herzlichkeit!

Ha, der hohen Götterſtunden,
Wenn der Edle ſich gefunden,
Der für unſer Herz gehört!
Feſt in Freud' und Leid zu ſtehen,
Wie im Sturm die Felſenhöhen,
Iſt des deutſchen Jünglings werth.

Froher ſchlägt das Herz und freier,
Reichet zu des Bundes Feier
Uns ein Freund den Becher dar,
Ohne Freuden, ohne Leben
Ernte' er Lyäus Reben,
Als er ohne Freunde war.

Männerstolz, wenn Lästrer schreien,
Wahrheit, wenn Despoten dräuen,
Seelenkraft im Mißgeschick,
Duldung, wenn die Schwachen sinken,
Liebe, Duldung, Wärme trinken
Freunde von des Freundes Blick.

Sanfter athmen Frühlingslüfte,
Süßer sind der Linde Düfte,
Freundlicher der Eichenhain,
Wenn mit offnem Sinn und Herzen,
Unter Ernst und muntern Scherzen,
Freunde sich des Abends freu'n.

Brüder, laßt die Thoren sinnen,
Wie sie Gunst und Dunst gewinnen,
Wie sie sammeln Gut und Geld;
Lächelnd kann's der Edle missen,
Sich geliebt, geliebt zu wissen,
Ist sein schönstes Glück der Welt.

Führt auch aus der trauten Halle
Einst die Auserwählten alle
In die Ferne das Geschick,
Wandelt er mit Gram beladen
Oft auf freudelosen Pfaden,
Missend das verlor'ne Glück;

Wankt er, wenn sich Wolken thürmen,
Einsam in Gewitterstürmen,
Ohne Leiter, ohne Stab,
Lauscht er schmerzerfüllt und düster

Bangem Mitternachtsgeflüſter
Sehnſuchtsvoll am friſchen Grab;

Dann erquicken ihn die Stunden,
In der Freundſchaft Arm empfunden,
Tröſtend durch Erinnerung;
Das Gedächtniß alter Freuden
Labt das Herz in bangen Leiden,
Giebt der Seele neuen Schwung.

Dann gedenkt er ruhig wieder
Mancher frohgeſung'nen Lieder,
Und der Schwüre treu und warm,
Und geweckt von ſtillem Sehnen
Quellen ſchwerverhaltne Thränen,
Und beſchwichtigt iſt der Harm.

Rauſcht ihm dann des Todes Flügel,
Schläft er ruhig unter'm Hügel,
Wo der Freund den Kranz ihm flicht.
In das Herz der Bundesbrüder
Säuſelt noch ſein Geiſt hernieder,
Lebet wohl! Vergeßt mein nicht!

An die Stille.

1790.

Dort im waldumkränzten Schattenthale
Schlürft' ich, ſchlummernd unter'm Roſenſtrauch,
Trunkenheit aus deiner Götterſchale,
Angeweht von deinem Liebeshauch!

Sieh', es brennt an deines Jünglings Wange
Heiß und glühend noch Begeisterung;
Voll ist mir das Herz vom Lobgesange,
Und der Fittig heische Adlerschwung.

Stieg' ich kühnen Sinns zum Hades nieder,
Wo kein Sterblicher dich noch ersah,
Schwänge sich das muthige Gefieder
Zum Orion auf, so wärst du da.
Wie in's weite Meer die Ströme gleiten,
Stürzen dir die Zeiten alle zu,
In dem Schooß der alten Ewigkeiten,
In des Chaos Tiefen wohnest du.

In der Wüste dürrem Schreckgefilde,
Wo der Hungertod des Wallers harrt,
In der Stürme Land, wo schwarz und wilde
Das Gebirg im kalten Panzer starrt,
In der Sommernacht, in Morgenlüften,
In den Hainen weht dein Schwestergruß,
Ueber schauerlichen Schlummergrüften
Stärkt die Lieblinge dein Götterkuß.

Ruhe fächelst du der Heldenseele
In der Halle, wann die Schlacht beginnt,
Hauchst Begeist'rung in der Felsenhöhle,
Wo um Mitternacht der Denker sinnt,
Schlummer träufst du auf die düst're Zelle,
Daß der Dulder seines Grams vergißt,
Lächelst traulich aus der Schattenquelle,
Wo den ersten Kuß das Mädchen küßt.

Ha, dir träuft die wonnetrunk'ne Zähre,
Und Entzückung strömt in mein Gebein!

Millionen bauen dir Altäre,
Zürne nicht, auch dieſes Herz iſt dein!
Dort im Thale will ich Wonne trinken,
Wiederkehren in die Schattenkluft,
Bis der Göttin Arme trauter winken,
Bis die Braut zum ſtillen Bunde ruft.

Keine Lauſcher nah'n der Schlummerſtätte,
Kühl und ſchattig iſt's im Leichentuch,
Abgeſchüttelt iſt die Sklavenkette,
Maigeſäuſel wird Gewitterflug,
Schöner rauſcht die träge Fluth der Zeiten,
Nicht umdüſtert von der Sorgen Schwarm;
Wie ein Traum entfliehen Ewigkeiten,
Schläft der Jüngling ſeiner Braut im Arm.

Meine Geneſung.

1790.

An Lyda.

Jede Blüthe war gefallen
Von dem Stamme; Muth und Kraft,
Fürder meine Bahn zu wallen
War im Kampfe mir erſchlafft,
Weggeſchwunden Luſt und Leben,
Früher Jahre ſtolze Ruh;
Meinem Grame hingegeben,
Wankt' ich ſtill dem Grabe zu.

Himmel, wie das Herz vergebens
Oft nach edler Liebe rang,

Oft getäuscht des Erdenlebens
Traum' und Hoffnungen verschlang!
Ach, den Kummer abzuwenden,
Bat ich, freundliche Natur,
Oft von deinen Mutterhänden
Einen Tropfen Freude nur!

Ha, an deinem Göttermahle
Trink' ich nun Vergessenheit!
In der vollen Zauberschale
Reichst du Kraft und Süßigkeit.
In Entzückungen verloren
Staun' ich die Umwandlung an:
Flur und Hain ist neugeboren,
Göttlich strahlt der Lenz heran.

Daß ich wieder Kraft gewinne,
Frei wie einst und selig bin,
Dank' ich deinem Himmelssinne,
Lyda, süße Retterin;
Labung lächelte dem Müden,
Hoben Muth dein Auge zu,
Hoben Muth, wie du zufrieden,
Gut zu seyn und groß wie du.

Stark in meiner Freuden Fülle,
Wall' ich fürder nun die Bahn,
Reizend in der Wolkenhülle
Flammt das ferne Ziel mich an.
Mag's den Peinigern gelingen,
Mag die bleiche Sorge sich
Um die stille Klause schwingen,
Lyda, Lyda tröstet mich.

Hymne an die Muſe.

1790.

Schwach zu königlichem Feierliede
Schloß ich lang genug geheim und ſtumm
Deine Freuden, hohe Pieride
In des Herzens ſtilles Heiligthum!
Endlich, endlich ſoll die Saite künden,
Wie von Liebe mir die Seele glüht,
Unzertrennbarer den Bund zu binden,
Soll dir huldigen dies Feierlied!

Auf den Höh'n, am ernſten Felſenhange,
Wo ſo gerne mir die Thräne rann,
Säuſelte die frühe Knabenwange
Schon dein zauberiſcher Odem an.
Bin ich, Himmliſche, der Göttergnaden,
Königin der Geiſter, bin ich werth,
Daß mich oft, des Erdentands entladen,
Dein allmächtiges Umarmen ehrt?

Ha, vermöcht' ich's nun, dir nachzuringen,
Königin, in deiner Götterkraft,
Deines Reiches Gränze zu erſchwingen,
Auszuſprechen, was dein Zauber ſchafft!
Siehe, die geflügelten Aeonen
Hält gebieteriſch dein Odem an,
Deinem Scepter huldigen Dämonen,
Staub und Aether iſt dir unterthan.

Wo der Forſcher Adlerblicke beben,
Wo der Hoffnung kühner Flügel ſinkt,

Keimet aus der Tiefe Luft und Leben,
Wenn die Schöpferin vom Throne winkt;
Seiner Früchte Süßestes bereitet,
Ihr der Wahrheit gränzenloses Land,
Und der Liebe schöne Quelle leitet
In der Weisheit Hain der Göttin Hand.

Was vergessen wallt an Lethe's Strande,
Was der Enkel eitle Waare deckt,
Strahlt heran im blendenden Gewande,
Freundlich von der Göttin auferweckt.
Was in Hütten und in Heldenstaaten,
In der göttergleichen Väter Zeit,
Große Seelen duldeten und thaten,
Lohnt die Muse mit Unsterblichkeit.

Sieh, am Dornenstrauche keimt die Rose,
Wenn des Lenzes holder Strahl erglüht,
In der Pieride Mutterschooße
Ist der Menschheit Adel aufgeblüht;
Auf des Wilden krausgelockte Wange
Drückt sie zauberisch den Götterkuß,
Und im ersten glühenden Gesange
Fühlt er staunend geistigen Genuß.

Liebend lächelt nun der Himmel nieder,
Leben athmen alle Schöpfungen,
Und im morgenröthlichen Gefieder
Nahen freundlich die Unsterblichen.
Heilige Begeisterung erbauet
In dem Haine nun ein Heiligthum,
Und im todesvollen Kampfe schauet
Der Heroe nach Elisium.

Oede ſteh'n und dürre die Gefilde,
Wo die Blüthen das Geſetz erzwingt;
Aber wo in königlicher Milde
Ihren Zauberſtab die Muſe ſchwingt
Blühen ſchwelgeriſch und kühn die Saaten,
Reifen, wie der Wandelſterne Lauf,
Schnell und herrlich Hoffnungen und Thaten
Der Geſchlechter zur Vollendung auf.

Laß der Wonne Zähre dir gefallen,
Laß die Seele des Begeiſterten
In der Liebe Taumel überwallen,
Laß, o Göttin, laß mich huldigen!
Siehe, die geflügelten Aeonen
Hält gebieteriſch dein Odem an,
Deinem Zauber huldigen Dämonen,
Ewig bin auch ich dir unterthan.

Mag der Pöbel ſeinen Götzen zollen,
Mag, aus deinem Heiligthum verbannt,
Deinen Lieblingen das Laſter grollen,
Mag, in ihrer Schwäche ſchmerzentbrannt,
Stolze Lüge deine Würde ſchänden,
Und dein Edelſtes dem Staube weih'n,
Mag ſie Bluthe mir und Kraft verſchwenden,
Meine Liebe, dieſes Herz iſt dein!

In der Liebe volle Luſt zerfloſſen
Höhnt das Herz der Zeiten trägen Lauf,
Stark und rein im Innerſten genoſſen
Wiegt der Augenblick Aeonen auf.
Wehe, wem des Lebens ſchöner Morgen
Freude nicht und trunk'ne Liebe ſchafft,

Wem am Sklavenbande bleicher Sorgen
Zum Genusse Kraft und Muth erschlafft.

Deine Priester, hohe Pieride,
Schwingen frei und froh den Pilgerstab!
Mit der allgewaltigen Aegide
Lenkst du mütterlich die Sorgen ab
Schäumend beut die zauberische Schale
Die Natur den Auserwählten dar,
Trunken von der Schönheit Göttermahle
Höhnet Glück und Zeit die frohe Schar.

Frei und muthig, wie im Siegeliede,
Wallen sie der edlen Geister Bahn.
Dein Umarmen, hohe Pieride,
Flammt zu königlichen Thaten an!
Laßt die Miethlinge den Preis erspähen,
Laßt sie seufzen für die Tugenden,
Für den Schweiß am Joche Lohn erflehen!
Muth und That ist Lohn dem Edleren.

Ha, von ihr, von ihr emporgehoben
Blickt dem Ziele zu der trunk'ne Sinn!
Hör' es, Erd' und Himmel, wir geloben
Ewig Priesterthum der Königin!
Kommt zum süßen, brüderlichen Bunde,
Denen sie den Adel anerschuf,
Millionen auf dem Erdenrunde;
Kommt zu neuem, seligen Beruf!

Ewig sei ergrauter Wahn vergessen!
Was der reinen Geister Aug' ermißt
Hoffe nie die Spanne zu ermessen,
Betet an, was schön und herrlich ist!

Koſtet frei, was die Natur bereitet,
Folgt der Pieride treuer Hand,
Gebt, wohin die reine Liebe leitet,
Liebt und ſterbt für Freund und Vaterland.

Hymne an die Freiheit.

1790.

Wie den Aar im grauen Felſenbange
Wildes Sehnen zu der Sterne Bahn,
Flammt zu majeſtätiſchem Geſange
Meiner Freuden Ungeſtüm mich an.
Ha, das neue, nie genoſſ'ne Leben
Schaffet neuen, glühenden Entſchluß!
Ueber Wahn und Stolz empor zu ſchweben,
Süßer, unausſprechlicher Genuß!

Seit dem Staube mich ihr Arm entriſſen,
Schlägt das Herz ſo kühn und ſelig ihr,
Angeflammt von ihren Götterküſſen
Glühet noch die heiße Wange mir.
Jeder Laut von ihrem Zaubermunde
Adelt noch den neugeſchaff'nen Sinn;
Hört, o Geiſter, meiner Göttin Kunde,
Hört und huldiget der Herrſcherin:

„Als die Liebe noch im Schäferkleide
Mit der Unſchuld unter Blumen ging,
Und der Erdenſohn in Ruh' und Freude
Der Natur am Mutterbuſen hing,

Nicht der Uebermuth auf Richterſtühlen
Blind und furchterlich das Band zerriß,
Tauſcht' ich gerne mit der Götter Spielen
Meiner Kinder ſtilles Paradies."

„Liebe rief die jugendlichen Triebe
Schöpferiſch zu hoher, ſtiller That,
Jeden Keim entfaltete der Liebe
Wärm' und Licht zu ſchweizeriſcher Saat.
Deine Flügel, hohe Liebe, trugen
Lächelnd nieder die Olympier.
Jubeltöne klangen, Herzen ſchlugen
An der Götter Buſen göttlicher."

„Freundlich bot der Freuden ſüße Fülle
Meinen Lieblingen die Unſchuld dar,
Unverkennbar in der ſchönen Hülle
Wußte Tugend nicht, wie ſchön ſie war.
Friedlich hauſten in der Blumenhügel
Kühlem Schatten die Genügſamen;
Ach, des Haders und der Sorge Flügel
Rauſchte ferne von den Glücklichen."

„Wehe nun, mein Paradies erbebte!
Fluch verbieß der Elemente Wuth!
Und der Rächte ſchwarzem Schooß entſchwebte
Mit des Geiers Blick der Uebermuth.
Wehe, weinend floh ich mit der Liebe,
Mit der Unſchuld in die Himmel hin!
Welke, Blume! rief ich ernſt und trübe,
Welke, nimmer, nimmer aufzublüh'n!"

„Auch erhub ſich des Geſetzes Ruthe,
Nachzubilden, was die Liebe ſchuf.

Ach, gegeißelt von dem Uebermuthe
Fühlte Keiner göttlichen Beruf!
Vor dem Gift in schwarzen Ungewittern,
Vor dem Racheschwerte des Gerichts,
Lernte so der blinde Sklave zittern,
Fröhnt' und starb im Schrecken seines Nichts."

„Kehret nun zu Lieb' und Treue wieder!
Ach, es zieht zu langentbehrter Lust
Unbezwinglich mich die Liebe nieder!
Kinder, kehret an die Mutterbrust!
Ewig sei vergessen und vernichtet,
Was ich zürnend vor den Göttern schwur.
Liebe hat den langen Zwist geschlichtet,
Herrschet wieder, Herrscher der Natur!"

Froh und göttlich groß ist deine Kunde,
Königin, dich preise Kraft und That,
Schon beginnt die neue Schöpfungsstunde,
Schon entkeimt die segenschwang're Saat.
Majestätisch, wie die Wandelsterne,
Neu erwacht am offnen Ocean,
Strahlst du uns in königlicher Ferne,
Freies, kommendes Jahrhundert an!

Staunend kennt der große Stamm sich wieder,
Millionen knüpft der Liebe Band,
Glühend steh'n und stolz die neuen Brüder
Steh'n und dulden für das Vaterland.
Wie der Epheu treu und sanft umwunden
Zu der Eiche stolzen Höh'n hinauf,
Schwingen, ewig brüderlich verbunden,
Nun am Helden Tausende sich auf.

Nimmer beugt, vom Uebermuth belogen,
Sich die freie Seele grauem Wahn;
Von der Muse zarter Hand erzogen,
Schwingt sie kühn an Göttlichkeit sich an.
Götter führt in brüderlicher Hülle
Ihr die zauberische Muse zu,
Und gestärkt in reiner Freuden Fülle
Kostet sie der Götter stolze Ruh'.

Froh verhöhnt das königliche Leben
Deinen Taumel, nied're, feige Lust!
Der Vollendung Ahnungen erheben
Ueber Glück und Zeit die stolze Brust.
Ha, getilget ist die alte Schande,
Neu erkauft das angestammte Gut!
In dem Staube modern alle Bande,
Und zur Hölle stiebt der Uebermuth.

Dann am süßen heißerrung'nen Ziele,
Wenn der Ernte großer Tag beginnt,
Wenn verödet die Tyrannenstühle,
Die Tyrannenknechte Moder sind.
Wenn im Heldenbunde meiner Brüder
Deutsches Blut und deutsche Liebe glüht,
Dann, o Himmelstochter, sing' ich wieder,
Singe sterbend dir das letzte Lied.

Hymne an die Göttin der Harmonie.

1790.

Urania, die glänzende Jungfrau, hält mit ihrem Zaubergürtel das Weltall in todendem Entzücken zusammen.

Ardinghello.

Froh, als könnt' ich Schöpfungen beglücken,
Kühn, als huldigten die Geister mir,
Nahet, in dein Heiligthum zu blicken,
Hocherhab'ne, meine Liebe dir!
Schon erglüht der wonnetrunk'ne Seher
Von den Ahnungen der Herrlichkeit,
Ha, und deinem Götterschooße näher,
Höhnt des Siegers Fahne Grab und Zeit.

Tausendfältig, wie der Götter Wille,
Weht Begeisterung den Sänger an.
Unerschöpflich ist der Schönheit Fülle,
Grenzenlos der Hoheit Ocean.
Doch vor Allem hab' ich dich erkohren,
Bebend, als ich ferne dich ersah,
Bebend hab' ich Liebe dir geschworen,
Königin der Welt, Urania!

Was der Geister stolzestes Verlangen
In den Tiefen, in den Höh'n erzielt,
Hab' ich allzumal in dir empfangen,
Seit dich ahnend meine Seele fühlt.
Dir entsprossen Myriaden Leben
Als die Strahlen deines Angesichts;
Wendest du dein Angesicht, so beben
Und vergehn sie, und die Welt ist Nichts.

Thronend auf des alten Chaos Wogen,
Majestätisch lächelnd winktest du,
Und die wilden Elemente flogen
Liebend sich auf deine Winke zu.
Froh der seligen Vermählungsstunde
Schlangen Wesen nun um Wesen sich.
In den Himmeln, auf dem Erdenrunde
Sahst du, Meisterin, im Bilde dich!

Ausgegossen ist des Lebens Schale
Bächlein, Sonnen treten in die Bahn,
Liebetrunken schmiegen junge Thale
Sich den liebetrunk'nen Hügeln an;
Schön und stolz, wie Göttersöhne, hangen
Felsen an der mütterlichen Brust;
Von der Meere wildem Arm umfangen,
Bebt das Land in nie gefühlter Lust.

Warm und leise wehen nun die Lüfte,
Liebend sinkt der holde Lenz in's Thal,
Haine sprossen an dem Felsgeklüfte,
Gras und Blumen zeugt der junge Strahl.
Siehe, siehe, vom empörten Meere,
Von den Hügeln, von der Thale Schooß,
Winden sich die ungezählten Heere
Freudetaumelnder Geschöpfe los.

Aus den Hainen wallt in's Lenzgefilde
Himmlischschön der Göttin Sohn hervor,
Den zum königlichen Ebenbilde
Sie im Anbeginne sich erkor.
Sanft begrüßt von Paradiesesdüften
Steht er wonniglichen Staunens da,

Und der Liebe großen Bund zu ſtiften,
Singt entgegen ihm Urania:

„Komm, o Sohn, der ſüßen Schöpfungsſtunde
Auserwählter, komm und liebe mich!
Meine Küſſe weihten dich zum Bunde
Hauchten Geiſt von meinem Geiſt in dich.
Meine Welt iſt deiner Seele Spiegel,
Meine Welt, o Sohn, iſt Harmonie!
Freue dich, zum offenbaren Siegel
Meiner Liebe ſchuf ich dich und ſie."

„Trümmer iſt der Weſen ſchöne Hülle,
Knüpft ſie meine ſtarke Hand nicht an.
Mir entſtrömt der Schönheit ew'ge Fülle,
Mir der Hoheit weiter Ocean.
Danke mir der zauberiſchen Liebe,
Mir der Freude ſtärkenden Genuß!
Deine Thränen, deine ſchönſten Triebe
Schuf, o Sohn, der ſchöpferiſche Kuß."

„Herrlicher mein Bild in dir zu finden,
Hauchte ich Kräfte dir und Kühnheit ein,
Meines Reich's Geſetze zu ergründen,
Schöpfer meiner Schöpfungen zu ſeyn.
Nur im Schatten wirſt du mich erſpähen,
Aber liebe, liebe mich, o Sohn!
Trüben wirſt du meine Klarheit ſehen,
Trüben koſten deiner Liebe Lohn."

Nun, o Geiſter, in der Göttin Namen,
Die uns ſchuf im Anbeginn der Zeit,
Uns, die Sprößlinge von ihrem Samen,
Uns, die Erben ihrer Herrlichkeit.

Kommt zu feierlichen Huldigungen
Mit der Seele ganzer Götterkraft,
Mit der höchſten der Begeiſterungen
Schwört vor ihr, die ſchuf und ewig ſchafft.

Frei und mächtig, wie des Meeres Welle,
Rein, wie Bächlein im Elyſium,
Sei der Dienſt an ihres Tempels Schwelle,
Sei der Wahrheit hehres Prieſterthum.
Nieder, nieder mit verjährtem Wahne!
Stolzer Lüge Fluch und Untergang!
Ruhm der Weisheit unbefleckten Fahne!
Den Gerechten Ruhm und Siegsgeſang!

Ha, der Lüge Quell, wie todt und trübe!
Kräftig iſt der Weisheit Quell und ſüß!
Geiſter, Brüder! Dieſer Quell iſt Liebe,
Ihn umgrünt der Freuden Paradies.
Von des Erdenlebens Tand geläutert,
Ahnet Götterluſt der zarte Sinn;
Von der Liebe Labetrunk erheitert
Naht die Seele ſich der Schöpferin.

Geiſter, Brüder! Unſer Bund erglühe
Von der Liebe göttlichen Magie.
Unbegränzte, reine Liebe ziehe
Freundlich uns zur hohen Harmonie.
Sichtbar adle ſie die treuen Söhne,
Schaff' in ihnen Ruhe, Muth und That,
Und der heiligen Entzückung Thräne,
Wenn Urania der Seele naht.

Siehe, Stolz und Hader iſt vernichtet,
Trug iſt nun und blinde Liebe ſtumm,

Streng iſt Licht und Finſterniß geſchieden,
Rein der Wahrheit ſtilles Heiligthum.
Unſrer Wünſche Kampf iſt ausgerungen,
Himmelsruh errang der heiße Streit,
Und den prieſterlichen Huldigungen
Lohnet göttliche Genügſamkeit.

Stark und ſelig in der Liebe Leben
Staunen wir des Herzens Himmel an.
Schnell, wie Seraphim im Flugr, ſchweben
Wir zur hohen Harmonie hinan.
Das vermag die Saite nicht zu künden,
Was Urania den Sehern iſt,
Wenn von hinnen Nacht und Wolken ſchwinden,
Und in ihr die Seele ſich vergißt.

Kommt, den Jubelruf mit uns zu ſingen,
Denen Liebe gab die Schöpferin!
Millionen, kommt, empor zu ringen
Im Triumphe zu der Königin!
Erdengötter, werft die Kronen nieder,
Jubelt, Millionen fern und nah!
Und ihr Orione hallt es wieder:
Heilig, heilig iſt Urania!

Hymne an die Menschheit.

1791.

„Les bornes du possible dans les choses morales sont moins étroites que nous ne pensons. — — — Les ames basses ne croient point aux grands hommes; des vils esclaves sourient d'un air moqueur à ce mot de liberté.“

J. J. Rousseau.

Die ernste Stunde hat geschlagen,
Mein Herz gebeut, erkoren ist die Bahn!
Die Wolke flieht, und neue Sterne tagen,
Und Hesperidenwonne lacht mich an.
Vertrocknet ist der Liebe stille Zähre,
Für dich geweint, mein brüderlich Geschlecht!
Ich opfre dir, bei meiner Väter Ehre,
Beim nahen Heil! Das Opfer ist gerecht.

Schon wölbt zu reinerem Genusse
Dem Auge sich der Schönheit Heiligthum;
Wir kosten oft von ihrem Mutterkusse
Geläutert und gestärkt, Elysium;
Des Schaffens süße Lust, wie sie, zu fühlen,
Belauscht sie kühn der zartgeweckte Sinn,
Und magisch tönt von unsern Saitenspielen
Die Melodie der ernsten Meisterin.

Schon lernen wir das Band der Sterne,
Der Liebe Stimme männlicher versteh'n,
Wir reichen uns die Bruderrechte gerne,
Mit Heereskraft der Geister Bahn zu geh'n:
Schon höhnen wir des Stolzes Ungebeute,
Die Scheidewand, von Zöllnern aufgebaut,

Und an des Pflügers unentweihtem Herde
Wird sich die Menschheit wieder angetraut.

Schon fühlen an der Freiheit Fahnen
Sich Jünglinge wie Götter gut und groß,
Und, ha, die stolzen Wüstlinge zu mahnen,
Bricht jede Kraft von Bann und Kette los:
Schon schwingt er kühn und zürnend das Gefieder,
Der Wahrheit unbesiegter Genius,
Schon trägt der Aar des Rächers Blitze nieder,
Und donnert laut und kündigt Siegsgenuß.

So wahr, von Giften unbetastet,
Elysens Blüthe zur Vollendung eilt,
Der Heldinnen, der Sonnen keine rastet,
Und Orellana nicht im Sturze weilt,
Was unsre Lieb' und Siegeskraft begonnen
Gedeiht zu üppiger Vollkommenheit,
Der Enkel Heer genießt der Ernte Wonnen,
Uns lohnt die Palme der Unsterblichkeit.

Hinunter dann mit deinen Thaten,
Mit deinen Hoffnungen, o Gegenwart!
Von Schweiß bethaut entkeimten unsre Saaten,
Hinunter dann, wo Ruh' der Kämpfer harrt!
Schon geht verherrlichter aus unsern Grüften
Die Glorie der Endlichkeit hervor;
Auf Gräbern hier Elysium zu stiften
Ringt neue Kraft zu Göttlichem empor.

In Melodie den Geist zu wiegen,
Ertönet nun der Saite Zauber nur;
Der Tugend winkt zu gleichen Meisterzügen
Die Grazie der göttlichen Natur;

In Fülle schweben lesbische Gebilde,
Begeisterung, vom Segensborne dir,
Und in der Schönheit weitem Lustgefilde
Verhöhnt das Leben knechtische Begier!

Gestärkt von hoher Lieb' ermüden
Im Fluge nun die jungen Aare nie;
Zum Himmel führt die neuen Tyndariden
Der Freundschaft allgewaltige Magie;
Veredelt schmiegt an thatenvoller Greise
Begeisterung des Jünglings Flamme sich;
Sein Herz bewahrt der lieben Väter Weise,
Wird kühn, wie sie, und froh, und brüderlich.

Er hat sein Element gefunden,
Das Götterglück, sich eigner Kraft zu freu'n;
Den Räubern ist das Vaterland entwunden,
Ist ewig nun, wie seine Seele, sein.
Kein eitel Ziel entstellt die Göttertriebe,
Ihm winkt umsonst der Wollust Zauberband,
Sein höchster Stolz und seine wärmste Liebe,
Sein Tod, sein Himmel — ist das Vaterland.

Zum Bruder hat er dich erkoren,
Geheiliget von deiner Lippe Kuß,
Unwandelbare Liebe dir geschworen,
Der Wahrheit unbesiegter Genius!
Emporgereift in deinem Himmelslichte
Strahlt furchtbar herrliche Gerechtigkeit,
Und hohe Ruh' vom Heldenangesichte, —
Zum Herrscher ist der Gott in uns geweiht.

So jubelt Siegsbegeisterungen
Die keine Lipp' in keiner Wonne sang!

Wir ahnten, und endlich iſt gelungen,
Was in Aeonen keiner Kraft gelang —
Vom Staub' erſteh'n der alten Väter Heere,
Der königlichen Enkel ſich zu freu'n;
Die Himmel kündigen des Staubes Ehre,
Und zur Vollendung geht die Menſchheit ein.

Hymne an die Schönheit.

1791.

„Die Natur in ihren ſchönen Formen ſpricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chiffernſchrift iſt uns im moraliſchen Gefühl verliehen.“ Kant.

Hat vor aller Götter Ohren,
Zauberiſche Muſe, dir
Treue bis zu Orkus Thoren
Meine Seele nicht geſchworen?
Lachte nicht dein Auge mir?
Ha, ſo wall' ich ohne Beben,
Durch die Liebe froh und kühn,
Zu den ernſten Höhen hin,
Wo in ewig jungem Leben
Kränze für den Sänger blüh'n.

Waltend über Orionen,
Wo der Pole Klang verhallt,
Lacht, vollendeter Dämonen
Prieſterlichen Dienſt zu lohnen,

Schönheit in der Urgestalt
Dort im Glanze mich zu sonnen,
Dort der Schöpferin zu nah'n,
Flammte stolzer Wunsch mich an,
Denn mit hohen Siegesgewonnen
Lohnet sie die kühne Bahn.

Reinere Begeisterungen
Trinkt die freie Seele schon;
Meines Lebens Peinigungen
Hat die neue Luft verschlungen,
Nacht und Wolke sind entflohn;
Wenn im schreckenden Gerichte
Schnell der Welten Achse bricht,
Hier erbleicht die Freude nicht,
Wo von ihrem Angesichte
Lieb' und stille Größe spricht.

Stiegst du so zur Erde nieder,
Königin, im Lichtgewand,
Ha, der Staub erwachte wieder,
Und des Kummers morsch Gefieder
Schwänge sich in's Jubelland!
Durch der Liebe Blick genesen,
Kußt' und freute brüderlich
Alter Groll und Hader sich,
Jubelnd fühlten alle Wesen
Auf erhöhter Stufe dich.

Schon im grünen Erdenrunde
Schmeckt' ich hohen Vorgenuß;
Bebend dir am Göttermunde
Trank ich früh der Weihestunde

Süßen, mütterlichen Kuß.
Fremde meinem Kindersinne
Folgte mir zu Wies' und Wald
Die arkadische Gestalt,
Ha, und staunend ward ich inne
Ihres Zaubers Allgewalt.

In den Tiefen, in den Höhen
Ihrer Tochter, der Natur,
Fand ich, Wonne zu erspähen
Von der Holden ausersehen,
Rein und selig ihre Spur;
Wo das Thal den Tannenhügel
Freundlich in die Arme schloß,
Wo die Quelle niederfloß,
In dem blauen Wasserspiegel,
Fühlt' ich selig mich und groß.

Lächle, Grazie der Wange,
Götterauge, rein und mild!
Leihe, daß er leb' und prange,
Deinem Adel, dem Gesange,
Meiner Antiphile Bild!
Mutter, dich erspäht der Söhne
Kühne Liebe fern und nah,
Schon im holden Schleier sah,
Schon in Antiphilens Schöne
Kannt' ich dich, Urania!

Siehe, mild, wie du, erlaben
Sinn und Herz den Endlichen,
Ueber Preis und Lohn erhaben,
Deiner Priester Wundergaben,

Deiner Söhne Schöpfungen!
Ha, mit tausend Huldigungen,
Glaubend, wie sich Jacchus freut,
Keuf' ich eurer Göttlichkeit,
Söhne der Begeisterungen,
Keuf' und jauchze Trunkenheit!

Schar zu großem Ziel erkoren,
Stolz und mächtig Priesterthum!
Lieblinge, von euch beschworen,
Bludt im Kreise geist'ner Horen,
Wo ihr wallt, Elysium!
O, so lindert, ihr Geweihten,
Der gedrückten Brüder Last,
Seid der Tyrannei verhaßt!
Keuet eurer Seligkeiten!
Tadet, wo der Schmeichler praßt!

Ha, die schönsten Keim' entfalten
In der Priester Dienste sich!
Freuden, welche nie veralten,
Lächeln, wo die Götter walten,
Diese Freuden ahnet' ich.
Hier im Glanze mich zu sonnen,
Hier der Schöpferin zu nah'n,
Flammte stolzer Wunsch mich an,
Und mit hohen Siegeswonnen
Lohnet sie die kühne Bahn.

Feiert, wie an Hochaltären,
Dieser Geister lichte Schaar!
Brüder, bringt der Liebe Zähren,
Bringt, die Göttliche zu ehren,

Muth und That zum Opfer dar!
Huldiget! Von diesem Throne
Donnert ewig kein Gericht,
Ihres Reiches süße Pflicht
Kündet sie im Muttertone. —
Hört, die Götterstimme spricht:

„Mahnt im seligsten Genieße
Mahnet nicht, am Innern sie
Nachzubilden, jede süße
Stelle meiner Paradiese,
Jede Weltenharmonie?
Mein ist, wenn des Bildes Adel
Zauberisch das Herz verschönt,
Daß er nied're Gier verhöhnt,
Und im Leben ohne Tadel
Reine Götterluft ersehnt."

„Was im eisernen Gebiete
Mühsam das Gesetz erzwingt,
Reift, wie Hesperidenblüthe,
Schnell zu wandelloser Güte,
Wenn mein Strahl in's Inn're dringt.
Knechte, vom Gesetz gedungen,
Heischen ihrer Mühe Lohnz —
Meiner Gottheit großen Sohn
Lohnt der treuen Huldigungen,
Lohnt der Liebe Wonne schon."

„Rein, wie diese Sterne klingen,
Wie melodisch himmelwärts
Auf der kühnen Freude Schwingen
Süße Preisgesänge dringen,

Naht sich mir des Sohnes Herz.
Schöner blüht der Liebe Rose!
Ewig ist die Klage stumm!
Aus des Geistes Heiligthum,
Und, Natur, in deinem Schooße
Lächelt ihm Elysium."

Hymne an die Freundschaft.

An Reuffer und Magenau.

1791

Rings in schwesterlicher Stille
Lauscht die blühende Natur;
Aus des tiefen Herzens Fülle
Tönt des Bundes Stimme nur.
Leise rauscht's im Eichenhaine
Nie gefühlte Lüfte weh'n,
Wo in hehrem Sternenscheine
Wir das ernste Fest begeh'n.

Ha, in süßem Wohlgefallen
Schwebt um uns der Väter Schar;
Abgeschied'ne Freunde wallen
Lächelnd um den Moosaltar,
Und der hellen Tyndariden
Brüderliches Auge lacht,
Froh wie wir in deinem Frieden,
Schöne feierliche Nacht!

Heiliger und reiner tönte
Dieser Herzen Jubel nie,

Unter Schwur und Kuß verſchönte,
Freundſchaft, deine Milde ſie!
Zürne nicht der Wonne Zähren,
Laß, o laß uns huldigen,
Schönſte von Olympos Heeren
Krone der Unſterblichen!

Als der Geiſter Wunſch gelungen,
Und gereift die Stunde war,
Da, von Ares Arm umſchlungen,
Cytherea dich gebar,
Als die Heldin ohne Tadel,
Nun der Erde Sohn ſo nah',
Staunend in des Vaters Adel,
In der Mutter Gürtel ſah:

Da begann zu Sonnenhöhen
Nie verſuchten Adlerflug,
Was von Göttern auserſehen,
Lieb' und Kraft im Buſen trug;
Stolzer hub des Sieges Flügel,
Segnender der Friede ſich,
Jauchzend grüßt' am Blumenhügel
Die verſöhnte Sorge dich.

Siegend trug die Heldenfahne,
In der Stürme Brauſen ſchwamm
Durch die wilden Oceane,
Wer von deiner Weihe kam.
Deiner Starken Wehre klangen
Bis hinab zur alten Nacht,
Selbſt des Orkus Thore ſprangen
Zitternd deiner Zaubermacht.

Trunken, wie von Hebe's Schale,
Kosen sie in süßer Rast
Am ersehnten Opfermahle
Aus der schwulen Tage Last.
Gönnern glich der Freunde Rächer,
Wenn die stolze Zähre sank
In den vollen Labebecher,
Den er seinem Siege trank.

Liebend stieg die Muse nieder
Als sie in Arkadia
Dich im göttlichen Gefieder
Schwebend um die Hirten sah;
Mutterherz und Lippe brannten,
Feierten im Liede dich,
Und am süßen Laute kannten
Jubelnd deine Söhne sich.

Ha, in deinem Schooße schwindet
Jede Sorg' und fremde Luft,
Nur in deinem Himmel findet
Sättigung die arme Bruft;
Frommen Kindersinnes wiegen
Sich im Schooße der Natur,
Ueber Stolz und Lüge siegen
Deine Auserwählten nur.

Dank, o milde Segensrechte,
Für die Wonn' und Heiligkeit,
Für der hohen Bundesnächte
Süße, kuhne Trunkenheit,
Für des Trostes Melodieen,
Für der Hoffnung Labetrank,

Für die tauſend Liebesmühen
Weinenden, entflammten Dank!

Siehe, Früchte und Aeſte fallen,
Felſen ſtürzt der Zeitenfluß!
Freundlich winkt zu Minos Hallen
Bald der ſtille Genius.
Doch es lebe, was hienieden
Schönes, Göttliches verblüht!
Hier, o Brüder! Tyndariden!
Wo die reine Flamme glüht!

Ha, die frohen Geiſter ringen
Zur Unendlichkeit hinan,
Tiefer, ahnungsvoller dringen
Wir in dieſen Ocean.
Hin zu deiner Wonne ſchweben
Wir aus Sturm und Dämmerung,
Du, der Myriaden Leben
Heilig Ziel — Vereinigung!

Wo in ſeiner Siegesfeier
Götterluſt der Geiſt genießt,
Süßer, heiliger und freier
Seel' in Seele ſich ergießt,
Wo in's Meer die Ströme rinnen,
Singen bei der Seele Klang
Wir der Geiſter Koniginnen
Schönſter einſt Triumphgeſang.

Hymne an den Genius der Jugend.

1792.

Heil, das ſchlummernde Gefieder
Iſt zu neuem Flug erwacht,
Triumphirend fühl' ich wieder
Lieb' und freie Geiſtesmacht!
Siehe, deiner Himmelsflamme,
Deiner Freud' und Stärke voll,
Herrſcher in der Götter Stamme,
Bring' ich dir des Herzens Zoll.

Ha, der brüderlichen Milde,
Die von deiner Stirne ſpricht!
Solch harmoniſches Gebilde
Weidete kein Auge nicht.
Wie um ihn die Aare ſchweben,
Wie die Lock' im Fluge weht!
Wo im ungemeß'nen Leben
Lebt ſo ſüße Majeſtät.

Lächelnd ſah der Holde nieder
Auf die abgeſtorb'ne Flur,
Und ſie lebt und liebet wieder
Die entſchlummerte Natur;
Um die Hügel und die Thale,
Jauchz' ich nun im Vollgenuß,
Ueber deinem Freudenmahle,
Königlicher Genius!

Seht, wie dieſe Götteraue
Wieder lächelt und gedeiht!

Alles, was ich fühl' und ſchaue,
Eine Lieb' und Seligkeit!
Felſen hat der Fall' erſchwungen,
Sich, wie dieſes Herz, zu freu'n,
Und von gleicher Kraft durchdrungen,
Strebt und rauſcht der Eichenhain.

Unter liebendem Gekoſe
Schmieget Well' an Welle ſich,
Liebend fühlt die ſüße Roſe,
Fühlt die heil'ge Myrthe dich;
Tauſend frohe Leben winden
Schüchtern ſich um Tellus Bruſt,
Und dem blauen Aether künden
Tauſend Jubel deine Luſt.

Doch des Herzens ſchöne Flamme,
Die mir deine Huld verlieh,
Herrſcher in der Götter Stamme,
Süßer, ſtolzer fühl' ich ſie!
Deine Frühlinge verblühten,
Manch Geliebtes welkte dir; —
Wie vor Jahren ſie erglühten,
Glühen Herz und Stirne mir.

O, du lohnſt die ſtille Bitte
Noch mit innigem Genuß,
Leiteſt noch des Pilgers Tritte
Zu der Freunde Götterkuß;
Mit den Balſamtropfen kühlen
Hoffnungen die Wunde doch,
Süße Täuſchungen umſpielen
Doch die dürren Pfade noch.

Jedem Adel hingegeben,
Jeder lesbischen Gestalt,
Huldiget das trunk'ne Leben
Noch der Schönheit Allgewalt.
Thöricht hab' ich oft gerungen,
Dennoch herrscht zu höchster Lust,
Herrscht zu süßen Peinigungen
Liebe noch in dieser Brust.

An der alten Thaten Heere
Weidet noch das Auge sich,
Und der großen Väter Ehre
Spornet noch zum Ziele mich.
Rastlos, bis in Pluto's Hallen
Meiner Sorgen schönste ruht,
Die erlorne Bahn zu wallen,
Fühl' ich Stärke noch und Muth.

Wo die Nektarkelche glühen,
Seiner Siege Zeus genießt,
Und sein Nar von Melodieen
Süß berauscht das Auge schließt,
Wo, mit heil'gem Laub umwunden,
Der Heroen Schar sich freut,
Fühlt noch oft, durch dich entbunden,
Meine Seele Göttlichkeit.

Preis, o schönster der Dämonen,
Preis dir, Herrscher der Natur,
Auch der Götter Regionen
Blüh'n durch deine Milde nur.
Trübte sich in heil'gem Zorne
Je dein strahlend Angesicht,

Ha, ſie tränken aus dem Borne
Ew'ger Luſt und Schöne nicht!

Eos, glühend vom Genuſſe,
Durch die Liebe ſchön und groß,
Wände ſich von Tithon's Kuſſe
Alternd und verkummert los;
Der in königlicher Eile
Lächelnd durch den Aether wallt,
Phöbus trauert' um die Pfeile,
Um die Kühnheit und Geſtalt.

Träg zu lieben und zu haſſen,
Ganz von ihrer Siegeluſt,
Ihrer wilden Kraft verlaſſen,
Schlummert' Ares ſtolze Bruſt.
Ha, den Todesbecher tränke
Selbſt des Donnergottes Macht;
Erd' und Firmament verſänke
Wimmernd in des Chaos Nacht.

Doch in namenloſen Wonnen
Feiern ewig Welten dich,
In der Jugend Strahlen ſonnen
Ewig alle Geiſter ſich.
Mag des Herzens Gluth erkalten,
Mag im langen Kampfe mir
Jede ſüße Kraft veralten, —
Neuverjüngt erwacht ſie dir!

Hymne an die Freiheit.

1792.

Wonne ſang ich an des Orkus Thoren,
Und die Schatten lehrt' ich Trunkenheit,
Denn ich ſah, vor Tauſenden erkoren,
Meiner Göttin ganze Göttlichkeit.
Wie nach trumpfer Nacht im Purpurſcheine
Der Pilote ſeinen Ocean,
Wie die Seligen Elyſens Haine,
Staun' ich dich, geliebtes Wunder, an!

Ehrerbietig ſenkten ihre Flügel,
Ihres Standes vergeſſend, Falk' und Aar,
Und gerten dem diamantnen Zügel
Schritt vor ihr ein trotzig Löwenpaar;
Jugendliche, wilde Ströme ſtanden,
Wie mein Herz, vor banger Wonne ſtumm,
Selbſt die kühnen Dorfaſſe ſchwanden,
Und die Erde ward zum Heiligthum.

Ha, zum Lohne treuer Huldigungen
Bot die Königin die Rechte mir,
Und von zauberiſcher Kraft durchdrungen,
Jauchzte Sinn und Herz verſchönert ihr.
Was ſie ſprach, die Richterin der Kronen,
Ewig tönt's in meiner Seele nach,
Ewig in der Schöpfung Regionen. —
Hört, o Geiſter, was die Mutter ſprach:

„Taumelnd in des alten Chaos Wogen,
Fred und wild, wie Evans Prieſterin,

Von der Tugend süßer Lust bewogen,
Kannt' ich mich der Freiheit Königin,
Doch es wandte der Vernichtungshunde
Zügelloser Elemente Streit,
Da berief zu brüderlichem Bunde
Mein Gesetz die Unverweichlichen."

„Mein Gesetz, es tötet zartes Leben,
Kühnen Muth und bunte Freude nicht,
Jedem ward der Liebe Rath gegeben,
Jedes übt der Liebe süße Pflicht.
Froh und stolz in ungetheiltem Glanze
Wandelt Riesenkraft die weite Bahn,
Sicher schmiegt in großem Liebesdrange
Schwächeres der großen Welt sich an."

„Kann ein Riese meinen Aar entnamen?
Hält ein Gott die stolzen Donner auf?
Kann Despotenspruch die Meere dämmen?
Hemmt Tyrannenspruch der Sterne Lauf?
Unentweiht von selbst erwählten Siegen,
Unzerbrechlich ihrem Bunde treu,
Treu der Liebe heiligen Gesetzen,
Lebt die Welt ihr heilig Leben frei."

„Mit gerechter Herrlichkeit zufrieden,
Flammt Orion's helle Rüstung nie
Auf die brüderlichen Trabanten,
Selbst der Löwe grollt in Liebe sie.
Froh des Gütertheilens, zu entfernen,
Lächelt Helios in süßer Ruh'
Jungen Leben, neuigen Gedeihen
Dem geliebten Erdenmanne zu."

„Unentweiht von selbst erwählten Götzen,
Unverbrüchlich ihrem Bunde treu,
Treu der Liebe seligen Gesetzen,
Lebt die Welt ihr heilig Leben frei:
Einer, Einer nur ist abgefallen,
Ist gezeichnet mit der Hölle Schmach,
Stark genug, die schönste Bahn zu wallen,
Kriecht der Mensch am trägen Joche nach.“

„Ach, er war das göttlichste der Wesen,
Zürn' ihm nicht, getreuere Natur!
Wunderbar und herrlich zu genesen,
Trägt er noch der Heldenstärke Spur.
Eil', o eile, neue Schöpfungsstunde,
Lächle nieder, süße, gold'ne Zeit,
Und im schönen, ungetrennten Bunde
Frei're dich die Unermeßlichkeit.“

Nun, o Brüder, wird die Stunde säumen?
Brüder, um der tausend Jammernden,
Um der Enkel, die der Schande keimen,
Um der königlichen Hoffnungen,
Um der Güter, so die Seele füllen,
Um der angestammten Göttermacht,
Brüder, ach, um unsrer Liebe willen, —
Könige der Endlichkeit, erwacht!

Gott der Zeiten, in der Schwüle fächeln
Kühlend deine Tröstungen uns an!
Süße, rosige Gesichte lächeln
Uns so gern auf öder Dornenbahn.
Wenn der Schatten väterlicher Ehre,
Wenn der Freiheit letzter Rest zerfällt,

Weint mein Herz der Trennung bitt're Zähre
Und entflieht in seine schön're Welt.

Was zum Raube sich die Zeit erkoren,
Morgen steht's in neuer Blüthe da,
Aus Zerstörung wird der Lenz geboren,
Aus den Fluthen stieg Urania;
Wenn ihr Haupt die bleichen Sterne neigen
Strahlt Hyperion im Heldenlauf. —
Robert, Knechte! Freie Tage steigen
Lächelnd über euren Gräbern auf.

Lange war zu Minos ernsten Hallen
Weinend die Gerechtigkeit entflohn;
Sieh, in mütterlichem Wohlgefallen
Küßt sie nun den treuen Erdensohn!
Ha, der göttlichen Catone Manen
Triumphiren im Elysium;
Zahllos weh'n der Jugend stolze Fahnen,
Heere lohnt des Ruhmes Heiligthum.

Aus der guten Götter Schooße regnet
Trägem Stolze nimmermehr Gewinn,
Ceres heilige Gefilde segnet
Freundlicher die braune Schnitterin,
Lauter tönt am heißen Rebenhügel,
Muthiger des Winzers Jubelruf,
Unentheiligt von der Sorge Flügel
Blüht und lächelt, was die Freude schuf.

Aus den Himmeln steigt die Liebe nieder,
Männermuth und hoher Sinn gedeiht,
Und du bringst die Göttertage wieder,
Kind der Einfalt, süße Traulichkeit!

Treue gilt, und Freundesretter fallen,
Majestätisch, wie die Ceder fällt,
Und des Vaterlandes Rächer wallen
Im Triumphe nach der bessern Welt.

Lange schon vom engen Haus umschlossen
Schlumm're dann im Frieden mein Gebein,
Hab' ich doch der Hoffnung Kelch genossen,
Mich gelabt am holden Dämmerschein!
Ha, und dort in wolkenloser Ferne
Winkt auch mir der Freiheit heilig Ziel!
Dort mit euch, ihr königlichen Sterne,
Klinge festlicher mein Saitenspiel!

Canton Schwytz.

An meinen lieben Hiller.

1792.

Hier, in ermüdender Ruh', im bittersüßen Verlangen,
Da zu seyn, wo mein Herz und jeder heil're Gedank' ist,
Reichet doch die Erinnerung mir den zaub'rischen Becher
Schäumend und voll, und hoher Genuß der kehrenden Bilder
Weckt die schlummernden Fittige mir zu trautem Gesange.

Bruder, dir gab ein Gott der Liebe göttlichen Funken,
Zarten, geläuterten Sinn, zu erspäh'n, was herrlich und schön ist!
Stolzer Freiheit glühet dein Herz und kindlicher Einfalt!
Bruder, komm und koste mit mir des zaub'rischen Bechers.

Dort, wo der Abendstrahl die Westgewölke vergüldet,
Dorthin wende den Blick und weine die Thräne der Sehnsucht!

Ach, dort wandelten wir, dort flog und ſchwelgte das Auge
Unter den Herrlichkeiten umher! Wie dehnte der Buſen,
Dieſen Himmel zu faſſen, ſich aus! Wie brannte die Wange,
Süß von Morgenlüften gekühlt, als unter Geſängen
Zürch den Scheidenden ſchwand im ſanft hingleitenden Boote!
Lieber, wie drückteſt du mir die heiße zitternde Rechte,
Sahſt ſo ernſt und glühend mich an am donnernden Rheinſturz!
Aber ſelig, wie du, Tag an der Quelle der Freiheit,
Feſtlich, wie du, ſank keiner auf uns vom reißgen Himmel!

Ahnung ſchwellte das Herz. Schon war des feiernden Kloſters
Ernſte Glocke verhallt; ſchon ſchwanden die friedlichen Hütten
Rund an Blumenhügeln umher, am rollenden Gießbach,
Unter Triften im Thal, wo dem Ahn in heiliger Urzeit
Füglich däuchte der Grund zum Erbe genügſamer Enkel.
Schaurig und kühl empfing uns die Nacht in ewigen Wäldern,
Und wir klommen hinauf am furchtbar herrlichen Hacken.
Nächtlicher immer ward's und enger im Rieſengebirge,
Jäher herunter hing der Pfad zu den einſamen Wallern.
Dicht zur Rechten donnert' hinab der zürnende Waldſtrom,
Nur ſein Donner betäubt den Sinn, die ſchäumenden Wogen
Birgt uns Felſengeſträuch, und mordende Tannen am Abhang,
Vom Orkane geſtürzt. — Nun tagte die Nacht am Gebirge
Schaurig und wunderſam, und, Heidengeiſter am Lege,
Wälzten ſich kämpfende Wolken heran auf ſchneeiger Haide.
Sturm und Froſt entſchwebte der Kluft. Vom Sturme getragen
Schrie und ſtürzte der Aar, die Beut' im Thale zu haſchen.
Und der Wolken Hülle zerriß, und im ehernen Panzer
Kam die Rieſin heran, die majeſtätiſche Mutter;
Staunend wandelten wir vorüber. Ihr Väter der Freien,
Heilige Schar, nun ſchau'n wir hinab, hinab, und erfüllt iſt,
Was der Ahnungen kühnſte verſprach, was ſüße Begeiſt'rung
Einſt mich lehrt' im Knabengewande, gedacht' ich des hohen

Hirten in Mamre's Hain und der schönen Tochter von Laban.
Ach, es kehrt so warm in die Brust! Arkadiens Friede,
Köstlicher, unerkannter, und du, allheilige Einfalt,
Wie so anders doch bluht in eurem Strahle die Freude!

Vor entweihendem Prunk, vor Stolz und knechtischer Sitte,
Von den ewigen Wächtern geschirmt, den Riesengebirgen,
Lachte das heilige Thal uns an, die Quelle der Freiheit.
Freundlich winkte der See vom fernen Lager, die Schrecken
Seiner Arme verbarg die schwarze Kluft im Gebirge.
Freundlicher sah'n aus der Tiefe herauf, in bluhende Zweige
Reizend verhüllt und lindlichfrob der jauchzenden Herde,
Und des tiefen Grases umher, die friedsamen Hütten.
Und wir eilten hinab in Liebe, kosteten lächelnd
Auf dem Pfade des Sauerklees und erfrischenden Ampfers,
Bis der begeisternde Sohn der schwarzen, italischen Traube,
Uns mit Lächeln gereicht in der herzerfreuenden Hütte,
Neues Leben in uns gebar, und die schäumenden Gläser
Unter Jubelgesang erklangen zur Ehre der Freiheit.
Lieber, wie war uns da! bei solchem Mahle begehret
Nichts auf Erden die Brust, und alle Kräfte gedeihen.

Lieber, er schwand so schnell, der köstliche Tag! In der kühlen
Dämmerung schieden wir; an den Heiligthümern der Freiheit
Wallten wir dann vorbei in frommer, seliger Stille,
Faßten sie tief in's Herz und segneten sie und schieden.

Lebt denn wohl, ihr Glücklichen dort! Im friedsamen Thale,
Lebe wohl, du Stätte des Schwurs! Dir jauchzten die Sterne,
Als in heiliger Nacht der ernste Bund dich besuchte!
Herrlich Gebirg', wo der bleiche Tyrann den Knechten vergebens
Zahm und schmeichlerisch Muth gebot, zu gewaltig erhub sich

Wider den Trotz die gerechte, die unerbittliche Rache.
Lebe wohl, du herrlich Gebirg'! dich ſchmückte der Freien
Opferblut, es wehrte der Thräne der einſame Vater.
Schlummere ſanft, du Heldengebein! O, ſchliefen auch wir dort
Deinen eiſernen Schlaf, dem Vaterlande geopfert,
Walther's Geſellen und Tell's, im ſchönen Kampfe der Freiheit!

Könnt' ich dein vergeſſen, o Land, und der göttlichen Freiheit,
Froher wär' ich; zu oft befällt die glühende Scham mich
Und der Kummer, gedenk' ich dein und der heiligen Kämpfer.
Ach, da lächelt Erd' und Himmel in fröhlicher Liebe
Mir umſonſt, umſonſt der Brüder forſchendes Auge!
Doch, ich vergeſſe dich nicht! Ich hoff' und harre des Tages,
Wo in erfreuende That ſich Scham und Kummer verwandelt.

Einladung.

Seinem Freunde Neuffer

Frankfurt 1797.

Dein Morgen, Bruder, ging ſo ſchön herver,
Ein heit'res Frühroth glänzte dir entgegen,
Den wonnevollſten Lebenstag verheißend.
Die Muſen weihten dich zu ihrem Prieſter,
Die Liebe kränzte dir das Haupt mit Roſen
Und goß die reinſten Freuden in dein Herz.
Wer war wie du beglückt? Das Schickſal hat
Es anders nun gemacht. Ein ſchwarzer Sturm
Verſchlang des Tages Licht; der Donner rollte
Und traf dein ſich'res Haupt; im Grabe liegt,
Was du geliebt, dein Eden iſt vernichtet.

O Bruder, Bruder, daß dein Schicksal mir
So schrecklich wahr des Lebens Wechsel deutet!
Daß Disteln hinter Blumengängen lauern,
Daß gift'ger Tod in Jugendadern schleicht,
Daß bitt're Trennung selbst den Freunden oft
Den Armen Trost versagt, den Schmerz zu theilen!
Da bau'n wir Plane, träumen so entzückt
Vom nahen Ziel, und plötzlich, plötzlich zuckt
Ein Blitz herab und öffnet uns ein Grab.
Ich sah im Geist dein Leiden all. Da ging
Ich trüben Sinns hinab, am Maingestade
Sah in die Wogen, bis mir schwindelte,
Und kehrte still und voll der dunklen Zukunft,
Und voll des Schicksals, welches unser wartet,
Bei'm Untergang der Sonn' in meine Klau'..

O, Bruder, komm' nach jahrelanger Trennung
An meine Brust! Vielleicht gelingt es uns,
Noch einen jener schönen Abende,
Die wir so oft am Herzen der Natur
Mit reinem Sinn und mit Gesang gefeiert,
Zurück zu zaubern, und noch einmal froh
Hinein zu schauen in das Leben! Komm,
Es wartet dein ein eigen Deckelglas,
Stiefmütterlich soll nicht mein Fäßchen fließen;
Es wartet dein ein freundliches Gemach,
Wo unsre Herzen liebend sich ergießen!
Komm, eh' der Herbst der Gärten Schmuck verderbt,
Bevor die schönen Tage von uns eilen,
Und laß durch Freundschaft uns des Herzens Wunden heilen.

Diotima.

1797.

Lange todt und tiefverſchloſſen
Grüßt mein Herz die ſchöne Welt;
Seine Zweige blüh'n und ſproſſen
Neu von Lebenskraft geſchwellt.
O, ich kehre noch in's Leben,
Wie heraus in Luft und Licht
Meiner Blumen ſelig Streben
Aus der dürren Hülſe bricht.

Wie ſo anders iſt's geworden!
Alles, was ich haßt' und mied,
Stimmt in freundlichen Accorden
Nun in meines Lebens Lied;
Und mit jedem Stundenſchlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit gold'ne Tage,
Seit ich dieſes Eine fand.

Diotima, ſelig Weſen,
Herrliche, durch die mein Geiſt,
Von des Lebens Angſt geneſen,
Götterjugend ſich verheißt!
Unſer Himmel wird beſtehen!
Unergründlich ſich verwandt
Hat ſich, eh' wir uns geſehen,
Unſer Innerſtes gekannt.

Da ich noch in Kinderträumen
Friedlich, wie der blaue Tag,

Unter meines Gartens Bäumen
Auf der warmen Erde lag,
Und in leiser Luft und Schöne
Meines Herzens Mai begann,
Säuſelte, wie Zephyrstöne,
Diotima's Geiſt mich an.

Ach, und da wie eine Sage
Mir des Lebens Schöne ſchwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, ſtand,
Da die Laſt der Zeit mich beugte,
Und mein Leben, kalt und bleich,
Sehnend ſchon hinab ſich neigte
In der Schatten ſtummes Reich. —

Da, da kam vom Ideale,
Wie vom Himmel, Muth und Macht,
Du erſchienſt mit deinem Strahle,
Götterbild, in meiner Nacht!
Dich zu finden, warf ich wieder,
Warf ich den entſchlafnen Kahn
Von dem ſtummen Porte nieder
In den blauen Ocean. —

Nun, ich habe dich gefunden
Schöner, als ich ahnend ſah,
In der Liebe Feierſtunden,
Hohe! Gute! biſt du da.
O, der armen Phantaſieen!
Dieſes Eine bildeſt nur
Du in ew'gen Harmonieen,
Frohvollendende Natur!

Wie die Seligen dort oben,
Wo hinauf die Freude flieht,
Wo, des Daſeyns überhoben,
Wandellose Schöne blüht,
Wie melodiſch bei des alten
Chaos Zwiſt Urania,
Steht ſie, göttlich rein erhalten,
Im Ruin der Zeiten da.

Unter tauſend Huldigungen
Hat mein Geiſt, beſchämt, beſiegt,
Sie zu faſſen, ſchon gerungen,
Die ſein Kühnſtes überfliegt.
Sonnengluth und Frühlingsmilde,
Streit und Frieden wechſelt hier
Vor dem ſtillen Engelsbilde
In des Buſens Tiefe mir.

Viel der heil'gen Herzenstränen
Hab' ich ſchon vor ihr geweint,
Hab' in allen Lebenstönen
Mit der Holden mich vereint,
Hab', in's tiefſte Herz getroffen,
Oft um Schonung ſie geflehet,
Wenn ſo klar und heilig offen
Mir ihr eigner Himmel ſteht;

Habe, wenn in reicher Stille,
Wenn, in einem Blick und Laut,
Seine Ruhe, ſeine Fülle
Mir ihr Genius vertraut,
Wenn der Gott, der mich begeiſtert,
Mir an ihrer Stirne tagt,

Von Bewund'rung übermeistert,
Zürnend ihr mein Nichts geklagt;

Dann umfängt ihr himmlisch Wesen
Süß im Kinderspiele mich,
Und in ihrem Zauber lösen
Freudig meine Bande sich;
Hin ist dann mein durstig Streben,
Hin des Kampfes letzte Spur,
Und in's volle Götterleben
Tritt die sterbliche Natur.

Da, wo keine Macht auf Erden,
Keines Gottes Wink uns trennt,
Wo wir Eins und Alles werden,
Da ist nun mein Element;
Wo wir Noth und Zeit vergessen
Und den kärglichen Gewinn
Nimmer mit der Spanne messen,
Da, da weiß ich, daß ich bin.

Wie der Stern der Tondariden,
Der in lichter Majestät
Seine Bahn, wie wir, zufrieden
Dort in dunkler Höhe geht,
Wie er in die Meereswogen,
Wo die schöne Ruhe winkt,
Von des Himmels steilem Bogen
Klar und groß herunter sinkt:

O Begeisterung, so finden
Wir in dir ein selig Grab,
Tief in deine Wogen schwinden
Still frohlockend wir hinab,

Bis der Hore Ruf wir hören
Und, mit neuem Stolz erwacht,
Wie die Sterne wiederkehren
In des Lebens kurze Nacht.

Pathmos.

An den Landgrafen von Homburg.

I.

Nah ist und schwer zu fassen der Herr! Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch. Im Finstern wohnen die Adler, und furchtlos gehn sie, die Söhne der Alpen, über den Abgrund weg auf luftgebaueten Brücken von einem Gipfel zum andern.

Drum, da gehäuft sind rings die Gipfel der Zeiten, die Liebsten noch wohnen ermattend auf getrenntesten Wegen, so gieb unschuldig Wasser, o Fittige gieb und, treuesten Sinnes hinüber zu gehen und wieder zu kehren.

So sprach ich, da entführet mich schneller, als ich vermuthet und weit, wohin ich nimmer zu kommen gedacht, ein Beflügelter vom eigenen Haus. Es dämmerten im Zwielicht, da ich aufging, der schattige Wald und die sehnsüchtigen Bäche der Heimath. Nimmer kannt' ich die Länder, doch bald in frischem Glanze geheimnißvoll im goldnen Rauche, blühte schnell aufgewachsen mit Schritten der Sonn', mit tausend Gipfeln duftend, mir Asia, hell und geblendet suchte ich Eines, das ich kannte, denn ungewohnt war ich der breiten Gassen, wo herab vom Imolus führt der goldgeschmückte Pactol, wo Taurus steht und Messagis und voll

von Blumen der Garten, ein stilles Feuer. Aber im Lichte blüht hoch der silberne Schnee, als Zeug' unsterblichen Lebens an unzugangbaren Wänden uralt der Epheu wächst und getragen sind von lebenden Säulen, Cedern und Lorbeern, die feierlichen, die göttlich gebauten Paläste.

2.

Es rauschen aber um Asias Thore hinziehend da und dort in ungewisser Meeresebene der schattenlosen Straßen genug. Doch kennt die Inseln der Schiffer, und da ich hörte, der nahegelegenen eine sei Pathmos, verlangte mich sehr, dort einzukehren und dort der dunklen Grotte zu nahen. Denn nicht wie Cypros, die quellenreiche, oder der andern eine wohnt herrlich Pathmos; gastfreundlich ist im reineren Hause sie dennoch, und wann vom Schiffbruch, oder klagend um die Heimath oder den abgeschiedenen Freund ihr nahet einer der Fremden, hört sie es gern und ihre Kinder, die Stimmen des heißen Hains, sie hören ihn und liebend tönt es wieder von den Klagen des Mannes.

3.

So pflegten sie einst des Gottgeliebten, des Sehers, der in seliger Jugend war gegangen mit dem Sohne des Höchsten unzertrennlich, denn es liebte der Gewittertragende die Einfalt des Jüngers, und es sahe der achtsame Mann das Angesicht des Herrn genau, da bei dem Geheimnisse des Weinstockes sie zusammensaßen zu der Stunde des Gastmahles und in der großen Seele ruhig ahnend den Tod aussprach der Herr und die letzte Liebe: nie genug hatt' er von Güte zu sagen der Worte damals, um zu erheitern das Zürnen der Welt, denn alles ist gut.

4.

Darauf starb er. Vieles wäre zu sagen davon. Und es sahn ihn, wie er siegend blickte, den Freudigsten die Freunde noch zuletzt. Doch trauerten sie, da nun es Abend worden, erstaunt, denn Großentschiedenes hatten in der Seele die Männer, aber sie liebten das Leben unter der Sonne, und lassen wollten sie nicht von dem Angesichte des Herrn und der Heimath. Eingetrieben war das wie Feuer in Eisen, ihnen ging zur Seite der Schatten des Lieben. Drum sandt' er ihnen den Geist und feierlich bebte das Haus und die Wetter Gottes rollten ferndonnernd über die ahnenden Häupter, da schwersinnend versammelt waren die Todeshelden. Freude war es, von nun an zu wohnen in liebender Nacht, zu bewahren in einfältigen Augen unverwandt Abgründe der Weisheit.

5.

Es grünen tief an den Wegen lebendige Wälder, doch furchtbar ist's, einsam über die Berge zu ziehn, wie da und dort unendlich hinzerstreut das Lebende. Furchtbar schon das Angesicht der theuern Freunde zu lassen, wo zwiefach erkannt, einstimmig war himmlischer Geist und nicht geweissagt, sondern gegenwärtig die Locken ergriff. Wenn sie ein Räthsel nun ewig für einander werden, sie sich nicht fassen können einander und selber sein Angesicht der Höchste wendet, darum, weil nirgend ein Unsterblicher mehr am Himmel zu sehn ist, oder auf grüner Erde. Was ist dies? Es ist der Wurf des Sämanns, wenn er faßt mit der Schaufel den Weizen, und wirft, die Spreu zu scheiden, ihn schwingend über die Tenne. Ihm fällt die Schale vor die Füße, aber an's Ende kommet das Korn, und nicht ein Uebel ist es, wenn Einiges verloren geht, und wenn die Rede ver-

hallet im lebendigen Laute: denn göttliches Werk auch gleichet dem unsern, nicht alles will der Höchste auf einmal.

6.

Hier ist der Strahl des Gesanges niederwinkend. Die Todten wecket er auf, die nicht gefangen sind vom Rohen. Es warten aber der scheueren Augen viele zu schauen das Licht. Nicht wollen am scharfen Strahle sie blühen, wenn aber als von schwellenden Augenbraunen der Welt vergessen, stilleuchtende Kraft aus heiliger Schrift fällt, mögen sie, der Gnade sich freuend, am stillen Blicke sich üben. Und wenn die Himmlischen jetzt so, wie ich glaube mich lieben, wie viel mehr dich, denn eines weiß ich, daß nämlich der Wille des ewigen Vaters viel dir gilt. Still ist sein Zeichen am donnernden Himmel und einer stehet darunter sein lebelang. Denn noch lebt Christus. Es sind aber die Helden, seine Söhne, gekommen all und heilige Schriften von ihm und den Blitz erklären die Thaten der Erde bis jetzt, ein Wettlauf unaufhaltsam. Er ist aber dabei, denn seine Werke sind ihm alle bewußt von jeher.

7.

Zu lang, zu lang schon ist die Ehre der Himmlischen unsichtbar, denn fast die Finger müssen sie uns führen und schmerzlich entreißt das Herz uns eine Gewalt. Denn Opfer will der Himmlischen jedes, wenn aber eines versäumt ward, nie hat es Gutes gebracht. Wir haben gedienet der Mutter Erd' und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient unwissend: der Vater aber liebt, der über alles waltet, am meisten, daß gepfleget werde der feste Buchstab und Bestehendes gut gedeutet, dem folgt deutscher Gesang.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Moderne Reliquien.

Herausgegeben

von

Arthur Mueller.

Zweiter Band.

Nachträge zu den Schriften von **Ludwig Börne, E. T. A. Hoffmann, Friedrich von Sallet** und **Eduard Ferrand.**

Berlin.
Verlag von Adolf Gumprecht.
1845.

Vorwort.

Wer mit Börne's literarischer Thätigkeit genau bekannt ist, wird in meiner Nachlese zu seinen Schriften vielleicht einige wenige Aufsätze vermissen, deren Wiederabdruck ich freilich nur ungern aufgab, aber schon aus dem Grunde mich dazu entschließen mußte, weil ich die ganze Sammlung, die doch eigentlich nur einen rein literarischen Zweck hat, keiner aufhaltenden Maßregel aussetzen wollte. Manchen der „Fragmente und Aphorismen" habe ich die Zahl des Jahres, in welchem sie entstanden, beigefügt, was ich in sofern für nothwendig hielt, als über viele der hier ausgesprochenen Ansichten und Meinungen die Zeit mit ihren Ereignissen entschieden hat, sie also nur noch ein historisches Interesse haben.

Ueber das romantische Spiel „Prinzessin Blandina" spricht Hoffmann selbst sich folgendermaßen aus: „Die Clubbisten hatten während des Lesens zuweilen gelacht, indessen waren ihre Urtheile über das begonnene Stück sehr verschieden. Der Unzufriedene fand es ohne alle Tiefe, ohne allen wahren, eingreifenden Humor, höchstens hin und wieder schnackisch und verdammte vorzüglich ohne Gnade alle eingemischte Verse. Der Gleichgültige war minder hart,

der reisende Enthusiast nahm die Masken in Schutz und ihm trat der Bedächtige bei. Die Wortspiele wurden einstimmig verworfen. Der Joviale verlor dadurch nicht im Mindesten seine gute Laune, sondern behauptete nur fortwährend: wie er auf tiefen Eindruck gar nicht gerechnet, sondern nur ein Spiel zum Spiel beabsichtigt habe. Kreisler, der so lange geschwiegen, nahm das Wort, indem er mit erhobener Stimme sprach: „„Ei schweigt doch, wüßtet ihr, wie höchst vortrefflich die beiden folgenden Akte sind, die ich mit meinem jovialen Freunde zusammengemacht, aber nicht aufgeschrieben habe und auch niemals aufschreiben werde, Ihr würdet mit Euerem Tadel verstummen über unsere Tiefe und Weisheit. Soviel will ich Euch nur verrathen, daß Blandina keineswegs den Amandus heirathet, dieser vielmehr durch den hämischen Roderich irdisch untergeht. Amandus zieht nach seinem irdischen Untergange als singender Schwan durch die Lüfte und rettet Blandina aus den Klauen des Teufels, der sie als Elementargeist täuschte und in's Verderben locken wollte. Ihr Herz bricht in des Gesanges höchster Seligkeit!““ —

Das erste der Gedichte Sallet's findet sich bereits in dem, vor Kurzem in Breslau erschienenen „Leben und Wirken Friedrich von Sallet's nebst Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse desselben;“ es ist aber dort nur unvollständig, mit Weglassung der dritten Abtheilung, die doch das ganze Gedicht erst zu Ende führt, abgedruckt. Der kleinen humoristischen Novelle: „Die entdeckten Spitzbuben“ wird in dem genannten Werke mit folgenden Wor-

ten erwähnt: „Bei einer selbständigen Natur, wie Sallet, darf es nicht auffallen, daß er sich Anfangs, so lange die Hegel'sche Denk- und Constructionsweise noch seinem Verständnisse widerstrebte, mit den früher gewohnten satirischen Waffen dagegen zu wehren versuchte. Er ließ damals (1836) in das Berliner Conversationsblatt eine kleine humoristische Novelle setzen, worin er sich über die Hegel'sche Terminologie lustig macht. Zwei Norddeutsche, die Hegel'sche Philosophie studirt haben und sittlich tief gesunken sind, sprechen in einem österreichischen Wirthshause in Hegel'scher Terminologie, die sie gewissermaßen als Spitzbubendialekt gebrauchen, über einen Raubmord, den sie begehen wollen. Ein junger Hegelianer sitzt auch da, um Volkssitten zu studiren; er belauscht das Gespräch und macht den Wirth aufmerksam. Die Gauner werden verhaftet und gehängt. — Später erkannte er im Tiefsten die Energie des Geistes, die sich in dem Riesenbau eines Systemes, wie des Hegel'schen, verkündet." —

Die von Ferrand mitgetheilten Gedichte sind die letzten, welche der frühgeschiedene Dichter geschrieben. Er gab sie mir einige Wochen vor seiner letzten Krankheit, und, mit einem wehmüthigen Lächeln, als hätte er eine Ahnung von seinem nahen Scheiden gehabt, bat er mich, sie als ein Andenken von ihm zu bewahren, und sie, wenn ich sonst Lust dazu hätte, später einmal abdrucken zu lassen. Unter den kleinern Aufsätzen, deren Ferrand eine ziemliche Anzahl, die theils noch ungedruckt sind, geschrieben, enthält der „Besuch bei Ludwig Tieck" allerlei literarische Urtheile und Mei-

nungen, die ich keineswegs theile, weder in Bezug auf Tieck, noch auf Bettina und Gutzkow, was ich aus dem einfachen Grunde bemerke, weil ich meine eigene Meinung nicht gern verdächtigen lasse: also stimmte ich mit ein in den officiellen Chorus über die neuern Richtungen der deutschen Literatur. Von den „Norddeutschen Volkssagen" hat Temme in seinen beiden Sammlungen bereits einige mitgetheilt, Ferrand hat aber den Vorzug, daß er die seinigen alle nach mündlicher Ueberlieferung aufgeschrieben.

Arthur Mueller.

Inhalt des zweiten Bandes.

Ludwig Börne*).

Seite

Vermischte Aufsätze.

Der allgemeine Anzeiger der Deutschen 3
Nachträge zum Conversations-Lexicon 17
Der kleine Haman 26
Freiheit und Gleichheit, ohne Revolution 36
Weibliche Beiträge zum Conversations-Lexicon . . 41
Vertrauliche Briefe 45
Der Mitarbeiter wider Willen 57
An den Hrn. Redakteur des ächten Schwarzwälders . 64
Die Kunst, alt zu werden 67
Ein Brief aus Frankfurt 71

Kritiken.

I. Die Spanische Johanna. Von Schaden . 74
II. Etwas über den deutschen Adel u. s. w. Von Fouqué und Perthes 79
III. Mosely-Hall. Von Cooper 87
IV. Drei Romane von Cooper 92
V. Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde. Von Lembert 96
VI. Materia medica 102
VII. Zeitgeschichte 107
VIII. Sendschreiben des Deutschen Michels u. s. w. . 112
IX. Romane, keine Romane, mehr als Romane . 113
X. Deutsches Kochbuch u. s. w. Von Hallberg . 125

*) Geboren 1784 reicht wie S. I. irrthümlich steht, 1769.

XI. Moyse. Par Lemercier 127
XII. Deutschland und seine Revolution u. s. w. . . 135
XIII. Souvenirs de la Sicile. Par Forbin. . . 137
XIV. Abhandlungen aus dem deutschen Civilprozeß. Von Goldschmidt 140
Fragmente und Aphorismen. 1–85 . . . 142–180

E. T. A. Hoffmann.

Prinzessin Blandina 183
Ein Brief an Fouqué 233

Friedrich von Tallet.

Gedichte.
Die Demagogen von Anno elim 239
Frühlingsverkündung 241
Traum der Liebe 245
Entsagung 247
Was hilft's! 251
Waldmusik 253
Der erwachte Schmetterling 254
Die entdeckten Spitzbuben 256

Eduard Ferrand.

Eine Erinnerung. Fragmente 265
Ein Frühlingstraum 276
Besuch bei Ludwig Tieck 287
Ein neuer Ueberall und Nirgends 304
Ritter- und Räuberromane 314
Studium der Liebe und Poesie 320
Norddeutsche Volkssagen. 1–56 329–360

Ludwig Börne.

Geb. zu Frankfurt am Main, den 22. Mai 1768
Geſt. zu Paris, den 12. Februar 1837.

Vermiſchte Aufſätze.

Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen.

(1822)

In welchem Alter iſt der Mann am liebenswürdigſten? Nicht blos Frauen, ſondern auch die Männer ſelbſt werden, ohne ſich zu beſinnen, antworten: in den Jünglingsjahren. Ohne ſich zu beſinnen — denn thäten ſie es, würden ſie anders ſprechen, ſie würden ſagen: in ſeinen reifern Jahren iſt der Mann am liebenswürdigſten. Der Geiſt, ungleich den Pflanzen, trägt eher Früchte als Blüthen, und nur, wenn der Ernſt feſt gewurzelt ſteht im Herzen, kann der Scherz unſchädlich durch ſeine Wipfel ſpielen. Erſt in der Mitte, auf dem Gipfel des Lebens, erlangen wir die freie Ausſicht, welche uns die Dinge der Welt in ihrer Ausdehnung, in ihrer Beſchränkung und in ihrem Zuſammenhange zeigt. Da verlernen wir, zu verachten, zu tadeln, zu bewundern, und da gefallen wir jedem, weil uns keiner mißfällt. Der hinaufſteigende Jüngling ſieht die Welt nicht, die vor ihm liegt, der herabkommende Greis die rückgelegene nicht mehr. Den Blick nur nach einer Seite frei, iſt ihnen die halbe Welt fremd, und darum werden ſie es ihr. Die Jugend iſt zu rührend, um liebenswürdig zu ſeyn, denn nichts, was rührt, gefällt; weil nur ein Zephyr,

der die Empfindung kräuselt, willkommen ist, nicht aber der Sturmwind, der das Herz in seinen Tiefen aufwühlt. Die Jugend ist rührend, denn das Heranwachsen zum Leben ist eine Auferstehung aus dem Tode, ein Glied bewegt sich nach dem andern, ein Sinn erwacht nach dem andern, und wie die Morgenröthe, der Abendröthe gleich, an die Nacht gränzt, so gränzt die Jugend, dem Alter gleich, an den Tod. Der Jüngling träumt, schwankt, liebt und haßt, und Liebe und Haß stören, denn sie machen störrig. Es giebt Tugenden, die nur schön sind, wenn sie angeboren; es giebt andere, die es nur sind, wenn sie erworben. So die Mäßigkeit, so die Sparsamkeit, so auch die feine Weltsitte, wodurch man gefällt. Wer die Kunst zu gefallen schon als Jüngling kennt und übt, den hat die Natur nur gering begabt, und mit der Blüthe der Jugend wird sein ganzer Werth verduften.

Leserinnen werden meinen, das verstünden sie besser und darüber lachen, daß ich die Liebenswürdigkeit so schwerfällig behandelt, und gleich jener Bäuerin aus dem feinsten Karavanen-Thee ein fettes Gemüse gekocht. Das muß ich geduldig über mich ergehen lassen, denn ich kann mich nicht rechtfertigen. Ich habe den Faden meiner Gedanken verloren und begreife selbst nicht, wie ich dazu kam, von der Liebenswürdigkeit zu sprechen, da ich mir doch vorgesetzt, von dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen zu reden. Da aber Frauen nur solche Fesseln lieben, die sie selbst angelegt, so werden sie, wenn ich sie darum bitte, sich willig zeigen, mich von den Banden der Logik frei zu machen.

Vielleicht lag mir Folgendes im Sinn. Wird der Allgemeine Anzeiger der Deutschen, den ich in die weibliche

Leſewelt einführen will, auch dort willkommen ſeyn? Er gleicht einem befahrten Manne, iſt gar nicht flink, vielmehr vierſchrötig zu nennen, trägt eine Perrücke, iſt ſchlicht in ſeinem ganzen Aeußern und ſieht nach der Uhr, ob es Zeit zu lächeln ſei. Werden ſich die Leſerinnen nicht mit Lachern von ihm abwenden, ihn ſtehen laſſen, und zu ihren ſüßen, ſchmeichelnden, flatterhaften und tändelnden eleganten Blättern, zu ihren muthwilligen und zierlichen Geſellſchaftern zurückkehren? Wagt es mit ihm, rufe ich den ſchönen Abgeneigten zu. Er reizt nicht, daß man ſich ihm nähere, feſſelt aber Jeden, der ſich ihm genaht. Er kann auch gefallen, aber nur den Verſtändigen, denn er will belehren, indem er unterhält. Er kann auch witzig ſeyn, wirft aber die Pfeile ſeines Witzes nicht in die blaue Luft, nur um zu zeigen, wie hoch ſie fliegen, ſondern nach einem vorgefaßten würdigen Ziele .... wagt es mit ihm!

Nur vier Wochen von den Blättern des allgemeinen Anzeigers liegen vor mir, aber des Lieblichen und Scherzhaften iſt ſo viel darin enthalten, daß ich nur einen Theil davon den Leſerinnen darbieten kann. Freilich mußte ich, um zu dieſen Roſen zu gelangen, mich durch einen Wald von Dornen winden, die mir Geſicht und Hände blutig ritzten — durch Ziffern, Steckbriefe, Verpachtungen, Kleeſaamen, Verſchollenheits-Erklärungen, Ediktal-Ladungen, Präcluſiv-Beſcheide, Mittel gegen die Klauenſeuche, Anerbieten von Apothekerſchachteln und Todesanzeigen — aber im Dienſte der Frauen darf man nicht ermüden.

I.

Drei Männer ſuchen drei Frauen, um ſie zu heirathen, nämlich Jeder eine. Da der Dritte der Suchenden ein

sehr vornehmer Herr ist, der mit den beiden andern Bürgern schicklicherweise nicht zusammengestellt werden kann, so soll von ihm an einem besondern Orte die Rede seyn. Ich gestehe, daß, wenn ich eine Tochter hätte, ich diese Gelegenheit benutzen würde. Die Jünglinge unserer Zeit lieben zu rein, zu uneigennützig, und der baare Vortheil des Heirathens kommt ihnen bei ihren Bewerbungen niemals in den Sinn. Läßt die Mutter der Geliebten nur das leiseste Wörtchen von ehelicher Verbindung fallen, erzürnt sich der edle Anbeter, spricht mit aufgeregter Empfindsamkeit: Madame, das habe ich nicht verdient, Sie verkennen mich — geht fort, und läßt sich nicht wieder sehen. Findet sich nun ein seltener junger Mann, der weniger zarte Gesinnungen hat, dann sollte man eilig zugreifen. Ich kann die beiden Bewerber, von welchen hier die Rede ist, mit gutem Gewissen empfehlen. Doch wir wollen sie selbst hören. „Ein gebildeter, junger Mann, 33 Jahr alt, von gesundem Körperbau und gutem sanften Charakter, in schönen Künsten und Wissenschaften geübt, wünscht, seinem heißen Verlangen gemäß, eine treue Freundin und Lebensgefährtin baldigst zu heirathen. Er besitzt zwar nur weniges Vermögen, treibt aber ein einträgliches, ehrenvolles Geschäft. Sollte ein Mädchen oder eine junge Wittwe, welche 2 bis 3000 Rthlr. im Vermögen hat, geneigt seyn, hierauf Rücksicht zu nehmen, so wird sie ergebenst gebeten, die dießfallsige Nachricht an die Expedition des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen in Gotha franco einzusenden. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die heiligste Verschwiegenheit beobachtet wird." Der Bewerber hätte gar nicht nöthig gehabt, zu bemerken, daß er einen guten und sanften Cha-

rakter habe; denn da er in schönen Künsten und Wissenschaften geübt ist, so versteht sich das von selbst. Er sagt geübt, nicht bewandert, also ist er ausübender Künstler. Er spielt Klavier, zeichnet wohl auch und macht ohne Zweifel Verse; denn heißes Verlangen ist unstreitig Bruchstück eines Gedichts. Nicht genug zu loben ist die stylistische Zartheit, mit welcher er zu verstehen giebt, daß er von einer jungen Wittwe 1000 Thaler mehr fordert, als von einem Mädchen; denn so meinte er es eigentlich. Wäre er grob gewesen, oder ein Kanzlei-Stylist, hätte er gesagt: „ein Mädchen, oder eine junge Wittwe, welche respective 2 und 3000 Thaler hat.“ Daß er sich die brieflichen Anträge franco erbittet, zu welchen traurigen Betrachtungen giebt dies nicht Anlaß! Als Künstler kann er unmöglich so geizig, als ein Mann mit einem einträglichen Geschäfte nicht so unbemittelt seyn, daß er das Porto für einige Dutzend Briefe nicht sollte bestreiten wollen oder können. Aber nicht unbekannt mit dieser lieb- und männerlosen Zeit, mußte er auf einige hundert Briefe gefaßt seyn und sich vorsehen. — Der zweite Freier spricht aus einem ganz andern Tone. Auch ist er reicher und zehn Jahre jünger als der vorige. Heilige Verschwiegenheit gelobt er keineswegs, macht aber auch das Frankiren der Briefe nicht zur Bedingung. Er bittet nicht ergebenst, sondern sagt kurz: „man beliebe sich zu wenden.“ Er schildert sich, wie folgt: „Ein junger, wohlgebildeter Mann, schöner Statur und Ansehens (schönen Ansehens) von 23 Jahren und anerkannt gutem Charakter, welcher einen bedeutenden, sehr besuchten, wohl eingerichteten Gasthof nebst Grundstücken, gerichtlich zehntausend Reichsthaler taxirt, in

einer der schönsten Städte des Herzogthums Sachsen ererbt hat, sucht eine Person von gleichem Alter, auch wohl jünger, zur Frau, welche sechstausend Reichsthaler Vermögen mitbringt, um sich mit den Geschwistern gänzlich auseinander zu setzen und noch einige Verbesserungen zu machen.“ Gewiß nicht aus abgeschmackter Aengstlichkeit habe ich die zwei eingeklammerten Worte verbessernd hinzugefügt, sondern nur, um zu zeigen, wie besucht ein Gasthof seyn müsse, dessen Wirth nicht Zeit hat, seine Handschrift noch einmal zu überlesen, um die etwa eingeschlichenen grammatischen Versehen daraus zu vertreiben. Ich glaube, Sachkenner werden diesem Bewerber den Vorzug geben; er ist nicht so liebenswürdig, aber dauerhafter als der andere. Er spricht nicht von heißem Verlangen, sondern gesteht offenherzig, daß er eine Frau suche, um vermittelst ihrer noch einige Verbesserungen in seinem Gasthofe anzubringen. Schwäbische Mädchen, in deren Landen man nach Gulden rechnet, danken es mir gewiß, daß ich für sie herausgebracht, wieviel 6000 Thlr. Gulden machen; nämlich: 10,800. Allerdings viel Geld!

2.

„Aber du hast ja keinen Bissen gegessen! Was fehlt dir, Alter, was geht dir im Kopfe herum? Hast gewiß wieder Verdruß mit dem Superintendenten gehabt.“ Der gute Pfarrer von Grünau schweigt, seufzt und geht mit großen Schritten das Zimmer auf und ab. Am andern Morgen bringt der Bote den Allgemeinen Anzeiger aus der Stadt, mit heißhungrigen Blicken durchfliegt ihn der Pfarrer, stutzt, lächelt, Ernst und Heiterkeit kehren ihm zurück,

und noch nie war er freundlicher gegen seine Confirmanden gewesen, als an diesem glücklichen Tage .... So male ich mir die Sache aus. Ich denke mir eine stille Pfarrwohnung, die leeren Stunden darin und den glücklichen Bewohner des Hauses, der seit dreißig Jahren an einer lyrischen Anthologie sammelt, oder an einem Verzeichnisse sämmtlicher deutscher Dichter und ihrer Werke. Jetzt findet er ein Lied, dessen Verfasser er nicht weiß. Keines seiner Bücher löst das Räthsel, er wird unruhig und frägt im allgemeinen Anzeiger: „Von welchem Dichter mag das alte Lied seyn:

Ich liebte nur Ismenen,
Ismene liebte mich —?"

Nach vierzehn Tagen kommt die Antwort, und — nicht die Moldau und Wallachei, nicht das Ultimatum, nicht der Freischütz, nicht Herr Pustkuchen und die falschen Wanderjahre kümmern ihn; er weiß jetzt, von wem das Lied ist: „Ich liebe nur Ismenen" — er ist glücklich.

3.

Der edle Fouqué wird schaudern, wenn er Folgendes liest. Der Pfarrer von Bardewitz bei Treuenbrietzen kaufte sich auf dem Jüterbogker Markte eine Stute sammt Fohlen, aus einem von dort vier gute Meilen entfernten Orte gebürtig, und nahm sie in seinen von Fichtenwäldern umgebenen Wohnort mit. In der darauf folgenden Nacht, während der Pfarrer im Bette lag und an nichts Böses dachte, machte sich die Stute mit ihrem Jungen aus dem Staub, um in ihre Heimath zu ihrem angestammten Herrn zurückzukehren: schlug aber nicht den gebahnten Weg ein,

den ſie hergekommen, ſondern nahm durch Gräben, Wieſen und Fichten die richtige von ihr noch nie betretene Seitenſtraße, auf der ſie in der kürzeſten Zeit zu ihrem Geburtsorte gelangen konnte, und ſie hätte auch dieſen wirklich erreicht, wäre ſie nicht eine Stunde davon angehalten worden. „Die heutige Naturphiloſophie (ſagt der Maler dieſes Pferdeſtückes) findet hier ein reiches Feld.“ Allerdings! Aber Staatskunſt ein noch reicheres, wenn auch nur trauriger Betrachtungen. War es ein Ritterpferd, das ſo ſchöne Treue und heilige Ehre gezeigt? Ach nein, es war nicht einmal ein Bürgerpferd. Es war das Pferd eines Baumanns der Aehren, das ſich herausgenommen, ſo viel Verſtand zu haben! Und ſo wuchern die Lehren, welche jene gottvergeſſenen Menſchen ausſtreuen, die ſich Liberale nennen! Und ſo ſtürzen die Scheidewände ein, welche die weiſe Natur zwiſchen Ritter-, Bürger- und Bauernpferden aufgerichtet! Und ſo darf der Franzmann hohnlächelnd nach Jüterbogk weiſen und ſagen: das auch haben wir gethan!

4.

„Ein Frauenzimmer von guter Herkunft und nicht vernachläſſigter Erziehung wünſcht, nachdem ſie bereits in mehrern herrſchaftlichen ſowohl als bürgerlichen Häuſern Gelegenheit gehabt, ſich auszubilden und ihren Grundſätzen Feſtigkeit zu geben, eine möglichſt dauernde Anſtellung.“ Wer ſich nur etwas auf Menſchen und ihre Sprache verſteht, erräth leicht, daß das ungenannte Frauenzimmer, welches ſich hier als Geſellſchafterin anbietet, niemand anders iſt, als die bekannte konſtitutionelle Dame in Berlin. *)

*) Eine fingirte Perſon in den damaligen Theaterkritiken Müllner's.

Ihre demokratiſche Geſinnung und Abneigung gegen die höhern Stände ſprechen ſich deutlich genug aus. Sie ſagt, ſie wäre von guter Herkunft und nicht vernachläßigter Erziehung. Sind denn die Leute von guter Herkunft etwa gewöhnlich vernachläßigter Erziehung, daß es dieſer ausdrücklichen Bemerkung bedurfte? Ihr ironiſches Vorhaben bringt die konſtitutionelle Dame in der Aeußerung, daß ſie ſowohl in herrſchaftlichen als bürgerlichen Häuſern Gelegenheit gehabt, ihren Grundſätzen Feſtigkeit zu geben, noch offener an den Tag. Denn natürlich hat ſie damit ſagen wollen, daß ſie Gelegenheit gehabt, die Feſtigkeit ihrer Grundſätze zu erproben. Das Frauenzimmer, wie man ſieht, hat gute Laune und wäre eine vortreffliche Geſellſchafterin auf Reiſen — nur nicht nach Italien, wegen ihrer höchſt wahrſcheinlichen carbonariſchen Verbindungen.

5.

Neid, hungriger Rabe!... Doch ſtill. Wer nicht hat Shakespeare's Aug', oder Buonarotti's Farben, oder Mozart's Töne — der kann den Neid nicht ſchildern. Ich hätte weinen mögen vor Schmerz und Zorn, als ich es las. Da liegt im Königreiche Sachſen ein Städtchen, Schirgiswalde genannt, und glückliche Menſchen leben darin. Väter, Mütter, Kinder, Brüder und Schweſtern ſcheinen ſie alle zu ſeyn, denn ſo ſtark wie ein verwandtſchaftliches hält ſie das Band der Liebe und Freundſchaft umſchlungen. Dort theilt der Reiche mit dem Armen, Mangel hilft dem Mangel, Ueberfluß wird gegen Ueberfluß getauſcht. Auch der fremde Bettler verläßt freundlich begabt das Städtchen, denn kein hartes Geſetz verbietet, hungrig und menſchlich

zu ſeyn. Die Treue iſt dort zu Hauſe, kein Notar unterzeichnet die Verträge. Streit um Recht und Beſitz, Betrug, Uebervortheilung, Verweigerung des Schuldigen, das Alles iſt ihnen unbekannt. Nur der Tod, nicht der rauhe Spruch des Richters ſcheidet Gatten. An Feſttagen, wenn Tanz und Wein das Blut erhitzen, geſchieht es nie, daß die Luſt in Zank und blutigen Streit ausarte .... Ich weiß es nicht, ob die Bewohner von Schirgiswalde ſo glücklich leben, ich hörte es nicht erzählen, aber wie kann es anders ſein? Wäre nicht Frieden unter ihnen, kennten ſie Haß, Zank, Betrug, Rechtsſtreit, blutige Händel, würden ſie der Häſcher, Gefängniſſe, Richter und Amtleute nicht entbehren können. Aber ſie haben das Alles nicht, ſie leben ſchon dreizehn Jahre ohne Obrigkeit. Ja, ſo iſt es! Im Jahre 1809 kam das Städtchen Schirgiswalde durch den Wiener Frieden von der böhmiſchen Krone an das Königreich Sachſen, und die ſächſiſche Regierung vergaß, es in Beſitz zu nehmen. Doch vergaß ſie es wohl nicht, ſie wollte vielleicht den verwöhnten Menſchen zeigen, daß das Herz auch ein Geſetz, daß Liebe ſo ſtark ſei wie ein Schwert, und Treue ſo richtig als die Wage der Gerechtigkeit. Wenn der Herr des Landes zur Freiheit von Schirgiswalde ſchwieg, wer hätte ſonſt noch das Recht, dagegen zu ſeyn? Wer dürfte jene Menſchen in ihrem Glücke ſtören? Aber da tritt ein Ungenannter im Allgemeinen Anzeiger tückiſch und giftig auf, der ſpricht ein Langes davon, „daß dieſer Ort weit und breit der einzige iſt, der keine Landesobrigkeit hat und keine Landesabgaben zahlt ....“ daß dieſes auf die Umgegend nachtheilig wirke, und beſonders die liebe Polizei gar ſehr dadurch gekränkt werde. Er endigt ſeine Verrä-

therei mit den Worten: „es würde gewiß Vielen angenehm seyn, von Sachkundigen durch diese Blätter zu erfahren, was es mit dem politischen Verhältnisse des Städtchens Schirgiswalde für eine Bewandtniß habe?“ — — Frauen sollen nicht hassen, aber diesen bösen Mann haßt nur. Kein Blick, kein Lächeln, kein freundliches Wort werde ihm zugewendet. Nicht zum Altare, nicht zum Tanze reiche ihm Eine ihre Hand. Verschmäht und vergessen werden, das sei sein Loos, bis er etwa erkrankt und hülflos wird. Dann wartet ihn schwesterlich, damit er beides erfahre: wie wehe Liebloſigkeit und wie wohl die Liebe thue.

6.

Gleich Taschenspielern, Seiltänzern und Kunstreitern producire ich mein schönstes Stück am Schlusse der Vorstellung, damit ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum mitten in der Verwunderung nach Hause gehen und das nächste Mal wiederkommen. Denn allerdings sollen diese Auszüge des Allgemeinen Anzeigers, wenn sie Beifall finden, fortgeführt werden. Die Sache, von der hier gesprochen werden soll, ist ernsthaft, doch heiter zugleich. Man höre. „Ein Edelmann, aus einem altadeligen Geschlechte, in einem der größern Staaten Deutschlands, fühlt sich in den Verhältnissen, in denen er gegenwärtig lebt, durch unverschuldete Zurücksetzung gekränkt und hegt daher den Wunsch, seine dermalige Lage mit einem andern, anständigen Geschäftskreise zu vertauschen. Die Verwaltung des Hofstaates und der Kammer eines fürstlichen oder andern vornehmen Hauses, wobei er auch die Stelle eines Kavaliers zu bekleiden sich vermögend fühlt,

die Intendantur und Aufsicht über Schlösser, Domainen und andere Besitzungen, die Begleitung hoher Personen auf Reisen würden seinen Wünschen, vor allen andern Anstellungen, entsprechen. Zeugnisse seines bisherigen Wohlverhaltens, seiner Pünktlichkeit und Ordnungsliebe und seines ganz arrangirten Etats dürften ihm nicht schwer fallen, von seinen zeitherigen Vorgesetzten beizubringen. Portofreie Briefe unter der Adresse: 6×7=42 nimmt die Expedition dieser Blätter zu weiterer Besorgung an." Schon oft habe ich gewünscht, acht Tage in jedem Jahre ein Hofmann zu seyn. Zu denken, zu fühlen, zu wollen, zu handeln — man wird es müde. Und warum sollten Geist und Herz nicht auch ihren Sabbath haben, an dem sie ausruhen? Warum soll der Mensch, um in der Unthätigkeit neue Thatkraft zu sammeln, nicht von Zeit zu Zeit hinabsteigen dürfen, in das Reich des Schlafes, zu Pflanzen und Steinen, die so glücklich sind, weil sie sorglos, und ohne Sorgen, weil sie keinen Willen haben? Ja ich schmeichelte mir, als Hofmann meine Sache vorzüglich gut zu machen. Ich lächelte wie eine Frühlingslandschaft von Claude Lorrain; möchte es schneien oder blitzen, Winter oder Sommer seyn, ich bliebe Mai und lächelte. Ich wäre noch geschmeidiger als ein Handschuh, denn ich paßte zu beiden Händen, und so schnell sollte mein lederner Daumen in einen Ohrfinger zusammenschrumpfen, daß es das schärfste Auge nicht wahrnehmen sollte. Ich rankte mich an den Nerven meines Gebieters hinauf, bis ich in sein Gehirn, und fröche durch die Höhlen seiner Adern, bis ich in sein Herz gelangte. Ich hätte nur ein Wort für Ja und Nein, und hundert Worte für jede Gleichgültigkeit. Ich wäre wie gutes Waf-

ser, ohne Geschmack und Geruch, und hätte keine andere Gestalt und Farbe, als die mir mein Gefäß gäb'. Auf diese Weise würde ich mich acht Tage behaupten, und mein Gebieter würde früher seinen Günstling, als dieser die Gunst seines Gebieters verlieren. Ich wartete nicht, wie unser Edelmann, bis ich gekränkt und zurückgesetzt würde. Aber aus dessen klagender Bekanntmachung sieht man doch, wie Zeiten und Menschen sich gebessert haben. Die Hofluft schleicht nicht mehr im Verborgenen, sie spricht sich frei und offen im Allgemeinen Anzeiger aus. Welcher kühne Sprung aus einer Antichambre in eine Wirthsstube! Was mit der Stelle eines Cavaliers für Geschäfte verbunden sind, ist mir nicht bekannt, doch muß viel dazu erforderlich seyn, denn der Edelmann drückt sich mit fast ängstlicher Bescheidenheit aus, daß er sich dazu vermögend fühle. Aufsicht über fürstliche Schlösser, wenn sie in einer reizenden Gegend liegen und eine Gemäldesammlung besitzen, möchte ich wohl selbst haben. Was ein ganz arrangirter Etat heißt, weiß ich nicht: ich denke mir zehn verschiedene Dinge darunter, und vielleicht ist keines das rechte. Aber an der Feinheit der angegebenen Adresse: $6 \times 7 = 42$, wird jeder den gewandten Hofmann erkennen. Wegen der Leserinnen, die oft große Kenntnisse haben, aber selten kleine, ist es nöthig zu bemerken, daß jene Zahlen, aus der algebraischen Sprache in die arithmetische übersetzt, so viel heißen soll, als: 6 mal 7 ist 42. Nicht bloß zufällig wurde diese Adresse gewählt; der gekränkte Edelmann wollte vielmehr dadurch zu verstehen geben, daß er 42 Jahre alt sei. Sein Alter anzugeben, schien ihm nothwendig, weil er, wenn er keine Anstellung finden sollte, nicht abgeneigt wäre,

„eine Parthie einzugehen.“ Dieſer Herr nämlich iſt einer jener drei Heirathsluſtigen, von welchen oben die Rede war, ſeine angeführte Bekanntmachung hat noch einen andern Theil. Darin erklärt er, daß er im Genuſſe einer vollkommenen Geſundheit ſtehe, daß ſeine Perſönlichkeit nicht unter die unangenehmen gezählt werden, und er überdieß auch von ſich ſelbſt überzeugt ſeyn dürfe, ohne den Grenzen der Beſcheidenheit zu nahe zu treten, daß eine Frau, die keine überſpannten Forderungen an einen Mann mache, durch ihn gewiß nicht unglücklich werden könnte. Briefe werden portofrei erbeten.

Nachträge zum Conversations-Lexicon.

1819.

Hogarth.

Er war so kunstgeübt, daß er die Lächerlichkeiten, die er in Gesellschaften wahrnahm, auf seinem Fingernagel unbemerkt scenirte, und mit nach Hause trug, um dort die entworfene Zeichnung zu vollenden. Wenn Hogarth zu unserer Zeit lebte, und in solchen satyrischen Absichten manche gesetzgebende Versammlung besuchte, so müßte er sich die Nägel unausstehlich wachsen lassen.

Inquisition.

Die sinnlose alphabetische Weltordnung hat den unschuldigen, liebenswürdigen Insekten im Wörterbuche den nächsten Platz nach der Inquisition angewiesen. Aber sie sind glücklich, denn sie fühlen ihre Schande nicht. Wir aber, wir dulden sie neben uns! Vater des Alls! Deine Kriege, deine Pesten, deine Gifte, deine Kindermorde begreife ich; aber deine Inquisition erfasse ich nicht. Auch die Fürsten und ihre Räthe, auch die Genossen des heiligen Bündnisses verstehe ich nicht. Wo liegen die Florida's? Wo liegt die Insel Cuba? Fraget Millionen Deutsche, Franzosen, Russen, und sie wissen es nicht. Und

dennoch kann es dahin kommen, daß sie Herd, Weib, Kind und Vaterland verlassen, und wegen jener ungekannten Dinge ihr Blut versprützen müssen! Aber um die ruchlose Inquisition bleiben sie unbekümmert; es wird geduldet, daß sie die Menschheit schände und die Majestät des deutschen Volkes beleidige. Wir haben gelesen, daß sie so schamlos war, der badischen Regierung kund zu thun, sie habe den Hauptmann Rutschmann im Bilde verbrannt; und keine diplomatische Feder von Lissabon bis nach Stockholm, ob sie zwar noch alle naß und gerüstet sind, wegen der Mediatisirten und der Florida's, wird jenen Schimpf rächen! Noch einmal, ich begreife sie nicht, die Gewaltigen dieser Erde. Sie sehen, daß die Pulvermine Spanien sich täglich furchtbarer ladet, und sie bleiben ruhig. Aber wenn sie springt, dann bersten die Pyrenäen, dann wird verschüttet die Meerenge von Gibraltar und die ungeheuern Trümmer stürzen auf die Bewohner zweier Welttheile zermalmend herab.

Correggio.

Man erfährt doch mancherlei, wenn man mancherlei liest. Noch vor zwei Monaten wußte ich nicht, was ich jetzt weiß, nämlich Folgendes: Was hat ein kuhschnappler Censor Aehnliches mit dem Maler Correggio? — „Sie sind beide Meister in Verkürzungen."

Gerichtsverfassung.

„Vermummte Vehmschöffen," werden gewisse deutsche „Urtelsverfasser" genannt. Aber in diesem Ausdrucke ist mehr Bosheit als Wahrheit. Es giebt in

Deutſchland mehrere Gerichte, bei welchen die Oeffentlichkeit durch Angabe der Entſcheidungsgründe ſo weit getrieben wird, daß man nicht bloß dieſe, ſondern auch die nichtentſcheidenden Gründe mittheilt, und nicht allein das begangene Verbrechen genau angiebt, ſondern ſogar bemerkt, wenn ein Beklagter blos wegen Verdachts verurtheilt worden iſt. Auch ſind die Abſchriften der Protokolle gegen die Bezahlung der Gebühren zu jeder Zeit bei ihnen zu haben. Iſt das nicht Oeffentlichkeit genug, ja mehr als gut iſt — für die Gerichte?

Käſtner.

Es wird von ihm erzählt, daß, je größere Fortſchritte er in der Mathematik gemacht, je ſchwerer ſei ihm das Addiren und das Einmal Eins gefallen. Jetzt begreife ich, warum große politiſche Köpfe das kleine tägliche Regieren nicht verſtehen; und wenn mir ferner ungerechte Richterſprüche vorkommen, werde ich ſchließen, daß deren Verfaſſer große Juriſten waren.

Falſche Rechnung.

Ein Schreiben aus Paris, welches die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 29. Juni mittheilt, enthält den Satz: „Die Miniſter fühlen und wiſſen, daß ſie die „königliche Gewalt auf's Spiel ſetzen, dächten ſie daran, „die Nation um dreißig Jahre zurück führen zu wollen.“ Hierzu macht die genannte Zeitung folgende Note: „Zurück„führen? Was das Zurückführen betrifft, ſo getrauten wir „eine Wette einzugehen, daß wir, Umfrage von Haus zu „Haus, von Dorf zu Dorf haltend, immer unter zehn

„Stimmen wenigſtens ſieben für den Zuſtand vor dreißig „Jahren, im Vergleiche mit der Gegenwart, finden wollten.“ — Wie gut wäre es, wenn allen falſchen Anſichten, ſo wie hier, ein mathematiſcher Ausdruck gegeben würde: deren Wiederlegung zum Frommen der Blödſinnigen wäre dann ſehr leicht. Nun wohl, ich nehme die Wette an, und erſuche den Herrn Bemerker, die Umfrage in ganz Frankreich, ſobald als möglich, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus anzuſtellen. Natürlich nehme ich dabei aus, daß die fünfzigjährigen Franzöſinnen nicht über die Sache befragt werden, denn es läßt ſich leicht denken, daß dieſe den Zuſtand vor dreißig Jahren, wo ſie noch jung waren, dem jetzigen vorziehen müſſen. Was aber die übrigen Einwohner betrifft, ſo will ich die Wette verloren haben, wenn ſich unter Tauſenden mehr als Einer findet, der die Baſtille der Oeffentlichkeit der Gerichte, die Lettres de Cachets der Jury, ein Jeſuitencollegium dem wechſelſeitigen Unterrichte, eine Maitreſſenregierung der Geſetzgebung der Kammern, und die Feudalität der Gleichheit vorziehe. Die Ultras und ihre Söldlinge, die Miſſionnäre machen gewiß nicht ſieben Zehntheile der franzöſiſchen Bevölkerung aus. Wäre dieſes, dann müſſe ja durch eine ſolche überwiegende Mehrzahl nothwendig der Zuſtand vor dreißig Jahren wieder herbeigeführt werden.

Klubbs.

Im vorigen Jahrhunderte gab es in London mehrere Klubbs von ſehr ſonderbarer Beſtimmung. Da war einer, deſſen Mitglieder nur aus dicken Perſonen beſtanden. Das Zimmer, in welchem die Geſellſchaft zuſammenkam,

war sehr geräumig und hatte zwei Eingänge, von welchen der eine von mittelmäßiger Größe, der andere aber sehr breit war, und aus zwei Flügelthüren bestand. Konnte ein Candidat dieses korpulenten Klubbs durch die erstere Thüre hereinkommen, so ward er als untauglich verworfen; blieb er aber stecken, und konnte den Durchgang nicht erzwingen, dann öffneten sich ihm die Flügelthüren zu seinem Empfange, und er ward als Bruder begrüßt. — Ein anderer Klubb bestand blos aus mageren Personen. Unter der Regierung Karls II. ward der Klubb der Duellisten errichtet, deren Mitglieder Jemanden im Duell umgebracht haben mußten. Für die, welche nur erst Blut abgezapft hatten, war einstweilen ein Seitentisch bestimmt.

Herostratus.

Wollt Ihr Herostrate bilden, so fesselt nur die Kraft des Genius und verschließet ihm die Bahn des Ruhmes. Schnell trifft des Henkers Beil und die Nachwelt flucht keiner Asche. —

Komet.

Die abscheulichen Philosophen haben sogar die Sterne vom Himmel verführt, so daß man sie zu keinen guten Werken mehr gebrauchen kann. Die sonst so gottesfürchtigen Kometen sind von der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts angesteckt worden. Früher waren sie wohlthätige Vorboten von Hungersnoth, Krieg und Pest, und ihr langer Schweif diente der Geistlichkeit und den Gewaltherrschern zur Zuchtruthe, womit sie das sündische Volk wegen seiner Unarten abstraften und auf viele Jahre schreckten.

Jetzt aber sind die Kometen nichts schlimmeres als Festprogramme. Der gegenwärtig sichtbare verkündet der frohen Erde und den Millionen anderer Weltkörper, denen er sich zu erkennen giebt, die Geburt eines französischen Prinzen. Diese astronomische Belehrung giebt der Memorial Bordelais vom 4. Juli des 19. Jahrs des 19. Jahrhunderts. Dort heißt es wörtlich: „Gestern und vorgestern zeigte sich ein hellstrahlender Komet am Himmel. Das Volk, gewohnt solche Erscheinungen als glückliche Vorbedeutungen anzusehen, sieht den Kometen als den Boten an, welcher ihm die Erfüllung seiner Wünsche für die Geburt eines Herzogs von Bordeaux verkündigt." Das sind doch wieder einmal ächte, legitime Kindereien aus den schönen Zeiten Ludwigs XIV. Es ist aber sehr zu bezweifeln, ob es dem Herzoge von Berry willkommen seyn möchte, daß ihm ein Sohn und künftiger König der Franzosen von Sternen verkündigt werde, die, wie das Conversations-Lexicon sagt, „gemeiniglich nur ein schwaches Licht haben und in eine Art von Nebel eingehüllt sind."

Lit de Justice.

Das Bett der Gerechtigkeit. Der schwierigste Philolog muß bekennen, daß diese, obzwar slavische Uebersetzung, dennoch schöner sei, als das ehrsame, gepuderte und publicistische Original. Im alten Französischen bedeutete dasselbe Wort: Bett und Thron. Aber die Franzosen, diese Vandalen, haben ihre schönsten Alterthümer zerstört. Wir Deutsche sind antiquarischer gesinnt. Napoleon selbst hatte alle Eiderdunen aus den Thronpolstern geschüttet, („damit sich kein Weichlicher darauf setze"),

und gesagt: ein Thron sei nur ein Stückchen Holz mit rothem Sammt überzogen. Aber Wir? Im alten Frankreich war der Bett-Thron oder das Thron-Bett, im schlimmsten Falle, ein zweischläfriges Graham-Bett, und die Sache erträglich. Aber die 39 Krankenstuben des deutschen Hospitals sind voller Betten der Gerechtigkeit, wo das leidende Recht schläft und phantasirt. Wir haben 7schläfrige, 42schläfrige, ja 85schläfrige Betten solcher Art. Ein Jahr vor dem Ausbruche der französischen Revolution hatte Ludwig XVI. das letzte Lit de Justice gehalten; aber jeder Tag des Menschen kann der letzte seines Lebens, jede Handlung seine letzte seyn. Daran sollten auch Fürsten denken.

Aix.

Im Departement der Rhône-Mündungen, ehemals Hauptstadt der Provence. Es macht mir herzlichen Verdruß, daß dieser Artikel gar nicht im Conversations-Lexicon steht. Stünde er darin, so könnte ich ohne Weiteres folgenden Nachtrag dazu machen; jetzt aber werden sie sagen, ich suche Händel und wäre ein böser Mensch.

Daß das Senkenbergische Hospital zu Frankfurt am Main, nach dem Willen seines Stifters, nur zur Aufnahme kranker Bürger bestimmt ist, kann freilich nicht getadelt werden. Aber der menschenfreundliche Trieb und die wohlthätigen Folgen des Vermächtnisses läßt uns das erwähnte Gebrechen leichter verzeihen. Auch hat diese Einrichtung wenigstens die gute Folge, daß, da die Zahl der Kranken auf eine kleinere Zahl beschränkt bleibt, die Pflege, die ihnen zu Theil wird, um so aufmerksamer und vollständiger seyn kann. Wenn aber auch das Spital für Dienst-

boten zu Frankfurt, eine Wohlthätigkeitsanstalt, welche von der Regierung verwaltet wird, die jüdischen Dienstboten ausschließt, was soll man alsdann sagen? Man soll sagen: bei den gigantischen Fortschritten, welche der koloſſale Frankfurter Geist zur menschlichen Versittlichung macht, läßt sich erwarten, daß in der kurzen Zeit von fünf bis sechstausend Jahren diese Verhöhnung der kranken Judenmägde aufhören werde. Aber, wenn man nicht blos diesen letzteren, sondern den christlichen Mägden, wenn sie bei Juden dienen, in Fällen der Erkrankung die Aufnahme in das genannte Spital verweigern wollte, was soll man alsdann sagen? Dann soll man dulden, weinen, verzeihen, hoffen und — schweigen? — Nein, man soll nicht schweigen; man soll reden, laut, oft, bestimmt, zu aller Welt, und ohne Scheu, damit die öffentliche Meinung, die Königin der Welt, richte, urtheile, strafe und beschäme.

Aber meinen versprochenen Nachtrag zu Aix darf ich nicht vergessen. In dieser Stadt ist ein Krankenhaus, welches im Jahre 1515 von einem dortigen Einwohner, Namens La Roque, gestiftet worden. Der Stifter hatte in seinem Testamente verordnet, daß „jeder leidende Mensch, welchen Glauben er auch habe, etiam diabolus (der Teufel selbst) — das sind seine eigenen Ausdrücke — in das Hospital aufgenommen werden müsse.“ Er hat ferner erklärt, daß es sein Wille sei, daß man zu den Verwaltern des genannten Hospitals niemals „irgend einen Geistlichen, welchen Rang er auch in der Kirche habe, etiam Papa (und wäre er Pabst) nehme.“ — „Ces hommes là connoissoit son monde,“ sagt Jouy, der im Ermite en Province Verstehendes erzählt.

Aber was that ein ächter Frankfurter Judenhasser, nachdem er dieses gelesen, und sich zwei Viertelstunden auf einen derben Einfall besonnen? Was er that? Ich sehe ihm in sein gutes Herz; er ist im Stillen wütig und denkt: „Und wenn auch; ein Jude ist ärger als der Teufel, und er kommt doch nicht hinein!“

Der kleine Haman.

(1819.)

In den vorigen Blatte der Zeitschwingen, fand ich ein mich gerichtetes Schreiben, welches den braven Juden und ungesunden Christen handelte. Ich hatte versprochen, darauf zu antworten, und will jetzt mein Wort lösen. Anfänglich gedachte ich, bei dieser Gelegenheit mein gutes Herz auszuspucken, daß voller Spott und Trauer ist, wegen einiger verdrehten Narren, welche die friedlichen Gassen meiner Vaterstadt beunruhigen. Aber bald fiel mir ein, daß man schwache Köpfe und Magen ihonen müsse, und ihnen bittere Arzneien, auch wenn sie heilsam sind, nur in kleinen Gaben reichen dürfe. Darum will ich jetzt nur sagen, was für den Augenblick Noth thut.

Der Frankfurter Briefsteller beginnt sein Schreiben mit der Behauptung: in dem was ich über die Krankenanstalten gesagt, sei „viel Unwahres“ enthalten; diese Behauptung ist unwahr. In einem einzigen Punkte habe ich mich geirrt, und ich bekenne es offen. Darin nämlich: Am Schlusse des Artikels „Nix“ sagte ich: „Aber was thut „ein ächter Frankfurter Judenhasser, nachdem er dieses „gelesen, und sich zwei Viertelstunden auf einen ver„den Einfall besonnen? Was er thut? Ich sehe ihm in sein „gutes Herz: er ist im Stillen witzig und denkt:

...." Aber der kleine Haman, der mir gegenübersteht, hat sich acht Tage besonnen, war vorlaut unwitzig, und schrieb ohne zu denken. Was ich sonst behauptet, ist wahr, und wird ja von dem Briefsteller selbst eingestanden. Ich hatte gesagt: christliche Mägde, welche bei Juden dienten, würden in das Spital nicht aufgenommen, und mein Gegner läugnet dies nicht. Gegen Bezahlung werden sie vielleicht aufgenommen, doch die Dienstboten der christlichen Einwohner finden unentgeltliche Pflege, und das eben ist die Härte und Ungerechtigkeit, worüber ich Klage führte. Ich hatte ferner gesagt: jedes Spital würde von der Regierung verwaltet. Natürlich wollte ich nichts anderes damit ausdrücken, als daß, da es der Regierung frei stehe, diese Wohlthätigkeitsanstalt, nach den Regeln der Menschlichkeit, zum allgemeinen Besten zu leiten, dieses auch ihre Pflicht sei. Daß dieses Spital sein eignes Vermögen habe, war mir wohl bekannt, mein Gegner gesteht, der Staat habe die obervormundschaftliche Aufsicht. Hatte ich etwas Anderes behauptet, und ist der Staat dieser Aufsicht zu Folge nicht berechtigt, auch die unentgeltliche Heilung des kranken Gesindes der Juden zu fordern? Unter der großherzoglichen Regierung hatten die Juden auch hierin gleiche Rechte und erst nach der Schlacht von Hanau wurden die geflüchteten, und sieben Jahre lang verborgen gehaltenen politischen Reliquien wieder herbeigeholt, und der alte abergläubische Bilderdienst dem Volke von Frankfurt, das den wahren Gott der Milde kennen und anbeten gelernt hatte, von Neuem aufgedrungen.

Haman, der Kleine, findet etwas darin, daß die Juden mit den hohen Herrschaften und Postillonen gleiches Recht

hätten, ihr Gesinde gegen Vergütung in das Spital zu schicken. Er sagt: „doch das ist dem Judenfreunde in „Num. 36 der Zeitschwingen nicht genug, er möchte in „lebendiger Betriebsamkeit überall gern ärnten und mit„theilen, auch da, wo er nicht säete, auch da, wo er nicht „mitgründen und erbauen half.“ — Zuvörderst bin ich kein Judenfreund, ich bin der Freund aller Menschen, ja sogar solcher, die dem Briefsteller gleichen. Denn nach meinem Systeme von der besten Welt weiß ich auch, wozu böse Narren darin dienen; doch rede ich nicht davon, damit mein Gegner nicht stolz werde über seine hohe Bestimmung. Ferner erscheint es mir nicht als etwas Besonderes, daß man in Frankfurt außer Verstand für Geld Alles haben könne. In einer Handelsstadt ist dieses ganz in der Ordnung. Die Juden in Frankfurt sollen und wollen nicht ärnten, wo sie nicht gesäet haben. Da sie aber so reichlich als die christlichen Einwohner, ihr jährliches Saatkorn in Abgaben und Steuern entrichten, so haben sie auch so viel als jene auf alle öffentlichen Einrichtungen Ansprüche zu machen, die im Staate zum allgemeinen Nutzen bestehen, und sie sollten nicht nöthig haben, den einzelnen Gebrauch derselben besonders vergüten zu müssen. Der ironische Briefsteller will mich ärgern und schreibt: „Rechte, bei denen eine Zahlung Statt findet, scheinen den wahren Judenfreunden keine Rechte zu seyn.“ Der kleine Haman, wie es scheint, ist ein großer Freund vom Bezahlen und Erkaufen; ich bin es nicht. Denn ich weiß aus Erfahrung, daß dort, wo das Recht bezahlt werden muß, auch das Unrecht erkauft werden kann.

In's Irrenhaus zu Frankfurt werden, wie der Brief-

steller versichert, die Juden aufgenommen, und dieses ist die Einzige öffentliche Anstalt, von der sie nicht ausgeschlossen sind. Es ist doch sonderbar, daß die Juden erst wenn sie Narren geworden, gleiche Rechte mit den Christen genießen. Wenn ihnen keine andere, als eine solche Befähigung zum Genusse des Frankfurter Staatsbürgerrechtes mangelt, so liegt doch viel Tröstliches in ihrer Zurücksetzung.

Der kleine Haman kam erst nach großen Ausschweifungen (Digressionen) in die Krankenanstalten hinein, (solcher Weg führt oft zu solchem Ziele). Junge Leute verführen sich wechselseitig durch ihre Ausschweifungen; ich erfahre es jetzt, denn ich werde auch ausschweifen. Der Briefsteller vermuthet, daß dasjenige, was ich über den betreffenden Gegenstand gesagt, „den Herrn Redakteur nicht zum Verfasser habe, da ihm die Verhältnisse der Frankfurter christlichen und jüdischen Hospitäler bei mehrjährigem Functioniren auf der Polizei, wohl bekannt sein können.“ Der Briefsteller hat falsch vermuthet. Der Verfasser des betreffenden Aufsatzes und der Redakteur der Zeitschwingen sind eine und dieselbe Person. Aber es ist mir nicht gezeigt worden, daß mir die Verhältnisse der Frankfurter Spitäler unbekannt wären. Weil meine ehemalige Anstellung bei der Polizei zur Sprache gekommen, so will ich einer hierher gehörigen andern Erfahrung erwähnen, die ich während meiner Amtsführung gemacht habe. Nämlich, daß die Stimmung des Hasses, die gegen die Frankfurter Juden sich ausspricht, nur eine erkünstelte, scheinbare ist, welcher die eigentliche Gesinnung der dortigen christlichen Bürgerschaft gar nicht zusagt, und die nur

von einigen Regierlingen aus Herrschsucht, und von einigen Krämern aus Habgierde dauchrednerisch hervorgebracht, und als die Sprache Vieler ausgegeben wird. Man hat nirgends bessere Gelegenheit als bei Polizeistellen, die Gemüthsart eines Volkes, seine Leidenschaften, Neigungen und Abneigungen kennen zu lernen; weil dort dieses alles in hundert Ausbrüchen, täglichen Zänkereien und Händeln sich offenbart, und zur gerichtlichen Untersuchung kömmt. Aber während meiner dreijährigen Amtsführung ist mir weder in meinem eigenen Geschäftskreise, noch in dem der übrigen Angestellten auch nicht ein einziges Beispiel vorgekommen, wo Juden und Christen als *solche* einander feindlich gesinnt sich gegenüber getreten wären. Der Frankfurter Bürger des Mittelstandes (und nur letzterer allein bildet den eigenthümlichen Geist einer Volksgemeinde; denn der ungeschliffene Pöbel und die abgeschliffenen Vornehmen sind überall sich gleich) erschien mir zwar rasch und auffahrend, aber auch gutmüthig, ehrlstolz, ohne Falsch und Gleisnerei, und rechtschaffen im strengsten Sinne des Wortes. *Diese* sind es nicht, welche die Juden verfolgen; aber man läßt sie nicht zu Worte kommen, und sucht sie über diesen Punkt, so wie über manchen noch wichtigern des Frankfurter Gemeinwesens zu täuschen.

Ich kehre zu meinem kleinen Haman zurück: er wird unterdessen gewachsen seyn. Er sagt, die Tendenz meiner, in dem betreffenden Gegenstande geführten Klage gehe offenbar dahin, „bei den Juden Haß, Anmaßung, Grimm zu reizen und zu schärfen — so wird den Juden nicht geholfen." Die Juden haben wohl das Recht, ihre Unterdrücker zu hassen, und man braucht sie nicht erst dazu auf-

gurtzen. Sie maßen ſich nichts an, ſie fordern nur die Rechte, die jeder Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft hat, und die man weder zu verdienen braucht, noch verſcherzen kann. Grimmig ſind ſie gar nicht; aber der kleine Haman iſt grimmig, und das nimmt ſich gar zu närriſch aus. Aber geholfen wird ihnen auf jeden Fall durch öffentliche Rede. Es kömmt nur darauf an, die Mehrzahl der chriſtlichen Bürger zu enttäuſchen, ihre Menſchlichkeit aufzuregen, und wo dieſes nicht gelänge, wenigſtens zu zeigen, wie ſie durch Unterdrückung der Juden und Einſchränkung ihrer bürgerlichen Verhältniſſe ihrem eigenen Vortheile in dem Wege ſtehen. Dieſen Zweck zu erreichen iſt leichter, als der kleine Haman denkt. Es haben mich mehrere ſehr achtungswerthe Mitglieder des Senates und des geſetzgebenden Körpers verſichert, daß dieſe beiden Staatskorporationen wohl fühlten, wie Unrecht ſie den Juden thäten, und daß ſie ſelbſt nicht hofften, ihre Abſichten mit ihnen durchzuſetzen: daß ſie ſich ſchämten, die neue Judenordnung, die ſie der Bundesverſammlung vorgelegt, durch den Druck bekannt zu machen, und daß manche Mitglieder des geſetzgebenden Körpers jenem Regulative nur darum ihre Beiſtimmung gegeben, weil ſie hofften, daß in ſolcher grellen Feindſeligkeit abgefaßt die Bundesverſammlung daſſelbe ganz verwerfen werde. Und dieſes ſei ihr Wunſch, den ſie aber, offen verfolgt, nicht erreicht haben würden.

Es iſt nichts lächerlicher als das Schreckbild, welches der kleine Haman den Juden vorhält, indem er ihnen Verderben droht, wenn ſie in ihrem Streben nach Freiheit glücklich wären. Er ſagt: dieſes führe „zu einem entſchei-

denden Kampfe." Ferner: „jede neue Hingabe von Rechten ist nur ein neuer Sporn, die blutige Entzweiung in den Staaten früher herbeizuführen." Man möchte des Teufels werden und sich todt lachen (nämlich nach Umständen eins von beiden), wenn man diese Spießbürger sieht, wie sie ihre kleine brabanter Elle an die großen Verhältnisse der Zeit legen, und mit ihrem Lothgewichte Pfeffer und Weltereignisse abwägen. Sie sind so verrückt, daß sie ganz im Ernste glauben, es würde Europa in Flammen setzen und die Staaten zur blutigen Entzweiung führen, wenn die Juden Eckhäuser kaufen dürfen. Es giebt in Frankfurt Narren, die einen leiblichen Eid darauf schwören, Napoleon wäre von Gott aus keinem andern Zwecke vernichtet worden, als damit die Juden von der Schnurgasse der großen Stadt Frankfurt verjagt würden; und wenn ihnen ein billiger Mann sagte: „Meine Herren, Sie haben in der Hauptsache Recht, der Brand von Moskau und die Leipziger Schlacht mußten Statt finden, damit die Schnurgasse der großen Stadt Frankfurt von den darin wohnenden Juden gesäubert würde: aber vielleicht hat die Vorsehung noch ihre kleinen Nebenabsichten dabei gehabt", so würden sie ihn auslachen und sagen: Das müßten sie besser verstehen.

Der kleine Haman haßt die Juden vorzüglich darum, weil sie mit den Christen nicht essen und weil sie die Ehe mit den Christinnen verbieten. Ich will ihm hundert Juden in's Haus schicken, die täglich mit ihm essen und nach Tische seine Töchter zu Frauen fordern sollen (vorausgesetzt nämlich, daß sie hinreichende Aussteuer erhalten), und jetzt frage ich ihn: ob er diesen Juden Bürgerfreiheit will ge-

währen lassen? Ich frage ernstlich und erwarte ernste Antwort. Keine Ausflüchte, keine altherkömmlichen Redensarten! — Mein Gegner klagt: die Juden isolirten sich durch Gebräuche und Gesetze. Er sagt: „Wenn die Juden ihr isolirtes System verlassen, als Brüder zu uns treten, so wird die Gesammtheit die Aufnahme, die Rechte, die Auszeichnungen erhalten, die vielen Einzelnen, die sich zu uns gesellten, von allen Seiten zu Theil wurden.“ Er erkläre mir auf eine unzweideutige Art, was die Juden zu thun haben, um ihr isolirendes Wesen aufzugeben, auf welche Weise sie sich den Christen als Brüder zu erkennen geben sollen, und man ihnen, wenn sie es thäten, oder denjenigen unter ihnen, die es thun, Bürgerfreiheit geben wolle. Er erkläre mir ferner, ob es keine Juden in Frankfurt gäbe, welche jene Forderungen bereits erfüllten, und wenn es solche giebt, warum man sie vor den übrigen nicht auszeichne. Aber noch einmal, ich erwarte Antwort in bestimmten Ausdrücken, und wir wollen diese wichtige Sache vor dem Gerichtshofe der öffentlichen Meinung, als redliche Männer und im Vertrauen auf unser Recht, mit aller Kraft vertheidigen.

Aber ich weiß es vorher, daß sich der Gegner der Juden und der meinige zurückziehen, oder wenigstens hinter die Hüllen altherkömmlicher Redensarten, die wegen ihrer dunstigen Beschaffenheit gar nicht zu zerreißen sind, weil sie immer wieder zusammenfließen, verstecken wird. Und wer ist dieser Gegner? Etwa ein handelsneidischer Krämer? Oder ein bigotter Christ? Oder ein unerfahrener, im Aberglauben auferzogener Mensch, der nie Juden gesehen und glaubt, sie wären eine Art Teufel mit Hörnern und Bocks-

füßen? Nein; der Verfasser jenes Schreibens ist ein sogenannter gebildeter Mann, ein Mann, der recht gut weiß, daß den Juden Unrecht geschieht, ein Frankfurter Arzt. Wie, ein Arzt? Ein Mann, der da weiß, daß ein neu gebornes Judenkind weint und begehrt, wie und was die andern; ein Mann, der die Nieren kennt, und das Herz und die Sinne, und weiß, wie sie bei Juden und Christen gleich gebildet, und daß die Natur keinen Unterschied gemacht; ein Mann, der am Krankenbette sitzt und wahrnimmt die mannichfaltigen Schmerzen und Leiden des schwachen, leicht verletzlichen Menschen, und begreift, daß er des Beistandes bedarf und der Liebe seiner Mitgeschöpfe; ein Mann, der Sterben sieht und die Vergänglichkeit des Lebens, und wie es zu kurz sei selbst zur Liebe, geschweige zum Hassen, und sieht, wie der höhnische Tod des menschlichen Hochmuths spottet, und daß die Würmer den Leib des Bürgers so frech zernagen, als den des Schutzjuden und des Beisassen — ein solcher Mann sollte befangen sehn von den wahnsinnigen Begriffen besinnungsloser Menschen? Nimmermehr. — Doch ich will Großmuth üben, und lieber an seinem Kopfe zu zweifeln scheinen, als den Zweifel an seinem Herzen verkünden.

Nachtrag.

Herr Dr. Barrentrapp hat in einem, mir zugesendeten und mit seinem Namen unterzeichneten Schreiben dasjenige zu widerlegen gesucht, was ich in einem frühern Blatte der Zeitschwingen unter der Aufschrift: „Der kleine

Haman", gesagt habe, und er forderte, daß es abgedruckt werde. Das Verlangen war billig und es wäre meine Pflicht gewesen, es zu erfüllen. Aber der Verleger der Zeitschwingen weigerte sich standhaft, das Schreiben aufnehmen zu lassen, und zwar aus dem Grunde, weil es zu lang sei, und sich die auswärtigen Leser mit Recht darüber beschweren könnten, daß man ihnen einen Gegenstand, für den sie keine Theilnahme haben, wiederholt und breit aufdringe. Das Einzige, was ich daher thun kann, und welches wahrscheinlich dem Herrn Einsender genug ist, besteht darin, daß ich die in dem Briefe mir gemachten Vorwürfe ausziehe und mittheile. Das ganze Schreiben ist ein Wermuthaufguß; wenn ich nun das Wasser wegschütte und die Bitterkeiten trocken hinabschlucke, so zeige ich mich hinlänglich als ein tugendhafter Mann. — Folgendes wird mir eingegeben. . . . . Ich hätte mich gemeiner Schimpfreden bedient. — Unter deutsch verstünde ich, was der Pöbel darunter versteht, dem grob und deutsch synonym wären. — Ich sei nicht werth den Namen eines Deutschen zu führen. — Ich wäre kein Deutscher, sondern ein Fremdling, ohne Heimath, ohne Herd, von jedem patriotischen Gefühle entblößt und leer. — Ich hätte die Cardinal-Untugend der Juden, den Eigensinn. — Ich wäre ein falscher Freiheitsapostel. — Ich hätte mich in meiner Blöße und Nichtigkeit gezeigt. — Ich gebehrdete mich wie ein Gesetzgeber und wäre doch keiner. — Es wäre von mir am ersten zu erwarten, daß ich eine Christin heirathete, wenn sie Geld hätte. — Ich hätte, um den Christen meine Abstammung zu verbergen, meinen Namen Ludwig Baruch in Dr. Börne verwandelt. — Aber „nicht die

Aenderung des Namens, die aufrichtige, redliche Gesinnung sei es, die die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat. — Ich sollte mich unter eine freiwillige Censur setzen, denn so lange ich unter einem Censor gestanden, hätte ich einen blühenden Styl und Witz gehabt, jetzt aber sei es nicht mehr so" ... Aus diesem Allen geht klar hervor, daß ich Unrecht gehabt, zu behaupten, es sei hart, daß christliche Mägde, welche im Falle der Erkrankung im heil. Geist-Spitale unentgeltliche Pflege und Heilung finden, diese Ansprüche verlieren, sobald sie bei Juden in Dienst treten.

Freiheit und Gleichheit, ohne Revolution.

(1819.)

Das kurheissische Dorf Bockenheim, dessen Häuser eine halbe Stunde von Frankfurt entfernt liegen, und dessen Weichbild noch um die Hälfte näher reicht, ist zur Stadt erhoben worden. Dort sollen alle Einwohner sich gleicher Rechte erfreuen, und die Fremden, welche dahin ziehen, ohne Unterschied der Religion, auch die Israeliten, gleiche Freiheiten mit den alten Einwohnern genießen. So hat denn auch hier die gütige Natur neben der giftigen Wurzel das Heilkraut tröstend erstehen lassen. So ist dem verfolgten, geschändeten, mit Füßen getretenen Rechte eine Freistätte geöffnet, wohin es sich flüchten und wo es gedeihen kann. So können die Juden zu Frankfurt, die von ihren christlichen Mitbürgern mißhandelt werden, den Sitz ihrer Sklaverei ohne Zerstörung ihres Wohlstandes verlassen und in Bockenheim endlich ein Vaterland finden; sie müßten denn durch lange Knechtschaft so verknechtet worden seyn, daß sie um wenige Jahre etwa geringern Handelsgewinnstes ihre Freiheit nicht erkaufen wollen.

Es ist bekannt, daß die christliche Bürgerschaft zu Frankfurt (oder vielmehr diejenigen, welche sich das Wort für sie angemaßt; denn die Mehrzahl der Einwohner ist gut gesinnt und verabscheut den Geist der Verfolgung), gleich

nachdem sie das wiedererlangt, was sie die Freiheit ihrer Stadt nannte, diese Freiheit dadurch mißbrauchte, daß sie den Juden die bürgerlichen Freiheiten entzogen, welche diese unter der großherzoglichen Regierung genossen. Seitdem führen diese beiden Religionspartheien einen Rechtsstreit, der von der Bundesversammlung entschieden werden soll. Kürzlich hat der gesetzgebende Körper in Frankfurt ein Regulativ entworfen, enthaltend die Rechte, welche künftig den Juden eingeräumt werden sollen, und diesen Gesetzesentwurf der Commission der Bundesversammlung, welche mit diesem Gegenstande beschäftigt ist, überreicht. Ich werde darauf zurückkommen und das Regulativ den Lesern mittheilen. Bis dahin mögen sie mich einen Verläumder schelten, wenn ich sage, daß Alles darin zusammengehäuft ist, was nur der Uebermuth der Macht Grausames, und der spießbürgerliche Gewaltdünkel Lächerliches hat. Rechte der Natur und des Staates sind darin auf's Grausamste verhöhnt und verletzt. Die alte pharaonische Polizei, die Bevölkerung der Juden zu vermindern, wird von Christen nachgeahmt. Kein Jude soll vor dem fünf und zwanzigsten Jahre heirathen dürfen. In ihrem Handel sind ihnen einige der engsten, dunkelsten Gassen angewiesen. Der Handelsmann, dessen Haus zwei Seiten oder Ausgänge hat, der darf nur an der einen Thüre Verkehr treiben. In den Straßen, worin die Juden Läden besitzen, dürfen sie keine Eckhäuser haben; und dergleichen Narrheiten mehr. Ich bin ganz lustig geworden über diese Krähwinkelstreiche. Anfänglich war mir das Herz zusammengepreßt, da gedachte ich der lächerlichen Wuth, mit welcher Menschen sich verfolgen, die

dieſes kurze Gaſthausleben nur auf wenige Minuten zuſammenführt.

Ziehet nach Bockenheim, Kinder Iſraels. Nehmet Euer Geld mit, aber Euern Eigenſinn und manches Andere laßt in Frankfurt zurück. Und wenn Ihr zu Macht kommt, ſo mißbraucht ſie nicht, und erinnert Euch, wie Unterdrückung ſchmerzt.

Wahrſcheinlich iſt es einer der getreuen Bornheimer Nachtarbeiter, (denn er ſpricht mit großer Sachkenntniß von Schmutz und Ekel,) der in der Aarauer Zeitung vom 18. Auguſt einen Bericht über die zu Frankfurt ſich ereignete Judenverfolgung eingeſchickt hat. Ich thue deſſen Erwähnung, nicht um ihn zu widerlegen, ſondern aus nationalökonomiſchen Gründen. Der Erzähler hat Tadel verdient, daß er für die Erzeugniſſe ſeines Fleißes einen ausländiſchen Markt geſucht, und er verrieth hierdurch wenig vaterſtädtiſche Geſinnung. Die Witz-Ausfuhr von Frankfurt ſollte ſtreng unterſagt ſeyn, und jene ſchändlichen Wucherer, die aus der Noth ihrer Mitbürger einen Gewerbszweig machen, müſſen gehängt oder gehenkt werden. Jener Bericht ſchließt mit den Worten: „Möge daher dieſer Vorfall die hieſige Judenſchaft belehren ... ſonſt würden ſie beſſer thun, dem Rathe ihres Fürſprechers, Dr. Baruch, genannt Börne, recht bald zu folgen, und von hier nach der neuen Stadt Bockenheim in Frieden abzuziehen.“ ... Dieſen närriſchen Refrain habe ich ſchon einige Male in öffentlichen Blättern von den Ufern des Mains her ſingen hören. Meine Herren Feinde, denen das kritiſche Schießpulver ausgegangen, drehen ihr Gewehr um und gehen

mit dem Flintenkolben auf mich zu: aber ich weiche ihnen geschickt aus, denn solch' ein blaues Vergnügen ist meine Sache nicht. Diese bescheidenen Menschen bilden sich nämlich ein, ich hätte, um neutestamentarisch zu erscheinen und mit ihnen verwechselt werden zu können, meinen Namen verändert. Sie irren sich stark. Die Maskenfreiheit des Frankfurter Christenthums ist zwar nicht ohne Lust, da sie das Recht giebt, tausend Thorheiten zu sagen und zu begehen: aber für mich ist die dortige Fastnacht des Geistes zu lang und zu toll, und ich meide gern ihren Jubel. Weit entfernt, nach dem Scheine einer Aehnlichkeit mit ihnen zu streben, würde ich selbst diejenige, die ich wirklich mit ihnen haben könnte, sorgfältig zu verbergen suchen, weil ich mich der Gesellschaft schämen müßte.

Seid boshaft, Kinder! das schärft zuweilen den Stumpfsinn; aber seid nicht abgeschmackt!

Weibliche Beiträge zum Conversations-Lexicon in alphabetischer Unordnung.

(1818.)

Nicht wegen ihrer Unordnung, oder weil sie etwa für das weibliche Geschlecht allein bestimmt wären, nenne ich diese Beiträge weiblich, sondern, damit ich eingedenk bleibe, stets mild und lieblich zu schreiben. Die Erinnerung ist nicht zu entbehren. Als ehemaliger Zeitungs-Frühprediger führte ich eine männliche, von verzärtelten Philosophen hart genannte Sprache. Ich bediente mich ihrer, nicht aus Mangel an Erziehung, sondern aus Grundsätzen. Wenn das Saatkorn, dachte ich damals, zu feinen Zuckerbäckereien verbraucht wird, dann werden unsere Kinder Hunger sterben. Die Staats-Landwirthschaft wird mit groben Werkzeugen getrieben, mit Pflugscharen, Sensen, Dreschflegeln und Mühlengeklapper. Die schmucken brabanter Spitzen, die unter der Erde geklöppelt werden, damit kein Lüftchen die zarten Fäden auseinander hauche, kämen sie je zu Stande, wenn nicht zuvor der Flachs scharf gehechelt würde, und sind nicht die schönsten, feinsten Toilettenkünste alle bäurischer Abkunft? Aber der Mensch, besonders der philosophische, ändert seine Grundsätze nie lieber als ungern, nämlich wenn er *muß*. Ich und Andere *mußten* zu unserm Glücke. Unsere Feldgüter wurden in Erbpacht ge-

nommen, und wir leben von dem Pachtzins gemächlich in der Stadt. Jetzt ist es Zeit, das Leben zu genießen und artig zu werden. Aber die Gewohnheit, diese strenge Gebieterin, giebt uns nur langsam frei, man muß sich ihr gewaltsam zu entreißen suchen, und welche Hände sind behülflicher darin, als schöne?

In den Zuckerplantagen der Almanache werden die Autoren leicht süß. Ich habe aber nie daran gearbeitet. Eine Artigkeit zu sagen fällt mir nur etwas weniger schwer, als eine zu denken. Die Aufsicht des schönen Geschlechts ist mir daher unentbehrlich; ich bitte darum, und um Vertrauen auf meine Dankbarkeit. — Mit letzterer fange ich sogleich an, indem ich höflich behaupte, daß es in dieser Stunde mehrere hundert schöne Mädchen giebt, die alle gelehrter sind, als ich. Die Leser werden sich wundern, sowohl über mein Geständniß, als über die Sache selbst. Aber es ist nicht anders. Jene besitzen die ältern vollendeten Ausgaben des Conversations-Lexicons, und alles, was zwischen den Polen des A und Z liegt, ist ihnen gehörig bekannt. Ich aber bediene mich der neuesten Auflage des Buches, dessen achter und jüngster Band mitten im S stehen bleibt; daher all' mein Wissen, ungleich den Engländern, nicht über das Seerecht hinausgeht. Diese gelehrten Beiträge können sich daher nicht weiter erstrecken, als über $\frac{1}{8}$ Theile des Gebietes menschlicher Erkenntniß, womit man sich einstweilen begnügen muß.

Die alphabetische Ordnung des Plauder-Lexicons werde ich aus zwei Gründen nicht befolgen. Erstens ist jene Rangordnung für die mich beschützende schönere Hälfte des lesenden Geschlechts ganz ohne Nutzen. Frauenzimmer haben

ſehr oft große Kenntniſſe, aber ſelten kleine. Die Wenigen unter ihnen, die ſich auch in letztern auszeichnen, wiſſen zwar, wie die Buchſtaben auf einander folgen, aber doch nur dann, wenn ſie vom A zu zählen anfangen und die ganze Buchſtabenleiter, Sproſſe nach Sproſſe, hinabſteigen. Von der Mitte des Alphabets ausgehend, etwa vom O, findet keine den Weg, und es iſt zu wetten, daß auch die Behendeſte nicht zu antworten weiß, wenn man ſie mit der Frage überraſcht, auf welchen Buchſtaben das X folgt. Ich kann es beſchwören, was ich erzählen will, daß ich ſah, wie ein Frauenzimmer zwölf Bände des Converſations-Lexicons, alſo zwei mehr, als es hat, in die Hand nahm, um ein Wort vergebens darin zu ſuchen, das ſie erſt im dreizehnten fand. Aber das Wort war auch erſtaunlich ſchwer, ein ſtockfinſteres, orthographiſches Räthſel und Casse-tête chinoise, nämlich: Czerny Georg, der Servier. Zweitens iſt die alphabetiſche Ordnung der Converſations-Wiſſenſchaften ungemein ſchädlich. Dinge, die getrennt gar nicht zu gebrauchen ſind und ſo nothwendig zuſammengehören, wie Suppe und Löffel, werden zu verſchiedenen Zeiten dargeboten. Ein Mädchen lernt im Converſations-Lexicon die Ehe kennen, ehe ſie noch weiß, was Liebe iſt, und erſt nach vielen Leipziger Oſtermeſſen unterrichtet ſie ſich über die Treue. Bei den gelehrteren Männern, die ihre Kenntniſſe aus der Quelle ſchöpfen, iſt dieſes ganz anders, und wenn ſie zur Ehe ſchreiten, ſind ſie über Liebe und Treue ſchon längſt hinaus. Letztere werden den gegebenen Wink verſtehen, und keine Frau von der neueſten Converſation heirathen. Andere Gründe gegen die alphabetiſche Ordnung, wie der: daß Dinge,

die gar nicht zu einander gehören, neben einander zu stehen kommen, z. B. Canonen und Canonicus, Ananas und Anarchie, Biscuit und Bischof, übergehe ich, weil ich mich eile, diesen voralphabetischen Artikel zu schließen, da ich es gar nicht erwarten kann, mich bei den Weibern einzuschmeicheln.

Vertrauliche Briefe.

(1822.)

I.

Ich habe Ihnen Alles auf das schönste besorgt, und Sie werden Ihren Diener loben. Doch nein, nicht Alles. Oblaten von der Kleinheit, wie Sie sie wünschen, waren nicht zu haben. Vielleicht suchte ich auch nicht emsig genug, denn es war grade kein Geschäft, das mich erquickte. Zwanzigmale fragte ich mich auf dem Wege zum Papierladen: Für wen mögen sie wohl bestimmt seyn? Das sind ja die größten Geheimnisse, die man mit den kleinsten Oblaten versiegelt. Und da schwebte mir Ihr Onyx vor, der auch klein, und worauf, ich weiß nicht, welches Kind eingegraben ist: ich glaube, Ihr Brüderchen. Daß Sie mich zu Ihrem Literatur-Minister ernannt haben, machte mich sehr lachen. Sie sind doch immer neu! Welcher Mensch hat sich je an einem Kriminalrichter gewendet, daß er ihm einen treuen Bedienten verschaffe? Und ich soll Ihnen gute Bücher empfehlen? Ich, ein Buchrichter, ich, ein Blutmensch? Was kümmern mich die guten Werke der Leute! Nicht ihnen verdanke ich Amt und Brod. Alle Fehler Goethe's und Jean Paul's stehen in meinem Register verzeichnet, aber von dem, was sie Edles haben, erfährt nur mein Herz, in den seltenen Stunden der Rührung. Doch es soll geschehen. Ich will meine Gerichtsferien benutzen, Leseproben

für Sie zu halten. Seyn Sie aber dankbar, und wenn ich einschlafe, entschädigen Sie mich mit angenehmen Träumen.

Haben Sie den Freischütz gehört und gesehen? Ich glaube gelesen zu haben, daß man Euch diese Oper verkündigt. Hier wurde sie seit vierzehn Tagen dreimal aufgeführt. Die guten Leute waren entzückt davon, und das hat mich etwas ängstlich gemacht; denn wenn man berauschte Menschen vor sich sieht, bedenkt man sich, auch nur zum mäßigen Genusse, das Glas in die Hand zu nehmen. Ich habe aber doch getrunken, und den Wein feurig genug, lieblich, und ganz rein und zuträglich gefunden. Das ist ein ächt deutscher Rebensaft, wie ihn nur der alte Vater Rhein schenkt; das ist — doch ich kann es vor Lachen nicht vollenden: nachher mehr davon, wenn ich wieder vernünftig geworden bin.

Wenn etwas, so ist es die Musik, worin die Gemüthsart eines Volks sich ausdrückt, und behaupten, daß wir eine deutsche Musik gar nicht haben, das heißt behaupten, daß das deutsche Volk gar keinen Character habe. Und so ist es auch. Weber gab uns in seinem Freischützen die erste deutsche Oper, und weil sie so ist, haben wir durch sie noch mehr gewonnen als sie allein: ein schönes Zeichen einer schönern Sache. Ich bin eigentlich kein Musik-Kenner, ich vermag für die Wahrheit meiner Gefühle keine gerichtliche Beweise darzubringen, aber ich weiß, Sie vertrauen mir. Denken Sie sich einen deutschen Don Juan, aber Einen, der nicht Champagner trinkt und Donnas liebt, sondern Landwein und Landmädchen — so ist dieser Freischütz. Die Ouvertüre ist in einem sehr edlen Style gedichtet, und auch der Scherz darin, wie in allen Stücken der Oper, mit dem

feinſten Anſtande durchgeführt. Das Schelmlied, welches der böſe Jäger ſingt, wird Ihnen gefallen; die Pickelpfeifen ſchreien ſo frech heraus — ein ſehr guter Einfall. Ach, und das Brautlied! Man möchte verſchmelzen vor Luſt. Unſere jungen Mädchen huſten ſchon vierzehn Tage, und können die Kehle nicht frei bekommen von dem ſüßen Liede: „Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide.“ Welch ein Zauber in dieſem veilchenblauer Seide, man könnte einen Simſon damit binden! Den Jägergeſang im dritten Akte hört gewiß Jeder, vornehm oder gering, mit großem Vergnügen. Die genannten Muſikſtücke ſind vielleicht nicht die beſten der Oper, aber ſie ſind die liebenswürdigſten, die ſich durch Einſchmeichlen vordrängen. Der Geiſterchor vor der Erſcheinung der wilden Jagd, und der dieſen begleitende furchtbare Geſang, ſind von großer Wirkung; doch iſt mir dieſer Theil der Muſik noch nicht recht klar geworden, weil die Aufmerkſamkeit durch die mannigfaltigen Scenerien, die das wilde Heer darbietet, abgelenkt und das Ohr betäubt wird. Liebe Freundin, welch ein Toſen, welch ein Grauſen, welch' ein furchtbarer Anblick! In Kaſſel iſt ein armer Menſch darüber verrückt geworden, ſo daß man ihn in's Tollhaus bringen und feſſeln mußte. Hier aber iſt ſo etwas nicht geſchehen. —

Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.

Aber nicht alle in den Schooß. Mehrere Schönen haben den Kopf abgewendet, und andere in der höchſten Angſt und Verzweiflung recht ſtarr in das Entſetzliche hineingeſehen.

Einige Muſikfreunde wollen bemerkt haben, daß Weber in ſeiner Oper ſich manches ihm nicht Zugehörige angeeig-

net habe: aber vielleicht täuschten sie sich hierin. In jedem Werke deutschen Geistes muß sich Bekanntes finden: denn das ist ja eben die Art der Deutschen, daß sie die Farben der Kunst und Wissenschaft, worin das Götter-Prisma sich getheilt, wieder versammeln, um das reine Licht der Erkenntniß darzustellen. Doch das heißt nicht, sich Ungebührliches anwenden, denn Farben sind ja die Töchter des Lichts. ... Sie werden sich langweilen bei meinem Prisma, und wissen wollen, wie unsere Herren und Damen gehört und gesungen, dann sind Sie auch eins von den neugierigen Kindern, die nicht einschlafen können, wenn sie nicht alle Tage erfahren, wie jede Mad. Müller in ganz Deutschland jeden Abend gesungen, und ob sie herausgerufen worden. Die Oper wurde trefflich aufgeführt. Die Intendanz, welcher die Leitung des Ganzen oblag, der Kapellmeister, der die Oper einstudirt, alle Sänger und Sängerinnen, verdienen wegen ihrer Leistungen großes Lob, unter den Sängerinnen vorzüglich diejenige, welche die Rolle der Agathe hatte. Auch der Maschinist, der sich bei dieser Gelegenheit sehr lächerlich hätte machen können, hat sich mit Ehre aus der Teufelsverwirrung gezogen. Nur um von der Hahnenfeder eines Kritikers das Spitzchen zu zeigen, bemerke ich, daß, wie mir schien, das Lachchor mit zu vieler Bosheit zu Werke gegangen, welches besonders bei den Lacherinnen auffiel. Max hat zwar schon eine Braut, aber er bleibt doch immer ein schmucker Mensch, und später erfährt man ja, daß ihn alle Welt geliebt. Warum ihn so giftig necken in seinem gerechten Verdrusse? Ferner glaube ich, daß das Tempo des Jägerliedes zu schnell genommen worden ist. Fragen Sie mich aber nicht, was ich von

dem poetiſchen Theile der Oper halte. Ich will meine Gerichtsferien genießen, und ich mir ſo bequem als möglich machen. — —

Warum ich dorthin ſo gelacht habe? Wie ſollte ich nicht! Bin ich ja recht ins Deutſchen hineingekommen, wie die Andern. Hat es mich endlich auch erwiſcht! Aber bei mir iſt es ein Fieber, das vorübergehen wird, bei den Andern iſt es ein ſchleichendes Uebel. Die guten Leute ſind zu bedauern und nicht zu tadeln. Voltaire hat geſagt: „wenn es keinen Gott gäbe, müßte man Einen erfinden.“ So könnte man ſagen: wer kein Vaterland hat, erfinde ſich Eins. Die Deutſchen haben es verſucht auf allerlei Weiſe, ſie haben es mit deutſchen Röcken, mit den Nibelungen, mit der deutſchen Malerſchule verſucht, und ſeit dem Freiſchützen thun ſie es auch mit der Muſik. Sie wollen einen Hut haben, unter den man alle deutſche Köpfe bringe. Man mag es den Armen hingehen laſſen, daß ſie ſich mit frohen Vaterlandsſurrogaten gütlich thun. Nur ſollten ſie nicht vergeſſen, daß es nicht Tugenden, ſondern Fehler ſind, die jedem Volke diejenige Eigenthümlichkeit geben, die es von andern Völkern auszeichnet. Die Tugend iſt das Gemeingut Aller. Sie ſollen nicht von deutſcher Treue, von deutſcher Beharrlichkeit, von deutſchem Fleiße ſprechen; das iſt höchſt lächerlich und gottvergeſſen.

Welch' ein ehrenzerreißendes Jubelgeſchrei haben ſie nicht über dieſen Freiſchützen erhoben, blos weil er ein deutſches Werk iſt. Kann es Weber ſchmeicheln, wenn man ihn am meiſten wegen ſeiner geographiſchen Verdienſte lobt? Da haben ſie geſchrieben: von der Sehnſucht, „den Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, deſſen herrliches Talent

unserer in Nacht gehüllten Tonkunst eine neu aufgehende Sonne verspricht." Ein Anderer ließ sich vernehmen: „Zur Ehre Deutschlands ist es nun endlich einem Deutschen gelungen, die Parteien, die sich so lange leidenschaftlich befehdeten, unter dem Panier der einfachen Natur und Wahrheit zu vereinen." Ein Dritter schrieb: „Die Nation blickt auf ihn mit Stolz und Freude." Von Wien aus melden sie: der Freischütz habe „einen Enthusiasmus hervorgebracht, der bei jeder Wiederholung gleich der in's Thal rollenden Lawine sich vergrößert." (Das wäre also gefrornes Feuer!) Am lautesten aber hat die kleine Abendzeitung geschrieen, die, wie gewöhnlich, nicht im langsamen Wege der Natur, sondern auf egyptische Art im Backofen ihre Lobsprüche ausbrütet. Unter Anderm enthält sie folgendes Sonnett an Maria von Weber.

Der freie Schütze hat in's Ziel geschossen —
Es war sein rastlos, eifriges Bestreben,
Des Denkens Muth, was ihm das Ziel gegeben —
Ein Gott hat mächtig seinen Pfeil gegossen.

Er drang durch Wolkenschleier unverdrossen;
Ein Zauberschlag — erweckt er neues Leben,
Zum Sinn der Töne Chaos zu erheben,
Das Joch zu brechen deutscher Kunstgenossen.

Es soll also ein musikalischer Befreiungskrieg geführt werden, um den Thronen Rossini zu stürzen. Daß es ihnen nur nicht ergehe wie mit Buonaparte — „den Bi-

ſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben" ... Das Sonnett fährt fort:

Wohl uns, wir dürfen einen Meiſter loben,
Mit Stolz ein deutſches Kunſtwerk nun betrachten,
Die Mutter preiſen, ob des Hochgeboren!

Doch iſt es Deutſch — den Edlen auserkoren,
Den Vater ſchweigend gleichſam zu verachten?
Ein Kind hat dich, Maria, hoch erhoben. —

An Brennholz hat es uns Deutſchen nie gefehlt, aber an Feuer. Nun, da es flammt, werden die lieben Leute alle herbeigelaufen kommen, um ihren Reisbündel hinein zu werfen. Der Himmel ſei uns gnädig! Doch genug vom Freiſchützen. — Laſſen Sie ſich nur noch erzählen, daß Weber mit der Kompoſition zweier neuen Opern beſchäftigt iſt, mit einer ernſten, Namens Euryanthe, von Frau von Chezy, die ſchon die Wiener Cenſur paſſirt hat, welches ſehr ſchmeichelhaft iſt, ſowohl für die Dichterin, als für die ganze deutſche Nation: und mit einer komiſchen: „Die beiden Pinto's," von Th. Hell gedichtet. Man ſchrieb mir aus Dresden, der vielliebe Liederkreis dort habe ſich in einen Opernkreis verwandelt, und die Mitglieder alle würden, Einer nach dem Andern, ächt deutſche Opern anfertigen, um „das Joch zu brechen deutſcher Kunſtgenoſſen."

Leben Sie wohl, ſchönes Frauenzimmer ... aber bald hätte ich es vergeſſen. Schon vor ſieben Briefen haben Sie mich gefragt, für wie alt ich Sie hielte. Sie wollten wahrſcheinlich meinen Witz auf die Probe ſtellen. Freilich, ſo ſchnell iſt er nicht, wie der der indiſchen Gymnoſophi-

sten, die dem großen Alexander Rede standen. Ich habe mir diese wichtige Sache drei Monate lang reiflich überlegt. Ich habe Chesterfield's Briefe, Knigge's Umgang mit Menschen und Wenzel's Mann von Welt zu Rath gezogen. Ich habe mehrere alchymistische Bücher gelesen, um daraus die gehörige Mischung von Grobheit, Feinheit und Wahrheit zu lernen – und ich habe endlich Folgendes zu Stande gebracht: „An Verstand, Orthographie und Blüthe der Schönheit gleichen Sie einem sechszehnjährigen Mädchen; Sie mögen aber schon fünf und zwanzig Jahre und mehr alt seyn, sonst wäre Ihnen eine solche Frage gar nicht in den Sinn gekommen." — Das für die kleinen Oblaten!

2.

Zwei Wochen und zwei Tage haben Sie mich auf Ihren Brief warten lassen; Sie haben ein gepflastertes Herz. Jetzt auf dem Lande, was machen Sie denn nur mit all' Ihrer eingewickelten Ewigkeit? . . . Sie wissen nicht, was eingewickelte Ewigkeit heißt? Sie wissen aber auch gar nichts. Eingewickelte Ewigkeit heißt: Zeit. „Die Zeit ist eine eingewickelte Ewigkeit, und die Ewigkeit eine ausgewickelte Zeit" — hat kürzlich ein Marodeur im Freimüthigen gesagt. Sehen Sie brav, prägen Sie sich das ein, lernen Sie es auswendig, damit es Ihnen wohl ergehe. Was ist die Zeit? — eine eingewickelte Ewigkeit. Was ist die Ewigkeit? — eine ausgewickelte Zeit. Gut geantwortet, Sie sind ein feiner Kopf, Sie könnten Professor werden. Weil Sie so gelehrig sind, will ich auch von Büchern mit Ihnen sprechen.

Ich habe wegen Ihrer ein neues Werk von Fouqué gelesen: Der Verfolgte, eine Ritterſage. Aber darf ich euch davon ſprechen? Man kann nicht lieben, was man nicht begreift, und ein redlicher Menſch mag nur ſeine Freunde tadeln. Wie könnte ich nun Fouqué's Werke lieben; wie könnte das ein geborner Bürger, oder ſonſt jeder andere, dem nur ein Herz ſchlägt für Freiheit und Recht, und der diebiſch-falſches oder ungleiches Maaß weder giebt noch annimmt? Wie zwerghaft ſchrumpfen wir zuſammen, neben Fouqué's Rittern; wie erbärmlich quieken unſere Stimmchen zu jener herrlich feſten Stimme; wie plump erſcheinen wir zur Seite zierlicher Ritterſitte; wie waſſerherzig iſt unſere Luſt, während jene mit einem Zuge den Becher leeren; und wenn ſie mit Schwungeskraft ihr gutes Schwert führen, wie ohnmächtig iſt unſer Arm dagegen! Sogar ein Ritterpferd hat mehr Verſtand als Unſer Einer, und man gäbe froh ſeine Menſchlichkeit für ihr Pferdethum. Ja, Verſtand haben ſie! Fouqué ſagt es in allen ſeinen Büchern, centauriſch ſind ſeine ſämmtlichen Romane. Dieſer gegenwärtige iſt es auch. Mit welcher Freundſchaft und Hochachtung wird vom Grauroß geſprochen, vom Rothroß, vom Braunroß, vom Silberrößlein, von Karol's Schimmel und vom treuen Roſſesherzen! Und weil ſie Verſtand haben, die Pferde, können ſie ihn auch verlieren. Ein ganzes Kapitel handelt „von dem raſenden Pferd.“ Es kommt mit geflügelten Schritten den Berg herabgeſtürzt. Das gemeine Volk entſetzt ſich und flieht. Stellt Euch nur hinter mich, Ihr widrig furchtſamen Leute, ſpricht der Ritter und zieht ſein gutes Schwert. Das raſende Pferd, alſobald es ihn gewahrt, bleibt in

ehrfurchtsvoller Entfernung ſtehen, worauf der Ritter ruft mit herrlich feſter Stimme: „Nun, Rothroß, ſo komm denn nur vollends heran. Was willſt du denn eigentlich von mir?“ Und das Rothroß kam und erkannte ſeinen verlornen Herrn, und da kam ihm auch die Vernunft zurück, und es ſchmiegte ſein treues Roſſesherz an die edle Bruſt des Gebieters.

„Die heilige Ehre“ — Fouqué's Göttin. Wie kann heilig ſeyn, was geboren, was nicht immer war? Curtius, Leonidas, Brutus, Cäſar auch, waren ſo ehrenwerthe Männer als Bayard, Guesclin und der Vendéer Jaquelin; aber die heilige Ehre war ihnen fremd. Sie ſtarben für das Vaterland und ſtreckten nicht den geduldigen Hals auf die Schlachtbank der Laune und der Herrſchſucht nieder. Schön und groß war der Tod des Einen, welcher ſtarb für Alle, und weil er ſtarb für Alle, wird er ewig leben. Klein aber und häßlich iſt der Tod Aller für Einen, und ſie werden vergeſſen werden, die, welche ihn ſtarben.

Wie uns der Himmel nur blau erſcheint, weil wir tief unter ihm ſtehen, ſo erſcheint uns die Zeit des Mittelalters romantiſch, nur weil ſie vergangen und entfernt iſt. Sie war es nicht für die, welche darin lebten. Das iſt der lächerliche Irrthum Fouqué's und Aller, welche dichten wie er, daß ſie ihre Wehmuth und ihre Sehnſucht in das Herz jener kräftigen Menſchen hineinlügen, die ſtark waren, klar, lebensfroh, und weder rückwärts noch vorwärts ſahen, gleich den Griechen und Kindern. Selbſt die Frommheit jener Tage war nur im Volke, welches troß-

bedürftig, und in den Weibern, welche einsam waren; in den Rittern war sie nicht.

Wollen Sie den geschichtlichen Inhalt der Ritterſage wiſſen? Siegaminne, ein Ritterstöchterlein, wird in ihrem sechsten Jahre vom Saffenritter Engelſchall aus räuberiſchen Händen befreit und dem Vater zurückgebracht. Das Kind hat herrlich blaue Augen und kann ſchon reiten. Der Ritter zieht auf Thaten aus. Unterdeſſen wächſt das Mädchen zu achtzehn Jahren, das Buch zu drei Bänden heran, und endlich heirathen ſich die Liebenden, wie wir gemeine Bürgersleute es auch machen. Nur daß ſich vor der Kapelle, worin getraut wird, die lieben Unterſaſſen verſammeln, und froh durch die geöffneten Thüren hineinſchauen. Später bekommen ſie Wein und Kuchen. —

Ein junges Frauenzimmer aus Karlsruhe, „welches Caroline Schleicher geheißen iſt“ (ſo würde Fouqué ſchreiben), hat ſich vor einigen Tagen auf der Klarinette und der Violine hören laſſen. Ich war ſehr begierig, zu ſehen, wie ſolche Inſtrumente als Kunkel-Lehen verwaltet werden. Aber die Künſtlerin hat ſich gut aus der Sache gezogen; den männlichen Theil der Klarinette ließ ſie liegen und hielt ſich blos an den weiblichen. Mit der Violine machte ſie es ebenſo, doch war ihr Bogenſtrich muthig und kräftig genug.

Morgen werden wir den erſten Maitag ganz herrlich feiern. Der Brunnen der Luſt ſoll aus hundert Röhren ſpringen. Wenn Sie mir recht bald ſchreiben und mich artig bitten, erzähle ich Ihnen auch ganz genau, wie es wird hergegangen ſeyn; die Farbe ſeines Bandes ſoll mir entgehen. Dafür quälen Sie mich auch nicht mehr mit

dem Andern. Schelten Sie mich nicht leichtsinnig. Schelten! Ach, daß ich es noch wäre! So schön ist die Jugend, daß, hat man sie verloren, es noch ein Trost ist, wenn uns eine ihrer Schwächen bleibt. Aber ich bin es nicht mehr. Ich habe alles bis auf den kleinsten Bruch berechnet. Reden Sie mir nicht von Glück. Frei seyn, nur das allein heißt glücklich leben. Der Tod ist unser Aller König, ich brauche keinen anderen. Thoren, welche zweimal sterben!

Der Mitarbeiter wider Willen.

1.

Schreiben an den Herausgeber der Wage.

Ew. Wohlgeb.

Ihr zweites Heft der Wage enthält in der Kritik der Elise von Balberg eine Bemerkung über mich als Hofjunker v. Kälen, die bei einer genauen und strengen Zergliederung eine offenbare Injurie iſt. Die Worte: Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeſchaffen als auf der Bühne," laſſen ſich auch bei jeder andern Meinung leicht ſo deuten, als ob der Einſender einer Verläumdung Glauben beigemeſſen, nach welcher ich ſchlecht genug geweſen, durch irgend eine Verführung der Rechtſchaffenheit entſagt zu haben. Dieſe beleidigende Bemerkung iſt mir und vielen andern rechtſchaffenen Menſchen dergeſtalt aufgefallen, daß ich Sie oder den Einſender des pasquillähnlichen Ausdrucks um die wahre Meinung fragen muß; denn entweder hat ſie das Anſehen einer vorſätzlichen Beleidigung, oder ſie iſt gelinde ausgedrückt unüberlegt zu nennen. In beiden Fällen verlange ich von ihrer Wage, die ich ſo gerne die gerechte nennen möchte, im erſten Falle Widerruf, im zweiten Anerkennung Ihrer Uebereilung. Wer Anderer Fehler rügen will, die ſo oft nur Fehler ſeiner Anſichten ſind, wie hier wirklich

der Fall ist, weil ein feiner Hofmann seine Intrigue mit höfischer Anständigkeit und kalter Besonnenheit, ohne sich bei seinen Umgebungen höhern Ranges als ein wirklicher Bösewicht zu zeigen, was ein jeder eingestehen muß, der den Hof kennt, muß sich auch nicht schämen, zu gestehen, daß er auch gefehlt habe, wenn er nicht als ein boshafter Mensch will angesehen, und im wiederholten Falle das erwarten will, was man von einem beleidigten Ehrenmanne zu erwarten hat.

Mein ehrlicher Name ist mein Stolz, den ich mir, ich kann es sagen, durch mein tadelloses Betragen von jeher erhalten, den ich mir von Niemand ungestraft antasten lasse. Die allgemeine Achtung, in der ich stehe, spricht für mich, aber ich könnte doch, was mir eben so wenig gleichgültig ist, Gefahr laufen, durch solche Bemerkungen das unschätzbare Gut, die Achtung der Leichtgläubigen, dadurch sich vermindern sehen, wenn ich schwiege.

Das empfindlichste von Allem ist, daß Ihr Blatt nicht allein hier gelesen wird, weshalb ich meine Forderung wiederhole, und Ihnen den Rath gebe, überhaupt mit Ihrem Urtheil vorsichtiger zu verfahren, wenn Sie sich für die Folge keine Unannehmlichkeiten zuziehen wollen.

Frankfurt, den 21. August 1818. Urspruch.

2.

An Herrn Urspruch, Schauspieler dahier.

Ew. Wohlgeb.

Können darauf rechnen, daß ich in dem nächsten Hefte der Wage meinen Aeßerungen über Ihr Spiel jede Zwei-

deutigkeit benehmen werde. Wenn Sie es erlauben, werde ich Ihren Brief wörtlich abdrucken lassen; dies ist der beste Weg, der gerechten Sache den Sieg zu verschaffen.

Ihr ergebenster
Dr. Börne.

3.

An den Herausgeber.

Ich erwarte also Ihrem Versprechen gemäß, daß Sie in Ihrem nächsten Hefte den bewußten Aeußerungen jede Zweideutigkeit benehmen werden, jedoch nicht mit beleidigendem Witze, den Jeder ebenfalls anwenden könnte, wenn er ihn nicht unter seiner Würde hielte; in diesem Falle müßte ich, so ungern ich's thäte, öffentlich gegen Sie auftreten. Wenn Sie an meiner Frau und mir, die wir nun schon 23 Jahre der hiesigen Bühne mit Ehre dienen, nichts loben können, noch wollen, so ersuche ich Sie, unserer lieber gänzlich zu vergessen. Eine belehrende, unpartheiische, in den Gränzen der Anständigkeit bleibenden Kritik wird jeder, der seine Kunst liebt, mit Vergnügen lesen und mit Dank erkennen. Direktion, Künstler und Publikum, jedes mag nach seiner Art einer Zurechtweisung bedürfen, aber auf eine geziemende Weise, wenn die Saat des vernünftigen Kritikers reife Frucht bringen soll. Wenn Ihre Kritik nach den Wünschen der gerechten Kunstrichter, die mit allen Verhältnissen unserer Bühne bekannt sind, wie es höchst nöthig ist, abgefaßt wäre und wir uns dann beklagen wollten, so könnten Lichtenberg's gute Bemerkungen in dem Oppositions-Blatt Nr. 195 die Antwort für uns alle sein; aber Ihre Bemerkungen sind subtiler Mord,

die man auch, ohne Eigenliebe zu haben, nicht länger ertragen kann, und die, wie ich schon einmal gesagt, Ihnen nur unangenehme Auftritte bereiten. Sie gehen mit Ihren Bemerkungen überhaupt sehr unvorsichtig zu Werke, wie Ihre schüchternen Bemerkungen über Oestreich und Preußen beweisen. Ein Mann, der von einem Volke abstammt, das in gegenwärtigem Augenblick bei dem Bundestage die ihm gebührenden Rechte der Menschheit in Anspruch nimmt, sollte nach meiner Meinung aus Liebe zu seinem Volke anders verfahren. Wenn das Ihre schüchternen Bemerkungen sind, dann möchte ich erst Ihre freimüthigen kennen lernen.

Ich erlaube Ihnen, meine zwei Briefe Wort für Wort Ihrer Wage einzuschalten; fehlt aber ein Wort an diesen zwei Briefen, so seien Sie versichert, daß ich das Fehlende bekannt zu machen nicht unterlassen werde.

Urspruch.

4.

Das Ende vom Liede.

Herr Urspruch sieht nun, daß ich ihm die Einrückungsgebühren habe ersparen wollen, und die verschiedenen Grobheiten, die er mir gesagt hat, in meine Zeitschrift aufgenommen habe. Diese Briefe sind seinem Wunsche gemäß wörtlich abgedruckt worden, doch hoffe ich, daß er für die darin fehlenden Fehler und manchen hinzugefügten schönen Buchstaben mir danken wird. Noch eine andere Veränderung habe ich mir zu machen erlaubt. Herr Urspruch hatte nämlich, aus Geringschätzung, alle Stellvertreter und Lohnwächter meines, zum Schildwachestehen berufenen Namens (in der Sprachlehre Fürwörter genannt) mit kleinen An-

fangsbuchstaben, sie, ihr, ihnen geschrieben; ich habe sie jedesmal groß gemacht, weil nicht einmal ein Mensch, geschweige ein Schriftsteller, sich selbst zu verachten braucht. Ich will Herrn Urspruch, so viel es mir möglich ist, zufrieden stellen; aber wer die schlaflosen und sorgenvollen Nächte kennt, die ein armer Journalist darüber hat, wie er zur gehörigen Zeit die versprochene Bogenzahl Gedrucktes abliefere, wenn es ihm nicht gegeben ist, sein bischen Wissen und Fühlen breitzuschlagen, und wenn ihm die zugesagten Beiträge meistentheils ausbleiben: wer dieses zu fühlen weiß, der kann sich denken, wie vergnügt ich bin, daß mir ein vernünftiger Mann und guter Kopf gratis in die Falle gegangen ist. Solcher Mitarbeiter wider Willen werden sich gewiß noch mehrere einfinden, da die gegenwärtige Veranlassung hierzu sich nothwendig wiederholen muß. Doch zur Sache, nämlich zur Ehrenerklärung.

Einer Erklärung bedarf, was unverständlich ist, wie kann aber Herr Urspruch so unbillig seyn, zu verlangen, daß seine Ehre ich erklären soll? das ist seine eigne Sache. Ich habe es nur mit dem Schauspieler zu thun, der Mensch in ihm interessirt mich gar nicht. Ich erkläre dennoch, um zu zeigen, welch' eine gute Seele ich bin, feierlich vor aller Welt, daß ich nicht habe sagen wollen, daß Hr. Urspruch im Leben ein Spitzbube, sondern nur, daß er auf der Bühne keiner sei. Dieser Vorwurf gereicht ihm zum höchsten Ruhme, indem dadurch zu verstehen gegeben wird, daß es ihm unmöglich falle, seine tugendhafte Natur zu verläugnen. Uebrigens werde ich mich durch nichts abhalten lassen, die schauspielerischen Darstellungen noch ferner nach meiner Einsicht zu beurtheilen, auch wenn ich mir die Unan-

nehmlichkeiten, die mir im Hintergrunde gezeigt werden, wirklich zuziehen sollte: es hat jeder Stand seine Plagen, und die größte Unannehmlichkeit habe ich gewöhnlich schon überstanden, sobald ich das Schauspielhaus verlasse. Die Drohung, daß ich im wiederholten Falle zu erwarten habe, „was man von einem beleidigten Ehrenmanne zu erwarten hat," macht mich durchaus nicht bange, und zwar aus zwei Gründen nicht, von welchen ich einstweilen nur einen sagen will: nämlich weil Hr. Urspruch wird einsehen lernen, daß er gar nicht Ursache hat, sich beleidigt zu fühlen. Er sagt, sein ehrlicher Name sei sein Stolz, und hat sehr Unrecht darin: einen ehrlichen Namen muß jeder haben, es ist dabei nichts, worauf man stolz seyn könnte.

Ich habe mit Vergnügen aus den Briefen des Herrn Urspruch erfahren, daß er und seine Gattin schon in zwei Jahren die silberne Hochzeit ihrer Kunstehe feiern werden, und ich bleibe gewiß nicht zurück, an der Freude dieses Tages einst Theil zu nehmen. Damit aber keine unangenehme Rückerinnerung jenes Fest stören möge, so rathe ich Herrn Urspruch, behutsamer zu seyn in seinen Aeußerungen, damit er nicht zu Schaden komme. Er geht in seinen Bemerkungen überhaupt sehr unvorsichtig zu Werke, wie seine Bemerkung beweist: daß wer den Hof kenne, wisse, wie man einen Spitzbuben zu spielen habe. Wer zu einem Volke gehört, das in gegenwärtigem Augenblicke an den meisten Orten von Hofbeamten seine ihm gebührende Besoldung in Anspruch nimmt, sollte nach meiner Meinung aus Liebe zu seinem Volke anders verfahren. Herr Urspruch spricht immer von Bemerkungen, die „in den Grän-

zen der Anständigkeit" bleiben sollen, wenn aber das seine anständigen Bemerkungen sind, so möchte ich erst seine unanständigen kennen lernen.

Herr Urspruch hat sich wirklich als ein Mann gezeigt, der den Hof kennt, da er so staatsklug war, mit Oestreich und Preußen ein Bündniß gegen mich zu schließen. Er würde mich sehr verbinden, wenn er mir sagen wollte, wovon er gewiß sehr genau unterrichtet ist, was seine guten Freunde eigentlich in Aachen zu thun haben; ich möchte gar zu gern etwas Mehreres darüber drucken lassen, als in andren Zeitschriften steht, um ein Sternchen davor setzen zu können, nach welcher ehrenvollen Auszeichnung ich schon längst vergebens gestrebt habe. Dieses enge Freundschaftsband, in welchem Herr Urspruch mit den ersten Fürsten Europens steht, würde mir wirklich Angst machen, wenn ich mich nicht damit tröstete, daß, da seit dreißig Jahren sich so vieles Wunderbare ereignet hat, es auch nicht unmöglich ist, daß der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen gar niemals erfahren möchten, was in dem zweiten Hefte der Wage von ihnen abgehandelt worden ist. Endlich bitte ich Herrn Urspruch, daß, sollte er mich mit seinem Briefwechsel ferner beehren, er die Anwendung einigen Witzes nicht unter seiner Würde halten möge. Den Lesern ist es sehr gleichgültig, ob Hr. Urspruch seinen Spitzbuben auf der Bühne gut oder schlecht gemacht, ob er oder ich recht habe, sie wollen aber nicht, daß man sie gähnen mache.

An den Herrn Redakteur des ächten Schwarzwälders.

St. Blasien, den 16. Juli 1832.

Vorgestern, Samstag, übernachtete ich in einem Gasthause des Schwarzwaldes, wo zwar sonst alles gut, das Bett aber so lakonisch war, daß es für mich, einen der kleinsten aller Deutschen, nicht hinreichte. Dieses nöthigte mich, beim Schlafen die Lage eines Kindes im Schooße seiner Mutter anzunehmen — eine Lage, die für einen alten Mann zwar viel Rührendes hat, weil sie ihn in die ersten dunkeln Zeiten seines Daseyns zurückführt, die aber ungemein anstrengend ist. Hier in St. Blasien aber fand ich ein ganz vortreffliches Bett von angemessener Länge und ich konnte mich von der Ruhe der vorigen Nacht ausruhen. Dieses wohldehagliche Gefühl stimmte mich heute Morgen sehr heiter, so daß ich beim Frühstücke guter Dinge war. Da trat der Wirth in mein Zimmer, hielt mir ein Zeitungsblatt — es war der ächte Schwarzwälder vom 11. Juli — unter die Augen, und sprach mit Hohn und Erbitterung: Sehen Sie, mein Herr, das sind die schmackhaften Früchte unserer Preßfreiheit! Ich ward roth; denn seit funfzehn Jahren kämpfe ich mit für die Freiheit der Presse, und ich hoffte, wir würden endlich die süßen Aepfel der

Hesperiden, und kein bitteres Obst gewinnen. In der erwähnten Nummer Ihres Blattes heißt es von dem Gasthause, indem ich dieses schreibe: es sei „das Schlechteste in einem Umfang, welchen ein Haas in sieben Tagen kaum durchspringen kann." Ihr Correspondent hatte gewiß keine üble Absicht, als er dieses schrieb, ließ sich aber von einem Gerüchte irre führen, das böser Wille geschickt zu verbreiten wußte. Ich bin etwas verwöhnt und auf Reisen anspruchsvoller als löblich ist, und Sie dürfen daher meiner Versicherung glauben, daß ich in dem Gasthause von St. Blasien alles ohne Ausnahme, Zimmer, Bett, Essen, Bedienung sehr gut, sogar besser als in manchen Städten gefunden. Ja selbst den einzigen Fehler, den oft die besten deutschen Gasthöfe haben, und der mich immer in die größte Wuth versetzte: der nämlich, daß die gedankenlosen Stubenmädchen den Stiefelknecht so weit unter das Bett schieben, daß man ein Dachshund seyn müßte, ihn hervorzuholen — selbst von diesem ist das hiesige Gasthaus frei. Der Stiefelknecht war zu sehen und dem kürzesten Arme erreichbar.

Indessen ich Sie nun bitte, mein Herr, zur Genugthuung eines in seinem Rufe gekränkten Mannes meine Erklärung in Ihrem Blatte aufzunehmen, erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, die wichtiger ist, als der Gegenstand, der sie herbeigeführt. Ich glaube, daß ein Journalist weder die Pflicht noch das Recht hat, selbst die bewiesenen Fehler eines Einzelnen, oder die Ungebührlichkeiten, die eine geschlossene Häuslichkeit nicht überschreiten, vor die Schranken der öffentlichen Meinung zu bringen. Nur in dem Falle, wo man den Menschen nicht von dem Bürger

trennen kann, wie es bei Regierungs-Beamten eintritt, nur da kann ein Journalist in die schmerzliche Nothwendigkeit kommen, wegen des Bürgers den Menschen nicht schonen zu dürfen. Durch solchen Mißbrauch der freien Rede wird den zahlreichen, so erbitterten Feinden der Preßfreiheit eine Schadenfreude gebracht, die sie mit all' ihrem Golde erkaufen würden, gäbe es nicht gedankenlose Menschen, die sie ihnen schenken. Glauben Sie es meinem Beobachten und Erfahrungen: die Feinde der freien Presse, wie jeder Volksfreiheit, benutzen nicht blos solche Ausschweifungen, in welche oft selbst die gutmeinendsten Journalisten verfallen, sondern sie wissen auch auf heimlichen Wegen listig dazu aufzuregen, um dem Gegenstande ihres düstern Hasses auch eine Verachtung zuzuwenden, die ihm gefährlicher ist, als alle Gewalt, und verderblicher als die Feindschaft der Mächtigsten.

Die Kunſt, alt zu werden.

(1822.)

Was iſt der Tod? Ein ſanfter Schlummer — wird in verſchiedenen Opern geſungen. Aber ach, dieſer Schlummer iſt nur gar zu ſanft: von einigen Träumen ließ man ſich im Grabe wohl gern beunruhigen! Der Tod wäre das größte Uebel, wenn die Todesfurcht nicht wäre. Die Männer ſprechen vom Tode, aber nur die Frauen verſtehen ihn. Sterben iſt viel, aber geſtorben ſeyn, das iſt mehr. Von dem Leben nur die Erinnerung übrig behalten, ſeinen eignen Tod überleben, das iſt ſchrecklich. Nicht mehr lieben, heißt krank ſeyn bei den Weibern, nicht mehr geliebt werden, heißt ſterben. Die Sonne der Jugend von ihrer Mittagshöhe ſinken zu ſehen, unaufhaltſam, immer tiefer und tiefer hinab, einen langen ſchwülen Nachmittag; und dann von einer ſchleichenden Abendröthe der Schönheit noch grauſam hingehalten zu werden; und dann in das Alter langſam hineinzudämmern — ahnet ein Mann dieſen Schmerz? Glücklich, daß er kein Weib iſt, glücklich das Weib, das ſich ermannt. Die Kunſt, alt zu werden, iſt die ſchönſte und ſchwerſte, die eine Frau erlernen kann; auch beſitzen ſie wenige. Selten giebt es eine Cäſaria, die vorzieht, die Jüngſte unter den Alten, als die Ael-

teſte unter den Jungen ihres Geſchlechts zu ſeyn. Das iſt das ganze Geheimniß! Man höre, wie die berühmte Schauſpielerin Clairon davon ſpricht.

„Meine liebe Pauline, Sie ſtehen von der betrübten Zeit, wo wir uns nicht länger verhehlen können, daß alles vergänglich iſt, noch weit entfernt, aber Ihre Tochter wird, indem ſie heranwächſt und die Blicke auf ſich zieht, Ihren Anſprüchen eine Grenze ſetzen und das Taufregiſter werden, wo man Ihr Alter nachſchlägt. Aus dem, was Sie über andere Weiber ſprechen hören, lernen Sie, was man einſt von Ihnen ſagen wird. Damit Sie ſich auf dieſe entſcheidende Stunde ſo beſſer vorbereiten können, will ich Ihnen erzählen, wie ich ſelbſt mit ihr zuſammentraf.“

„Ich hatte mein vierzigſtes Jahr erreicht, ohne die geringſte Veränderung in meinem Aeußern bemerkt zu haben. Sei es, daß der ungewöhnliche Putz, den meine Rollen erforderten, oder die Verſchiedenheit der Perſonen, die ich darſtellte, die Täuſchung bei Andern begünſtigte, ſei es, daß die Leidenſchaften, die ich treffend zu malen mich bemühte, oder die Lichttäuſchungen der Bühne ihren Zauber übten — alle meine Freunde fanden mich reizend, und mein Liebhaber war in mich vernarrt: kurz ich dachte an nichts. Eines Tages wollte ich, von dem Wunſche zu gefallen, mehr als je beſeelt, zu meinen Reizen die Hülfe jener zierlichen Putzwerke herbeirufen, die wir immer im Hinterhalte haben, und die, wenn wir erſcheinen, ein ſchmeichelndes Ach hervorziehen. Indem ich mich unaufhörlich im Spiegel betrachtete, um zu ſehen, ob mir meine Haare gut ſtänden, ſchien es mir, daß meine Kammerfrau ſich nachläſſig gezeigt, daß ſie die Tonart meines Geſichtes

nicht beachtet, oder gar die Absicht gehabt, mich diesen Tag minder schön als gewöhnlich erscheinen zu lassen. Indessen verlangte ich mit Zuversicht die herrliche Haube, die alles überbieten sollte, aber wie ich sie auch setzen mochte, ich blieb unzufrieden, warf sie weg, ließ mir zwanzig andere geben, und, höchst verwirrt keine zu finden, die mich nach Wunsche kleidete, stellte ich gewissenhafte Untersuchungen mit mir selbst an. Die Nase auf dem Spiegel, von dem hellsten Tag beschienen, entdeckte ich mehrere Runzeln auf meiner Stirne, in den Winkeln meiner Augen, in den Beugungen meines Halses! Meine Zähne waren nicht mehr so glänzend weiß als sonst! Meine Lippen weniger frisch, meine Augen minder lebhaft, und zu meinem Jammer fühlte ich mich so gesund an diesem Tage! ... Genöthigt, einzugestehen, daß der Fehler nicht an meiner Kammerfrau, noch an meinen Hauben liege, sondern daß ich selbst nicht mehr die nämliche sei, zerfloß ich in Thränen! Welche Schwachheit! werden Sie sagen. Ach, ich liebte! Um glücklich zu seyn mußte ich gefallen, und meine Vernunft gebot mir, nicht länger daran zu denken. Dieser Augenblick war fürchterlich; mein Schmerz dauerte fast sechs Monate, und war um so peinlicher, da ich ihn verhehlen mußte, um dessen Grund nicht einzugestehen. Aber von dem ersten Augenblicke dieser traurigen Entdeckungen ergab ich mich der größten Einfachheit. Ich schmeichelte mir, den zergliedernden Blicken zu entgehen, wenn mein Putz nicht mehr die Augen auf sich zöge, da Neid und Tadel wenigstens von solchen schweigen, die sich selbst gerichtet. Ich verlangte nichts mehr, und indem ich die Bemühungen der Liebe verdoppelte,

redete ich ihre Sprache nicht länger, bald unterdrückte ich auch ihre Begehrungen. Mein Betragen fiel auf, man bat mich um Erklärung, und war gerühret von der, die ich gab. Auf diese Weise gelang es mir, noch fünf Jahre ein Herz zu fesseln, das viele Frauen mir abzustreiten suchten, und das mir nur erst durch Verführungen großer Glücksgüter unwiederbringlich verloren ging."

Ein Brief aus Frankfurt.

Im August 1821.

Ein Fremder, der am 13. August nach Frankfurt gekommen wäre und gesehen hätte die wogende Menschenmenge auf einem der größten und schönsten Plätze der Stadt, das lebendige Mienenspiel der Gruppen, alle Fenster mit vergnügten und neugierigen Gesichtern umstellt, die hundertfüßige Polizei ungemein beschäftigt, und was sonst bei großen Volksversammlungen erscheint — Er hätte vielleicht gedacht: „Sollte ich etwa im Tage irren? Wäre heute der 15. August und man feierte hier immer noch, wie vormals ganz Europa, den Geburtstag des großen Mannes, der kürzlich und nach dem Ausspruche der englischen Rechtsgelehrten am Fideikommiß-Uebel seiner Familie, am Magenkrebse gestorben ist? Wahrlich, Liebe und Ehrfurcht, als Zeichen eines empfänglichen Gemüths, rühren immer, und das Frankfurter Volk ist so gut als erhaben."

Aber das ist es nicht — ich meine, das ist der Anlaß der allgemeinen Bewegung nicht. Der Fremde befand sich auf dem Platze des Komödienhauses, das heute eine Stunde früher geöffnet und zwei Stunden früher angefüllt war als gewöhnlich. Denn Jeder, der ein vaterstädtisches Herz im Busen trug, drängte sich herbei, um den alten Bürger-

Capitain zu sehn, „ein Frankfurter heroisch-komisches Lustspiel in zwei Aufzügen,“ das zum ersten Male gegeben wurde. In Paris, Wien, und wahrscheinlich auch in andern großen Städten, geschieht es oft, daß Scenen aus dem öffentlichen und Familien-Leben dieser oder jener Klasse der Ortsbewohner an einander gereiht und auf die Bühne gebracht werden. Bei uns hat das noch kein Dichter gewagt, es wir zwar Spaß verstehen und an Stoff zu Lustspielen gar keinen Mangel haben. Herr Malß, einer der hiesigen Theater-Directoren, ist Verfasser des genannten Stückes. Das, worauf hier am meisten ankömmt, die Portrait-Aehnlichkeit, ist ihm in hohem Grade gelungen. In einem ganzen Jahre mag vielleicht in Frankfurt nicht so viel gelacht werden, als während der Aufführung des Bürger-Capitains geschah, und das war nicht blos das Verdienst der Neuheit und der Ueberraschung, denn das Stück ist schon längst gedruckt und bekannt — es war das Verdienst der naturgetreuen Darstellung desjenigen, was in Sprache, Gesinnung und in den gesellschaftlichen Verhältnissen des Frankfurter Klein-Bürgers Launiges enthalten ist.

Was unser Schauspiel im Allgemeinen betrifft, so ist es immer noch, wie es war, doch haben sich einige leichte Umwandelungen von Neue und Besserung von Zeit zu Zeit bemerklich gemacht. Der Stillstand eines Ueberall ist oft ein gutes Zeichen. Aber die Oper hat eine ganz neue Richtung genommen, seitdem sie von Herrn Kapellmeister Guhr geleitet wird. Herr Guhr besitzt alle Gaben, die zu einer solchen Stelle erforderlich sind, Routine und Kunstfertigkeit, Ausdauer, Ernst und Gewandtheit, und bei dem

Allem auch jenen Schein, womit man die unkundige, ungelehrige und launische Menge leitet, blendet und verführt, jenen Schein, der nur von solchen Menschen nicht geachtet wird, die es nicht wissen, daß selbst die größten Männer der Geschichte ihn bedurften, um ihre Zwecke zu erreichen.

Aus öffentlichen Blättern ist bekannt, daß in dem uns nahen Offenbach deutsche Männer sich versammeln, um nach Griechenland zu ziehen. Wir besuchen täglich dieses angenehm gelegene Städtchen, aber nur um Pfeffernüsse zu kaufen; es hat sich noch keiner von uns anwerben lassen. Man glaube darum nicht, daß wir keiner Begeisterung fähig wären; wir haben nur unsere eigenen Waffen, mit denen wir für die gute Sache streiten. Die türkische Regierung wird gewiß bald eine Anleihe suchen, und dann wollen wir ihr solche Bedingungen machen, daß das osmannische Reich unausbleiblich dabei zu Grunde gehen soll. Bis dahin verhalten wir uns ruhig.

Kritiken.

I.

Die Spanische Johanna. Ein Original-Roman, als Gegenstück zum Deutschen Don Juan; von Adolph v. Schaden. Berlin, 1820.

Eine spanische Jungfrau von Orleans! Das Buch ist wohl mehr als ein Roman, es mag ihm eine wahre Geschichte zu Grunde liegen; denn im Befreiungskriege gegen die Franzosen mochte manches spanische Weib es der gallischen Heldin gleich gethan haben. Ihr irrt, Leserinnen. Die spanische Johanna nimmt zwar eine kurze Zeit an den Zügen der Guerillas Theil, aber ohne Ansprüche auf Heldenmuth, es ist nur Nebensache. Ihre Schicksale, acht an der Zahl, sind folgende: Da sie ihre Laufbahn begann, hatte Isabella (so heißt die Original-Roman-Heldin) erst vierzehn „Lenze“ mit den dazu gehörigen Blumen. „Allein — früher reift die üppige, tropische Pflanze, denn der karge, nordische Kohl“ — (die Landsmänninnen des Hrn. v. Schaden, die Berlinerinnen, mögen mit ihm rechten, daß er sie karger, nordischer Kohl gescholten). 1stes Schicksal. Die schöne Isabella verliert unter Donner und Blitz das Herz an ihren Studiengenossen Carlos in einer Felsenhöhle. 2tes Schicksal. Carlos zeigt [illegible]

auf einer Leiter in ihr Fenſter. 3tes Schickſal. Sie ſchießt aus Eiferſucht den Stallmeiſter todt, nebſt dem Mädchen, in deſſen Armen ſie ihn findet. 4tes Schickſal. Sie ſtößt einem ihrer Anbeter, der ſie muthwillig im Bade überraſcht, ein Schwert in die Bruſt. 5tes Schickſal. Sie verliebt ſich in einen ſchweizeriſchen Offizier, wird von ihm verlaſſen, und ſtürzt ſich bei Straßburg in den Rhein. Doch wird ſie gerettet. 6tes Schickſal. Sie reiſt nach der Schweiz, um den Hrn. v. Röpern aufzuſuchen, dem ſie als ihren natürlichen Vater das Daſeyn verdankt: ſie will die Verführung ihrer Mutter blutig an ihm rächen. Sie findet ihren Vater als General im Feldlager, dringt ſich ihm als Maitreſſe auf, und da er, ein luſtiger Mann, ſich in ſeinem Zelte mit ihr zu wohl ſeyn ließ und eben warm werden wollte, ſtößt ſie ihm den Dolch in's Herz. 7tes Schickſal. Nach der Schlacht von Röpern geht ſie weiter, um auch den ſchweizeriſchen Offizier, der ſie treulos verlaſſen, aufzuſuchen und ihm den Garaus zu machen. Sie trifft ihn, an die Tochter des Generals v. Röpern, ihre Halbſchweſter, verheirathet, und ſticht ihn todt. 8tes und letztes Schickſal. Die ſpaniſche Johanna ſtirbt durch Selbſtmord.

Hr. v. Schaden erzählt umſtändlich die „Veranlaſſung, welche das Schauergemälde in's Daſeyn rief", denn er durfte vermuthen, daß die Leſer des Romans begierig ſeyn werden, die Urſache ihrer Gänſehaut zu erfahren. Da iſt ſie: „Auf einer meiner einſamen Wanderungen durch die herrlichen Hochgebirge und die lachenden Thäler Helvetiens zur Zeit des Lenzes, im Jahre 1814, hatte ich das kleine Unglück, die ſchmale Bahn zu verlieren und mich zu verirren."

Das Unglück war wohl nur für den Verfaſſer klein, denn ſeiner Verirrung haben wir die ſpaniſche Johanna zu verdanken. Er tritt nämlich in einen Schloßgarten, wo er ein Grabmal ſieht, das höchſt poetiſcher Weiſe den griechiſchen Rachegöttinnen geweiht iſt, wie die Inſchrift zeigt. Darauf ſieht er ein junges Frauenzimmer herbeiwanken, die weiß wie eine Nonne gekleidet iſt. Dieſe ſpricht allerlei wahnſinniges Zeug: Blutige Rächerin .... peinige .... quäle .... ewig .... ewig .... ewig .... Beſonders ſchrecklich tönte dem Hrn. v. Schaden „das geilende, mit geſteigerter Stimme gerufene dreimalige ewig.“ Jetzt kommt ein alter brummiger Kaſtellan in den Garten, ſchnauzt den Hrn. v. Schaden an und fragt ihn: was er hier zu ſuchen habe? Allein bald ergiebt ſich, daß die beiden Herren leibliche Vettern ſind. An Fortgehen war jetzt nicht mehr zu denken. Der Vetter erzählt dem Vetter: er befinde ſich auf Eberſtein, dem Stammſchloſſe einer alten deutſchen reichsgräflichen Familie gleichen Namens. Das wahnſinnige Frauenzimmer ſei Mathilde, die Wittwe jenes von der ſpaniſchen Johanna gemordeten ſchweizeriſchen Offiziers. Hr. v. Schaden reiſt nach Berlin zurück und läßt in der Schüppelſchen Buchhandlung Alles drucken, was er gehört. Dem Werke ſchickt er ein „Poetiſches Stimmhämmerlein in Sonnettenform“ voraus, denn, ſagt er: „Bevor der Künſtler kühn in ſeine güldene Saiten greift, des Hörers Ohr durch herrliche Accorde und ſüße Harmonien zu entzücken, erprobt er klug mit ſeinem Stimmhämmerlein: ob auch der Ton der Saiten rein? Wohl nöthig iſt es oft, des Leſers innerſtes Gemüth zu ſtimmen und zu proben — o möchte doch das Mittel diesmal ſeinen

Zweck verfehlen nicht!“ — verfehlen nicht — wie gemüthlich! ein roher Mensch hätte gesagt: nicht verfehlen. Aber diesmal ach, Mittel, das verfehlet hat, Zweck seinen.

Hr. v. Schaden erzählt allerlei von sich selbst, was eben so merkwürdig ist, als das Uebrige: er habe den Ovid zum Vorbilde gewählt, was er nicht läugnen wolle; er habe vor einem Jahrzehend aus dem kleinen, niedlichen Schuh eines geliebten Mädchens gar manchmal getrunken; Gall habe seinen Schädel befühlt und den Ortssinn daran gefunden, weswegen er, der „Schriftner“, auch überall zu Hause sei. Wie der Verfasser in der guten Schreibart zu Hause sei, zeige folgende Stelle: „die ungebändigte Laune des Weibes gleicht einer fabelhaften Riesin, deren Höhe mit jedem Augenblicke in einem gesteigerten Verhältnisse zunimmt, bis sie, nicht mehr im Stande das Gleichgewicht ihrer eigenen annatürlichen Gestalt zu halten, endlich in sich selbst zusammenstürzt; und wehe dem Armen, den sein Schicksal in den Dunstkreis des Monstrums nur bannt, dessen Stolz auch ihn nothwendiger Weise vernichten muß, wie dem Erdenball geschehen würde, wenn einer seiner Pole sich vom Schweife eines in ungeregelter Bahn wild dahin eilenden Kometen geküßt sähe.“ O ihr Mächte des Himmels, dieser Unsinn gleicht einem fabelhaften Riesen, dessen Höhe mit jedem Worte in gesteigertem Verhältnisse zunimmt! Doch sei dieser Unsinn dem Verfasser verziehen. Es sei ihm vergeben, daß er die siebzehn unschmackhaften Kapitel-Schüsseln seines Romans noch mit der Petersilie seiner Poesie umrändert hat. Es sei ihm nachgesehen, daß er statt: solcher, solche, solches, immer sothaner, sothane, sothanes sagt — ald Edelmann mag er in

Ermangelung anderer Lehnsherrlichkeiten ſich an der Benutzung eines alten Feudal-Styls erfreuen! Aber daß er mit ſo vieler Schamloſigkeit eine deutſche Schriftſtellerin unter dem durchſichtigen Namen: Frau Helmina Aetherſchein, geborne v. Güldendlut, in ihrem Privatleben angreift, daß er die ſchändlichſten Handlungen von ihr erzählt oder ihr andichtet, daß er ein wehrloſes Weib verläſtert und beſchimpft, und dieſes Alles aus keinem andern Grunde, als weil ſie wohl einmal eine ſeiner Schriften öffentlich getadelt haben mag, wie man auf Seite 226 deutlich merken kann — das iſt unverzeihlich, denn es iſt niedrig und gemein.

Liebe Mädchen und Ihr, o Handlungsbefliſſene! Wenn Ihr Samſtags Abend in die Leihbibliothek geht, Euch auf den Sonntag zu verſehen, nehmt ja das ſchlechte Buch: die ſpaniſche Johanna, nicht mit. Laßt Euch Romane von Walter Scott geben, die ſind ganz herrlich.

II.

Etwas über den deutſchen Adel, über Ritter-Sinn und Militair-Ehre; in Briefen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Friedrich Perthes. Hamburg, 1819.

„Der Ertrag dem Armen-Arbeitshauſe des Herrn Baron von Kottwitz in Berlin" ſteht auf dem Titelblatte. Alſo wieder ein ſchöner Beitrag zur Teleologie, und ein ſtarker Beweis, daß die Vorſehung Alles zum Guten lenkt. Sitzen etwa Rezenſenten im Berliner Arbeitshauſe und leben von ihren Händen kümmerlich, ſo werden ſie das Werk gewiß loben, damit es gekauft werde; ich aber kann es nicht.

Es werden darin etwas langweilige Schriften gewechſelt. Fouqué ſchreibt an Perthes für den Adel; Perthes replicirt; ein Dritter, und Beider Freund, kömmt und legt ſein Rechtsgutachten ab; Fouqué duplicirt; Auszüge aus Moſer's, von Haller's und Rehberg's Schriften liegen als Aktenſtücke bei. Der herzinnigen, fettgeſalbten, demüthigen und wehmüthigen Sprache Fouqué's, düſternd wie das Licht, das durch gemalte Kirchenfenſter fällt, aller Lebensfriſche entbehrend und Gradesſehnſucht erweckend, ſolcher Sprache begegnet man auch hier wieder, ungern, ja ärgerlich. Er ſchreibt an Perthes:

„Lieber Perthes!

Als wir einander im Jahre 1815 die brüderliche Hand darreichten zum feſten Bunde für's Beſtehen in allem Guten

und Schönen, vor jedem andern Dinge, aber zum Bestehen in Gott, — da kam natürlich auch die Zeit, wie sie in unsrer großen, allgemeinen Errettung sich gestaltet habe und auch fürderhin sich gestalten werde, oftmalen zur Sprache, und wir Beide hegten ausnehmend verschiedene Ansichten darüber. Du nämlich meintest, nun der äußere Kampf gegen den Unterdrücker beseitigt sei, hebe der innere Kampf der Geister erst an, und man werde gar tüchtige, — auch wohl mitunter gar saure Arbeit haben, um sich zu dem ersehnten Ziele durchzuringen im seltsamlichen Gedränge zwischen Freund und Feind. Ich hingegen sahe das Ding ganz anders." Nämlich, da nun das ausländische Joch ruhmvoll gebrochen sei, so könne es keinem ächtdeutschen Herzen „an dankbarer, gottverherrlichender Freude fehlen." Die Hauptsache sei schon gethan „durch Wiederherstellung des ersehnten, von den Ausländern als altmodisch verspotteten Rechtsstandes." Fände ja hier und da noch einige wenige Unzufriedenheit Statt, so hätte das nichts zu sagen: „jede augenblickliche Irrung könne nur fester schürzen das liebe, heilige Band einer von Thron zu Burg, Haus und Hütte (man sieht, Hr. Ritter v. Fouqué liebt die vierstöckigen Gebäude,) und so auch wieder hinaufreichenden unaussprechlichen, ja — so weit sich das für unsre arme Erde nur irgend denken läßt, — seligen Liebe" —

Der Leser kann schon vermuthen, daß diese Liebespredigt Alles eher, als den 13. Artikel der Bundesakte zum Texte haben werde. Hr. v. Fouqué fordert seinen Freund Perthes zu einer Disputation heraus; er wirft, „der Ritter dem Bürger", den Handschuh hin zum Ernst-

kampfe. Den Adelſtand vertheidigt er als das Nothwendigſte und Herrlichſte in der Welt. Ihm in allen ſeinen Behauptungen Schritt vor Schritt nachzugehen und ſie zu bekämpfen, iſt unmöglich und unnöthig. Unmöglich: denn der Verfaſſer ſpricht ſelbſt von ſeiner Unfähigkeit für klar wiſſenſchaftliches Ausſprechen innerer Geſichte. Unnöthig: denn Perthes hat es gethan, recht verſtändig und oft mit feiner, doch, weil er ihm befreundet, gutmüthiger Ironie. Mein Freiherr! nennt er ihn, welches neben dem Du, deſſen ſie ſich wechſelſeitig bedienen, ſich gut ausnimmt. Den Hochmuth der Ariſtokratie muß man in dieſem Werke ſtudieren: er zeigt ſich darin nackter als irgendwo. Denn deſſen Verfaſſer kämpft nicht, gleich Andern, mit Scheingrundſätzen für ſeine Neigung (dieſe verbergend), ſondern ſpricht ſeine Empfindung und ſeinen feſten Glauben an die Göttlichkeit des Adelsrechts unverholen aus. Ein Rittergeiſt, ſchauerlich für Furchtſame, lächerlich für muthige Menſchen, ſpukt herum und bittet, nicht um Erlöſung (was verzeihlich wäre), ſondern um Wiederauferweckung von den Todten.

Nur die Klangnoten auf dieſer zerbrechlichen Glastafel Fouqué's will ich bezeichnen, das dazwiſchen Liegende nicht beachtend. Deutſchheit iſt ihm „das folgerechte, unter göttlichem Schutze naturgemäß aus der Wurzel hervorwachſende Leben," Franzthum aber „das überhinfahrende, aus Worten in Worte übergehende, von Sprüngen zu Sprüngen forthüpfende Experimentiren mit den wichtigſten Angelegenheiten dieſer Welt." (Das heißt: die Deutſchen werden von Gottes Gnaden, die Franzoſen aber durch eine Charte regiert.) Doch glaube er nicht, „Gott habe ein

Volk verworfen, daß er noch beſtehen läßt.“ Wehmuth ergreife ihn bei dem Andenken an das unglückliche Land, weil es das Land ſeiner Väter ſei. Doch verſtehe es ſich von ſelbſt, daß er die Helden der Vendée nicht verkenne .... Es gäbe nichts Glückſeligeres auf der Welt, als ein brandenburgiſcher Bauer, der von einem Gutsherrn ritterlich regiert werde, und Spann- und Handdienſte wären die natürlichſte und leichteſte Art von Abgabe, die ſich für den Ackermann erſinnen läßt. „Ich denke, lieber Perthes, du läſſeſt mir dieſe Bauern für freie Männer gelten, und erkennſt die Schutzherrſchaft, welche der Edelmann über ſie auszuüben hat, nicht nur vom erſten Beſitzſtande als Recht, ſondern auch, wie freilich jedes Recht es an der Art hat, als etwas den Untergebenen ſelbſt Heilſames und Förderliches, willig an.“ (Was Herr Perthes etwa aus Freundſchaft bewilligen möchte, wird hoffentlich in der künftigen preußiſchen Conſtitution nicht als Regel aufgenommen werden.) .... Das Wort Volk käme von Gefolg, welches die Menſchenmaſſe andeutet, die ſich um einen Edeling verſammelt. (Wahr iſt's, es gab eine Zeit, wo das Volk nicht mehr als ein Schleppkleid der Großen war und ihnen im Staube nachzog.) .... Der Bauernſtand ſei dem Adel viel mehr verwandt als der Bürgerſtand. (Ueber dieſen Satz mögen die ſchönen Bäuerinnen mit ihren gnädigen Junkern rechten.) ..... Der Bürgerſtand wäre das Anregende im Staate, die Unruhe in der Uhr (der Adel betrachtet ſich wahrſcheinlich als die Kette der Uhr, daher die Adelskette in Klüber's Aktenſtücken des Congreſſes).

Herr Ritter v. Fouqué giebt eine beſcheidene Schilde-

rung von dem Wesen des gerühmten Rittergeistes. Er sei etwas „Schönes und Erhabenes", ein zartes Wesen, „fast eben so zart, als die jungfräuliche Unschuld;" deren Reinheit zu bewahren, bestrebe er sich nach Kräften, sowohl im Leben, als in seinem schriftstellerischen Berufe.... Ueber den Werth des Adels zu sprechen, komme ihm zwar nicht zu — „Ich stehe zu sehr in dem zu untersuchenden Felde mit drinnen, selbst eine Aehre des Saatfeldes, über dessen Körnergehalt ein Urtheil gefällt werden soll, als daß ich zur Abschätzung mein Wort eingeben dürfte." — Aber so viel könne er versichern, daß in ganz Deutschland seine Wünschelruthe nur selten regungslos blieb, wenn er nach dem echten Golderze ritterlicher Gesinnung forschte.

Nachdem Fouqué so gesprochen, antwortet ihm Perthes, und das manchmal tüchtig. Manchmal, nicht immer. „Die Liebe zur Verfassung eines Staates, einer Gemeinde, ist alt und abstrakt im Vergleich zu der für den Fürsten, und besonders für die Fürsten-Kinder. (Nicht ich habe diese Worte herausgehoben, sie standen so.) — Dieses zarte Band des Herzens war immer unter uns Deutschen, und wir werden nie es entbehren wollen..... Fouqué's hoher Beruf ist, auf die edlere deutsche Jugend zu wirken zur Erregung frommer, tiefer Lebensansicht und Nationalität. Dieser Beruf muß ihm nicht verkümmert werden durch oberflächliche Beurtheilung von Menschen, die das Echt-christliche und Historisch-deutsche nicht leiden mögen." So urtheilte ein Freund Fouqué's, und Perthes fährt in seinem Schreiben folgendermaßen fort: „Wird denn aber dieser Beruf dir verkümmert? Durch öffentliche

Kritiken nicht, man ist sogar galant gegen dich. Zwei Ausnahmen sind mir bekannt: einmal wirst du, wahrscheinlich böswillig, mit einem unserer Schriftsteller verglichen, dessen Quelle unerschöpflich fortfließt, dessen Dichtungen höchster Gipfel die Hochzeit ist. (Lafontaine?)..... Wahr ist's, deine Schriften werden jetzt weniger, wie vor einigen Jahren, gelesen: sie waren eine Zeit lang in der Mode — diese aber dauert nie lange. Selbst Klopstock erfuhr Aehnliches, und Jean Paul auch; welchen Eintrag thut dies aber dem hohen, dem reichen Geiste? Im Gefühl deines Berufs wolltest du Viel wirken, schriebst daher Vieles — dies allein schon ist hinreichend, um nicht in Mode zu bleiben. Das deutsche Publikum verlangt, daß man sich rar mache.... Fasse dich in Geduld!" (Das nenne ich mir einen freundschaftlichen Rezensenten!)

Aus dem der Schrift beigegebenen Stücke aus Justus Möser's patriotischen Phantasieen erfährt man unter Anderm, wie der Babelsthurm des menschlichen Hochmuths immer höher und höher hinaufgebaut worden, wie man mit freigeborn den Grund gelegt, und nach und nach Edelgeborn, Wohlgeborn, Hochwohlgeborn, Reichsfrei, Hochwohlgeborn, und zuletzt Hochgeborn angesetzt habe. Die Stufen der Menschheit stehen nach Möser wie folgt: a) Mittereigen, b) Hörige nach Hausgenossenrechte, c) freie Hausgenossen, d) Freie unter Amtsschutze, e) Freie unter Bürgerschutze, f) Freie Kanzleisässige. (Das ist eine bequeme Treppe, auf der man gewiß nicht den Hals bricht.) Wenn ein Edelgeborner — sagt Möser — Handlung und Gewerbe treibt, und sich solchergestalt in das Meer der Menschheit her-

abſtürzt, ſolle man ihn ganz darin untergehen laſſen (er verdient das Leben nicht). Ferner iſt ein Landes-Heroldsamt, unter der Aufſicht des Adels, das mit einem allgemeinen Reichs-Heroldsamte korreſpondire, und vor dem jedes Kind des Adels, ſobald es das väterliche Haus verläßt und einen andern Stand erwählt, ſeinen Namen und Wappen eintragen laſſen müſſe, um ihm die Rechte ſeiner Geburt unter allen Vermiſchungen zu erhalten, die allernöthigſte Sache von der Welt. „Ich ſehe nicht ein," ſagt unſer Publiziſt hitzig, „ich ſehe nicht ein, warum wir nicht eben wie in Rußland mehrere Klaſſen von Menſchen haben, und dabei feſtſetzen könnten, wie weit ſich Einer aus den höhern in die niedrigen vertiefen könnte, ohne den Rückweg zu verlieren!" (Die Herren Perthes und Beſſer haben ſich um die liebe deutſche conſtitutionelle Jugend ſehr verdient gemacht, indem ſie die ſoliden Wiſſenſchaften des vorigen Jahrhunderts wieder haben abdrukken laſſen.)

Auch mit einer Schüſſel aus der berühmten Reſtauration des Hrn. v. Haller iſt dieſer reiche Adelstiſch verſehen. Da offene Tafel gehalten wird, ſo wollen wir etwas davon koſten. „Der Adel iſt ein Produkt der Natur. Es giebt verſchiedene Arten des Adels. 1) Land- oder gutsherrlicher Adel, 2) hoher oder Dynaſten-Adel, 3) Dienſt- oder Miniſterial-Adel, 4) militairiſcher Adel, 5) Kirchen-Adel, 6) patriotiſcher Adel, 7) Kaufmanns-Adel, 8) Gelehrten-Adel, 9) Dorf- und Hirten-Adel, 10) Geld-Adel, 11) Brief-Adel." (War das Dutzend nicht voll zu machen?) „Die heutigen Philoſophen wollen einen, wie ſie ſich gnädigſt ausdrücken, noch perſönlichen Adel gelten

laſſen, aber der Erb-Adel ſoll nach ihrer Meinung wegfallen:" das entſpringe aber nur aus Neid. „Man begünſtige anſchnliches und fortdauerndes Grundeigenthum, ſtatt daß der Zeitgeiſt Alles zerſplittern, Alles gleich arm und ſchwach machen will."

Der Auszug von Rehberg's vortrefflicher Schrift über den deutſchen Adel ſteht hier in ſo ſchlechter Geſellſchaft, daß ich aus Achtung mich anſtellen will, als bemerkte ich ihn nicht.

III.

Mosely-Hall, oder die Wahl des Gatten. Roman von Cooper, dem Amerikaner. Bearbeitet von Richter. 6 Theile. Leipzig, 1826.

Die „Wahl des Gatten," die doch sonst nur junge Mädchen und ihre Mütter in Gedanken versetzt, hat diesesmal sogar einen Rezensenten stutzig gemacht. Wie! dachte er — nämlich ich — wie konnte Cooper einen solchen Fehler begehen? Wie mochte er so muthwillig alle Perspective zerstören, so unbesonnen alle Erwartung abspannen, wie mochte er den Roman in seiner Wiege tödten, indem er sein Leben schon auf dem Titelblatte beschreibt? Zwar werden Fürstenkinder, deren Bestimmung ist, Liebe oder eine Krone zu erwerben, manchmal Dieudonné oder Constantin getauft; aber solche biographischen Namen ziemen Bürgerkindern nicht, und Büchern noch weniger. Ich dachte ferner: Wie! Cooper, in dem Lande unermeßlicher Wälder, ungeheurer Seen und Ströme geboren, wie mochte er sich dazu verstehen, Sandgärten mit geraden Baumgängen, Treibhäusern und künstlichen Hecken zu malen? Der Roman soll uns zeigen der Menschheit Anhöhen, des Lebens große, oder steile, oder verworrene, oder verborgene Wege — und Cooper führt uns nur den bekannten schmalen Weg, der zur Vermählung führt!

Nachdem ich mich über den Titel satt gewundert, las ich die Vorrede des Uebersetzers und schüttelte den Kopf

von Neuem. Der Uebersetzer sagt in Beziehung auf Cooper: „Die Kritiker finden an ihm die Breite der Erzählung auszusetzen, insofern er sich durch allgemeines Reflectiren unterbricht, dem er sich nur allzugern ergiebt. Dem Ausspruche der Kritik zufolge glaubte ich dieses üppige Sprudeln des Geistes mäßigen zu dürfen. Versteht sich von selbst, daß ich nur allgemeine Reflexionen auszulassen mich unterfing, und mich sorgfältig hütete, einen Character zu verletzen, wo ein solcher sich reflectirend darstellen soll. So wird der Leser keine Schönheit des Dichters vermissen, wie ich hoffe, indem ich den Forderungen der Kritik ebenfalls nachkam. Auch dem Käufer gereicht es zum Vortheil, einen guten Roman, trotz der mindern Bogenzahl, dennoch vollständig für einen geringen Preis zu empfangen." Cooper's Darstellung ist nun allerdings etwas umständlich. Cooper hat einen breiten, holländischen Mund — vielleicht daß holländisches Blut in den Adern des Amerikaners fließt; aber er ist tüchtig und solid, und steht fest auf den Füßen, und dieses ist auch eine Art zu sehn, die man achten sollte. Der Schriftsteller ist ja selbst ein Theil seines Werkes, und zwar ein sehr wichtiger, und mit diesem wichtigen Theile sollte man nicht so nach Belieben verfahren. Mag man immerhin aus einem wissenschaftlichen oder geschichtlichen Werke in der Uebersetzung Alles weglassen, das, weil es falsch oder unbedeutend, oder überflüssig ist, oder weil es als bekannt vorausgesetzt werden darf, nicht zur Belehrung dient. Aber bei dem eines Dichters darf dieses nicht geschehen. An einem Kunstwerke ist die Form nicht von dem Wesen zu trennen, und es kann die eine nicht ohne die andere verletzt werden. Zumal mit Romanen muß man

ſchonend umgehen. In einem Roman iſt nicht, wie im Drama, die Handlung Zweck, ſondern das Handeln; darum ſoll die Geſinnung hervortreten, ſich zeigen, ſich ausbreiten, und der langſame Gang allmähliger Entwicklung iſt hier oft dem Witze vorzuziehen, welcher ſpringt. Es iſt nicht jedem mit der Deſtillation der Geſinnung, mit Sentenzen — es iſt uns nicht immer mit Roſenöl gedient; wir wollen die Roſen ſelbſt haben, mit ihren Stengeln, ihren grünen Blättern, ihrer Friſche, wenn auch mit ihren Dornen. Zwar ſagt der Ueberſetzer: er habe ſich ſorgfältig gehütet, einen Charakter zu verletzen, wo ſich ein ſolcher reflectirend darſtellt, er habe nur allgemeine Reflexionen ausgelaſſen. Er verſteht darunter: Reflexionen des Verfaſſers. Wenn aber ein Romandichter es für gut findet, ſich ſelbſt unbekannt unter die Perſonen ſeines Romans zu miſchen, wenn er ſich als Zuſchauer mitten hineinſtellt, und über Perſonen und Verhältniſſe ſeine eigene Meinung ſagt — darf man ihn ſchweigen heißen? Darf man dem Herrn des Hauſes die Thüre zeigen? Auch entſchuldigt es den Ueberſetzer gar nicht, daß durch ſeine Abkürzungen das Buch wohlfeiler geworden. Es iſt nur eine täuſchende Wohlfeilheit, wenn mit dem Preiſe zugleich Maaß und Gewicht der Waare verringert wird. Uebrigens hat der Ueberſetzer nicht immer mit Geſchicklichkeit verkürzt; er hat einigemal vergeſſen, die Spuren der Entwendung zu verbergen, und hat die Gabel zum geſtohlnen Meſſer zurückgelaſſen. So kömmt gleich im Anfange des Romans ein Gaſtmahl vor, und es wird bemerkt: „Dieſe Stimmung, ſolche Geſpräche würzten das Mahl. Man ging endlich auseinander.“ Die Geſellſchaft ſaß keine ſechs Zeilen lang bei Tiſche, und der Ueber-

ſetzer hatte wahrſcheinlich nicht mehr daran gedacht, daß er die Stimmung und alle Gewürze bei Seite geſchafft hatte. Ueberhaupt nehmen ſich die Herren Ueberſetzer oft Freiheiten, die gar nicht zu verzeihen ſind; ſo erinnern wir uns, das Leben der engliſchen Romandichter von Walter Scott in der Ueberſetzung des Herrn Döring geleſen zu haben, in welcher Alles ausgelaſſen iſt, was ſich auf die Charakteriſirung und Beurtheilung der Werke jener Dichter bezog, und was doch aus Walter Scott's Munde gar nicht zu verſchmähen geweſen wäre. Auch geſteht Herr Döring mit der kindlichſten Unbefangenheit ein, daß er es gethan, und daß es ihn ſein Verleger ſo geheißen. Aber, guter Gott, wenn man aus der Lebensbeſchreibung eines Schriftſtellers deſſen Werke ausläßt, was bleibt dann noch übrig? Eſſen, trinken, ſchlafen, heirathen, Geld oder nicht Geld, nichts als Dinge, die tauſend andern Menſchen auch begegnen, und hätten ſie nie ſchreiben und leſen gelernt.

Nachdem ich mit der Vorrede endlich fertig geworden, fing ich das Buch zu leſen an. Ich war ſehr begierig auf die „Schönheit" des Dichters und auf das „üppige Sprudeln des Geiſtes," welches ſo ſtark geweſen, daß es der Ueberſetzer glaubte mäßigen zu müſſen. Aber, wie erſtaunte ich! An dem Roman fand ich nichts ſchön als ſein Ende, und nichts ſah ich ſprudeln, als die kühlſte Langweiligkeit. Eine ſolche ſchlechte Schreiberei hätte man gar nicht nöthig gehabt, erſt von England herüberzuführen, unſer eignes Land bringt Erzeugniſſe ſolcher Art genug hervor. Der Roman hat keine Haltung und keine Farbe, keinen Vorgrund, keinen Hintergrund und keinen Mittelpunkt, er hat keinen andern Helden als ſeinen Leſer. Die Perſonen ſind aneinan-

der gereiht wie geröſtete Kaſtanien, die nichts Gemeinſchaftliches haben, als den Faden und den Käufer. Sie liegen in den wunderlichſten Stellungen übereinander geworfen, als wären ſie vom Dache gefallen. Die Genealogie der Verhältniſſe iſt gar nicht zu entwirren. Meiſtentheils ſind es Mütter und ihre Töchter, und die Mütter ſuchen die Töchter an den Mann zu bringen, welches ihnen, früher oder ſpäter, mehr oder weniger gelingt. Man glaubt einen Hof voll Kälber zu ſehen, die alle, eines nach dem andern, weggeführt und abgethan werden. Sehr komiſch iſt es, daß die Perſonen ſelten zu Hauſe, daß ſie immer auf Reiſen ſind, aneinander vorbeifahren und ſich im dicken Staube der Landſtraße mit Mühe erkennen. Es iſt wahr, ſie reiſen prächtig in den ſchönſten Wagen, und von vier, oft von ſechs herrlichen Pferden gezogen! Man möchte ſie lieber begleiten als leſen. Das alſo iſt der Cooper, den wir und Andere ſo ſehr geprieſen! Oder ſollten wir uns getäuſcht haben? Sollten Cooper's frühere Romane den Beifall, den ſie uns abgewonnen, ihrem Schauplatze allein zu verdanken haben? Sollten die Werke des Amerikaners nur die Vorzüge angenehmer Reiſebeſchreibungen beſitzen? . . Ich wußte mir nicht zu helfen. — Da hatte ich einen kühnen Gedanken, der mich und Cooper aus unſerer ſchlimmen Lage zog: — Der Roman Moſely-Hall iſt nicht von Cooper!

IV.

Drei Romane von Cooper.

Der Lootſe. — Schauplatz: Englands nördliche Küſte. Zeit: die des amerikaniſchen Freiheitskrieges. Held: Paul Jones, eine geſchichtliche Perſon, unter dem Namen Gray auftretend; es iſt der Lootſe. Handlung: eine amerikaniſche Fregatte kreuzt an der engliſchen Küſte, um, Wiedervergeltung übend, einige angeſehene Einwohner als Geißeln wegzuführen. Der Zweck wird erreicht. Ein Oberſt Howard wird mit den Seinigen gefangen. Es konnte nicht fehlen; denn ſeine Töchter und Nichten waren mit den Offizieren der Fregatte, ihren transatlantiſchen Liebhabern aus früherer Zeit, da ſie mit dem Vater und Onkel in Amerika gewohnt — ſie waren mit ihnen einverſtanden; ſie gaben ihnen telegraphiſche Zeichen, ließen ſich holen und heirathen, und des Oberſten Loyalismus wich in der Todesſtunde, wo alle Täuſchungen ſchwinden, dem Vaterherzen, und ließ ſich Rebellen als Schwiegerſöhne gefallen. Der Lootſe, geheimnißvollen Treibens in England geboren und wohnend, doch die Freiheit mehr liebend als ſein Vaterland, führt mit geübtem Blick und kühner Hand das Schiff durch Sturm und Klippen aus und ein. Der Roman endet, wie jeder endigen ſollte, ſich, gleich einem engliſchen Garten, unmerklich in's Freie verlierend. Die Schilderungen des Seelebens ſind höchſt anziehend. Man lernt es lieben,

fürchten und bewundern. — Lieben wegen der Freiheit, fürchten wegen der Gefahr, bewundern wegen des ordnenden Verſtandes. Tod und Leben, Liebe und Haß, Freiheit und Knechtſchaft, alles in dem engen Raume eines Schiffes, und darunter und umher das alle verſpottende, alle bedrohende Meer. Es fehlt an nichts. Seegefechte, Untergang eines Schiffes, Wallfiſchfang, Sturm und Windſtille, Klippen und Sandbänke. Man wird ſeekrank vom Leſen. Doch wie auch die Brandung tobe, das Geſchütz donnere und der Wind heule, es geht dabei ſehr bürgerlich her. Es ſind nicht, wie in Fouqué's Romanen, hochadelig ſchäumende Wogen, über welche, auf gelpenſtigem Kiel, nordiſche Seeritter und Meerfräulein dahin brauſen, nebelumgürtet, nebelumſchleiert; man weiß nicht, woher ſie gekommen, man weiß nicht, wohin ſie gehen; wie die höhern Götter frönen ſie nur der Kampfesluſt, nicht Beute, nicht den Hafen ſuchend, Freiheit nicht bringend, nur holend, und die Delphinen des Meers, als gehorſame Knappen, umlagern das Schiff, und ſtaunen hinauf, bis es die Wolken dichter und dichter umhüllen: jetzt ſieht man nichts mehr, man fällt am Strande nieder und betet an .... ſo iſt es hier nicht. Es geſchieht Alles hinüber und herüber mit der baaren Münze brauchbarer Wirklichkeit, und in den Friedensverträgen iſt es ſchwarz auf weiß zu leſen, was dabei herausgekommen. —

Die Anſiedler. — Man könnte dieſen einen geographiſchen Roman nennen. Die Natur des Familienlebens, die häuslichen Einrichtungen, die geſelligen Sitten, der Gottesdienſt, die Geſetze und deren Ausübung in jenem

Lande werden hier geschildert. Menschen aller Völker, die das enge Europa ausgestoßen, oder die sich aus der erstickenden Luft der alten Welt gerettet, finden sich in jener Freistätte des Unglücks und oft des wenigen Verbrechens zusammen. Ein französischer Emigrant, ein deutscher Major, ein irländischer Handelsmann, ein alter Indianerhäuptling mit seinem Ossianschen Trauergesange und Andere — sie kamen alle mit den Tugenden, Eigenheiten und Schwächen ihres Geburtslandes, aber sie leben verträglich; denn überall übt der Mensch Duldung, wo er sie findet. Die Handlung beginnt mit Liebe und endigt mit einer Heirath; denn im Lande der Freiheit erkennt man außer der Herrschaft des Gesetzes auch, aber nur noch, die der Liebe an.

Der Spion. — Es ist ein Kriegsspion, der die Gefahr sucht, kein Friedensspion, der sie nur bringt. Die Handlung spielt in den Vereinigten Staaten, zur Zeit des Freiheitskrieges. Birch, ein herumziehender Krämer, späht umher zum Vortheile der Engländer. Mit seinem Waarenballen auf dem Rücken, wandert er keuchend durch das Land, durch das Heer der Amerikaner, Kundschaft holend und bringend. Er wird oft gefangen, sieht einige Male am Fuße des Galgens; aber immer weiß er sich zu retten, nicht selten auf eine räthselhafte Weise. Der Krieg und der Roman endigen, der Krämer verschwindet. Drei und dreißig Jahre später, als der Baum der Freiheit schon dichtere Schatten warf, stirbt an der Gränze Canada's ein armer, alter Mann, indem er sich edelmüthig aufopferte, das Leben eines Andern zu vertheidigen. Es war der Krämer Birch. Auf seiner Brust, in einer blechernen Büchse,

fand man eine Schrift von Washington, worin dieser bezeugt: Birch sei ein edler Mensch gewesen, ein Freund seines Vaterlandes, ein Verächter des Goldes, und er habe, um der Freiheit besser zu dienen, den Kundschafter Englands gespielt. Auch nach dem Frieden habe das Geheimniß der List verschwiegen werden müssen, um diejenigen nicht aufzuschrecken, welche Birch unter den Landeseinwohnern als böse Kundschafter der Engländer kennen gelernt. — Der Roman, gut erzählt, ist anziehend: der Stoff freilich war zu gut, als daß ihm die Behandlung hätte gleich kommen können. Der ältere Brutus trug für die Freiheit den Schein des Blödsinns, den er endlich abwarf: der Krämer Birch trug für das Vaterland den Schein der Verworfenheit, und nahm ihn mit in's Grab .... Weil mir von Spionen sprechen, sagt mir: warum hängt Ihr im Kriege die Spione, die Ihr erwischt? Sie sind doch nützlich, denn indem sie der List den Vortheil über die Gewalt verschaffen, vermindern sie das Blutvergießen. Ihr antwortet vielleicht: man muß ein abschreckendes Beispiel geben; denn liefe man den Spionen das Leben, dann würde der Feind deren eine größere Zahl in seinem Dienste nehmen. Allein Ihr hättet den nämlichen Vortheil, das Gleichgewicht bliebe, und das Völkerrecht könnte immer, unbeschadet des Vortheils der Herrscher, ein Gebot der Menschlichkeit mehr erfüllen.

V.

Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde, auf das Jahr 1821. Herausgegeben von Lembert. Wien.

Ja, wenn unter dem Eingange der Bude ein schönes Mädchen steht, dann tretet Ihr wohl gern hinein, und schaut Euch um, und kauft: aber Ihr möget den ganzen Weihnachtsmarkt der Almanache auf- und abwandern, es lockt Euch keiner so lächelnd als — Grillparzer, der mit „Expositions-Scenen aus der dramatischen Dichtung: des Lebens Schattenbild" das genannte Taschenbuch beginnt. Zwar kann man aus diesen ersten Schritten das ganze Leben der Dichtung und ihren Weg noch nicht sehen, aber die Lebenskraft darin quillt reich hervor, und verspricht, daß eine so schöne Quelle in einen schönern Strom sich ausbreiten werde. Grillparzer's Dichtungen gleichen weder tauben Blüthen, die spurlos vorüber welken, noch dem ungeschmückten Herbste deutschen Obstes. Sie sind, wie die Gewächse des südlichen Himmels, die Blüthe und Frucht auf einem Zweige tragen. Das Herz spricht verständig und der Verstand herzlich. Dort ist keine Dichtkunst, sondern ein Dicht-Handwerk, wo Kraft von Kraft, und Arbeit von Arbeit getheilt erscheinen, und Ueberlegung und Empfindung gewonnte Zünfte bilden. Da giebt der Geist kaltes Licht, gleich fremdem Holze, und das Gefühl

dunkle Glut, wie heißes Wasser. Eines möchte ich in der Anlage dieser dramatischen Dichtung tadeln; es ist ihr Name: *Des Lebens Schattenbild*. Ein Drama ist keine Fabel, die gebraten aus der Pfanne kömmt, und als Nutzanwendung verspeist wird, es ist ein *Schaugericht*, nicht bestimmt, von den Kinnbacken zermalmt zu werden. Und wäre es auch eine Fabel, so dürfte die Nutzanwendung nicht *vorausgehen*, sie müßte *folgen*. Diesen Fehler, eine Lehre der Weisheit sinnbildlich auszudrücken, und das Gemälde als Schild über der Thüre der dramatischen Dichtung zu hängen, haben auch Andere begangen; wie Müllner in der *Schuld*, (aber *nicht* Calderon im: *Leben ein Traum*, denn dort ist die Lehre nicht geistig abgezogen, sondern *personifizirt*). Es ist dies Verfahren nicht blos unkünstlerisch, sondern auch unwissenschaftlich; denn es wird von der abweichenden Philosophie des Hörers oder Lesers abhängen, *welche* Lehre er sich aus einem Drama entnehmen wolle. Dem Einen beweist das Leben und Handeln einer dramatischen Person, *das Leben* sei ein *Schattenbild*, dem Andern (wie mir) das Gegentheil. — —

Da wir nun einmal in den Kramladen eingetreten sind, so wollen wir uns auch das Uebrige ansehen, auch wenn wir nichts davon kaufen. Nach Grillparzer folgt West, mit dem ersten Akte des Trauerspiels *Adosinda*. Das ist nun freilich eine gefährliche Nachbarschaft, aber in einer Stadt können nicht alle Häuser Paläste seyn. Glänzt in *Adosinda* nicht lauter Gold und Edelstein, so täuscht auch keine falsche Vergoldung und kein Schimmer geschliffenen Glases, und das Silber ist echt. Den duftenden Blumen-

ker Grillparzer's findet man nicht darin, aber noch weniger, die mit künstlichen Weihnachtsfäden behängten Papierblumen, die wir jetzt besser machen als die Franzosen, und die, weil sie wohlfeil zu haben sind, so sehr gepriesen werden. — Ueber die Ausdrücke, Methode und Kunst, angewendet auf die Leistungen dramatischer Sänger, stellt J. F. von Mosel eine lehrreiche Betrachtung an. Dieser Schriftsteller besitzt, wie anerkannt, die vollgültigste Stimme in musikalischen Dingen. — Der Herausgeber des Taschenbuchs erzählt das Leben des Schauspiel-Directors von Holbein in Prag, des Regisseurs des Hoftheaters, Koch, und des Hofopernsängers Vogl in Wien. Aus diesen Lebensbeschreibungen wird man mit Verdruß daran erinnert, daß kein Schauspieler zu seiner Kunst erzogen wird. Es ist jeder sein eigner Lehrling. Sie waren alle verlorne Söhne, Robinsons, die bei ihrer ersten Fahrt auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten, und auf die Bühnen-Insel ausgeworfen werden. Die Verunglückten von Geist, Muth und Stärke wußten die ihnen mangelnde Erfahrung zu ersetzen, sie machten sich heimisch auf ihrer Insel, und beherrschten sie. Die Uebrigen gingen unter, oder führten ein schwaches, ängstliches, entbehrungsvolles Leben. Von Holbein, ehe er sich der Schauspielkunst ergab, war Lotto-Beamter, dann erwarb er sich seinen Unterhalt durch Musik- und Sprach-Unterricht. Koch studierte Kameral-Wissenschaften und war im Praktiziren bei der Bergwerks-Administration angestellt. Vogl studierte die Rechte und praktizirte beim Wiener Stadt-Magistrat. Männer solcher Art konnten nun freilich frühere Bildung zu ihrer spätern Kunst mitbringen; aber wie viele Haarkräusler, Schneiderge-

ſellen und Studenten mögen ſich zu Helden und Königen hinaufgeſchwungen haben! — Der Soldat, ganz allein, komiſches Zwiſchenſpiel in einer Scene von Caſtelli. Herbei, eilig herbei, ihr armen, verlegenen Theater-Direktionen! Das iſt ein prächtiges Stück, das viel einbringt und gar nichts koſtet, es iſt ſowohl komiſch als ökonomiſch. Nicht etwa ein langweiliges Monodrama, welches eine Hölle iſt für das Paradies; nein, ein ganzes Regiment ſpielt mit — Schlachtfeld — Kanonen — Flintenſchüſſe — Trompeten — Belagerung — Kriegslieder — Trommeln — Parlementäre — Hurrah-Rufen — Siegesgeſchrei — Patrouille — Te Deum — und doch gehört nur eine Perſon dazu. Keine theuern Statiſten, keine neue Garderobe, keine vielen Proben, keine Rollen-Vertheilung, und kein Couliſſen-Krieg darüber. Das Stück kann vortrefflich beſetzt werden, das Zuſammenſpiel wird nichts zu wünſchen übrig laſſen. Gebet und dieſes artige Stück recht bald! — — Die Bemerkungen eines Schauſpielfreundes über den Verfall der dramatiſchen Kunſt, enthalten vortreffliche Gedanken, die, wenn auch ſchon früher gedacht, doch noch immer nicht beherzigt worden ſind. Aber auf eine falſche Anſicht des Verfaſſers, unter den übrigen wahren, auf einen verderblichen Wunſch unter den guten, muß ich noch aufmerkſam machen. Er ſagt: „Iffland, beſonders aber Kotzebue ließ ſich, um den Beifall der Menge zu erringen, verleiten, dem frivolen Zeitgeſchmack zu huldigen und ihm die gute Sache aufzuopfern.“ Dieſe Behauptung iſt in ſofern falſch, als ſie jenen dramatiſchen Dichtern ein vorſätzliches Beſtreben zuſchreibt. Iffland und Kotzebue haben nicht dem Zeitgeſchmack gehuldigt, man

hat ihnen gehuldigt, weil ihr Geschmack mit dem der Zeit übereinstimmend war. Sie redeten die Sprache ihres Geistes, sie heuchelten nicht aus Gefälligkeit. Tadelt der Verfasser jenes Gleichgefühl zwischen Volk (es ist die Zeit) und Dichter, so wird um so befremdender, was er fortfahrend sagt:

„. . . unsere wenigen vorzüglichen Schauspieldichter verschmähen es dagegen, dem Geschmack und der Fassungsgabe der Menge nachzugeben, und bieten das Höchste, was sie zu bieten vermögen, unbekümmert, ob das Publikum im Stande sei, dem Fluge ihres Geistes zu folgen. — Wäre es nicht wohlgethan, wenn Jeder, dem die Musen huldreich gelächelt, sich entschließe, von der Höhe, worauf ihn Geist und Bildung stellten, herabzusteigen, in die Absichten der Menge, ohne die gute Sache aus den Augen zu verlieren, einzugehen, um sie so unvermerkt von Stufe zu Stufe zu sich zu erheben; statt jetzt auf der steilen Höhe, von Wenigen bewundert, von den Meisten nicht verstanden und deshalb auch nicht erkannt, allein zu stehen?" —

Nein, wahrlich, das wäre nicht wohlgethan. Wer sich dazu verstehen kann, hinabzusteigen, der braucht nicht erst hinabzusteigen. Der schöpferische Geist stellt seine Werke hin, wie die Natur die ihrigen, — genieße, wer da mag und kann, nicht Alles ist für Alle geschaffen. Nicht die Behandlung, die Art des Stoffes macht ein dramatisches Kunstwerk, auch für Menschen auf einer niedrigern Bildungs-Stufe brauchbar. Aber nicht der Stoff, dessen Bildung macht den Meister. Man kann als Lustspiel-Dichter so groß seyn wie als Tragödien-Dichter, und wer es in beiden ist, der mag der Menge zu gefallen die Gestalten, aber nicht die Farben wählen. Den übrigen

Behauptungen des Schauſpielfreundes wird Jeder beiſtimmen. —

Weiter folgt: Die Geheimniſſe, Luſtſpiel in einem Akt, nach Melesville, von Lembert. Nicht übel! man muß ja jetzt zufrieden ſeyn, wenn der Witz nach der Pharmacologie des Dr. Hahnemann eingegeben wird, $\frac{1}{30}$ Gran in vielem Waſſer. — Das Verzeichniß der lebenden dramatiſchen Schriftſteller, enthält — rathet, wie viele? Hundert drei und neunzig Mann, richtig gezählt. Wenn dieſe Unſterblichen einſt ſterben, hat denn der Olymp Platz genug für ſie? Unter dieſen 193 ſind 6 weibliche und 50 adeliche Dichter, welches letztere ich mit dem größten Vergnügen bemerke und mittheile. Denn beweiſt dieſes nicht, daß in Deutſchland entweder der Adel Verdienſt habe, oder das Verdienſt geadelt werde, oder beides zugleich? — Ein Verzeichniß der deutſchen Theater und ihrer Mitglieder, füllt die zweite und größere Hälfte des Taſchenbuchs aus. Fünf und vierzig deutſche Bühnen, eigentlich 46; denn der Frankfurter Bühne wird nicht gedacht. Warum nicht? Das iſt eine unverzeihliche Geringſchätzung, die meinem vaterſtädtiſchen Herzen wehe thut. Ich fordere den Herrn Herausgeber edictaliter auf, ſich darüber zu erklären.

VI.

Materia medica.

In einer beſſern Abſicht als Sprache ſetze ich dieſe Ueberſchrift. Der Zahme dürfen Alle folgen, ſowohl die Anbeter als die Verläugner des Fürſten von Hohenlohe; denn Materia medica kann beides ausdrücken: Mittel und Gegenſtand der Heilung, wenn auch letzteres nicht im beſten Latein. Vorſichtige deutſche Schriftſteller aber ſind mäßig, und verderben es lieber mit der Wahrheit, als mit einer Parthei. Darum ſage ich: das größte aller Wunder iſt, in unſerer Zeit für Wunder Glauben zu finden, und da dieſes größte aller Wunder vor ganz Deutſchland geſchah, ſo ſind es nur kindiſche, eigenſinnige Menſchen, welche die übrigen weit kleinern Wunder abläugnen, die der Herr Fürſt zu Würzburg von dem 20. Juni bis zu den Hundstagen verübt hat, und worüber nachfolgende Schriften treuen Bericht erſtatten — — ich ſage, ſie ſind dumm.

1. Wahre und kurze Beſchreibung der merkwürdigen Ereigniſſe und wohlthätigen heiligen Handlungen Sr. Durchlaucht des Herrn Fürſten Alexander's von Hohenlohe u. ſ. w. während ſeiner 24tägigen Anweſenheit in der Kreishauptſtadt Würzburg. Dargeſtellt in XII vertrauten Briefen u. ſ. w. von Franz Nikolaus Bauer, des ehemaligen hohen Domſtifts zu Würzburg Vikar und Dominicalis major. 1821.

Der Herr ehemalige Domvikar beginnt entschuldigend: „Wenn diese vertrauten Briefe in keiner Dichtersprache erscheinen, so liegt es“ .... an der Schnelle, mit welcher die Würzburger Wunder auf einander folgten, und wodurch daher die geschichtschreibende Feder zu gleicher Eile genöthigt ward. Aber Herr Bauer ist zu bescheiden. Sein Büchelchen ließ sich wie ein Gedicht, da das Uebereilteyn durchaus kein nothwendiges Erforderniß poetischer Werke ist. Der Briefe sind zwölf, um von der apostolischen Natur sogar die Zahl zu entlehnen. Daß Herr Bauer den Herrn Fürsten von Hohenlohe einen „Göttermann“ nennt, muß christliche Leser überraschen; man hat doch früher nie gehört, daß Dominicales majores im Würzburgischen eine griechische Erziehung genossen. Der Herr Fürst trat zuerst mit zwei rührenden Predigten auf: „Wie sehr ein Mann von solcher Würde und (solchem) Stande auf Menschen wirken kann, davon hatte man den augenscheinlichsten Beweis; denn sehr viele Stellen in seinen heiligen Reden entlockten vielen Zuhörern Thränen.“ Wen wird dieses wundern? Schon viele andere Fürsten haben verstanden, die Menschen weinen zu machen, Thränen zu trocknen nur Wenige. Jetzt wurden Wunder gemacht bis zum 17. Juli, angeführt fünf Dutzend. Blinde, Taube und sonstige sinnliche Menschen wurden geheilt. Die Fürstin von Schwarzenberg war, wie bekannt, die Erste, welche durch „unmittelbares Einwirken“ der Gottheit von ihrer Lähmung befreiet wurde, in der reinen und einzigen Absicht, damit „der in unsern Tagen so sehr gesunkene Glaube an die Gottheit Jesu wieder neu belebt werde.“ Neun Jahre, im neunten ihres Alters, war die Fürstin lahm. Die

geſchickteſten Aerzte Frankreichs, Italiens und Deutſchlands hatten ſich an ihr verſucht, 80,000 Thaler wurden verwendet. Vergebens. Am 20. Juni, zwiſchen 10 und 11 Uhr, preßt, ſprang ſie auf das Geheiß des Fürſten von Hohenlohe aus dem Bette, ging die Treppe auf und ab, und war geſund. Eine Stunde ſpäter brachte der geſchickte Herr Maſchiniſt und berühmte Inſtrumentenmacher Heine der Fürſtin, welche er ſeit zwei Jahren behandelte, „eine hölzerne Schraubmaſchine, an Werth von 200 T., die ſie aber, als geheilt, nicht mehr brauchen konnte. Unſern lieben Herrn Heine überraſchte dieſe unerwartete Erſcheinung und göttliches Einwirken dergeſtalten, daß er mit ſtummen Stanzen und Todtenbläſſe die Prinzeſſin verließ. Doch ſcheint er ſich wieder in etwas erholt zu haben, denn nun ſpricht er: Gott und Ich haben die Prinzeſſin geſund gemacht. Dixi et salvavi animam meam." Die milde Weiſe des Herrn Domvikars tritt in dieſer Erzählung deutlich hervor. Auch erinnert er wohlmeinend, „es könnte in dieſer Sache ein Dritter als Columbus auftreten, wie er ſich vor Ferdinands Hofe mit der Aufgabe, ein Ei auf einen Teller zu ſtellen, rechtfertigte." Nicht ganz richtig wird hier der Fürſt von Hohenlohe mit Columbus verglichen. Der Letztere entdeckte ein ganz unbekanntes Land; der Erſtere aber hat nur ein verlorenes Potoſi wieder aufgefunden.

Um zu zeigen, daß die 1821ger Würzburger nicht die erſten ungen Menſchen ſind, ſondern daß es früher ſchon Leute gegeben, die Verſtand gehabt, zieht Herr Domvikar Bauer viele Wundergeſchichten an, die der heilige Auguſtinus in ſeinem Buche de civitate dei erzählt. Dieſer hei-

lige Scribent sagt sehr treffend am Schlusse seiner Wunder-Erzählungen: „Wer die Wunder noch untersucht, ist selbst ein Wunder, welcher nicht glaubt, was die ganze Welt glaubt.“

Sollten sich aber Ungläubige finden, die Herrn Bauer zu bekriegen gesonnen sind, so wird ihnen das freundschaftlich abgerathen. Alle ihre Tapferkeit würde fruchtlos seyn, denn der Domvikar hat sich mit einer Bibelfestung umgeben, die auch ein Baudan nicht erobern könnte.

II. Briefe aus Würzburg über die dortigen wichtigen Ereignisse im Monate Junius 1821. Erste und zweite Lieferung. 3te verbesserte Auflage. Würzburg, 1821.

Dieser Herr Lieferant ist sehr gemüthlich; auf jeder Seite seiner Briefe ruft er einigemal o Freund aus. Dabei ist er uneigennützig, was Lieferanten selten sind; denn hätte er sich auf seinen Vortheil verstanden, würde er nicht haben drucken lassen: verbesserte Auflage, da seine Wunder-Erzählungen hierdurch an ihrer Glaubwürdigkeit verlieren müssen.

Aus diesen Briefen erfährt man zu dem, was Herr Bauer in den seinigen berichtet, noch Folgendes: Der Herr Fürst von Hohenlohe stieg nach seiner Ankunft in Würzburg beim Stadtpfarrer Herrn Deppisch ab. „Mit diesem Biedermanne befreundet ihn ein gleicher löblicher Eifer für die Emporhebung der leider! in unsern Tagen so tief gesunkenen und so gewaltiglich angefeindeten christkatholischen Religion“ .... Der Herr Fürst hat am Sitze des katholischen Kirchenober-

hauptes — in Rom — acht Monate hindurch mit Eifer die Lehren der katholischen Kirche und die Pflichten des geistlichen Standes studirt" .... Ferner: Man erzählt, „daß die Fürstin von Schwarzenberg des Nachts, wenn sie zufällig vom Schlaf erwacht, oft freudig aus dem Bette zu springen pflege, um zu versuchen, ob sie noch gehen könne, und also die Heilung Bestand halte." (Wenn ihr nur der Unglaube nicht die Strafe eines Rückfalles in ihre Krankheit zuzieht!) Im Juliusspitale hat der Herr Fürst an 18 Individuen seine Hülfe versucht, jedoch „aus unbekannten Gründen" ohne günstigen Erfolg.

Den letzten Brief, worin die Abreise des Herrn Fürsten von Hohenlohe nach Bamberg berichtet wird, beginnt der Herr Lieferant mit den Worten: „der Vorhang ist gefallen," welches keineswegs gleichbedeutend ist mit: „die Komödie ist aus," wie Spötter etwa glauben können.

Erschütternd ist ein Nachtrag zu diesen Briefen, worin der Verleger derselben sich beschwert, daß sein Verlagswerk von Mehreren nachgedruckt worden sei. Er nennt diese Nachdrucker vorläufig „Scheusale". Eine Bittschrift an die hohe Bundesversammlung gegen den Nachdruck, in solchen Ausdrücken abgefaßt, könnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Herren Gesandten würden zurückfahren, was sehr zu wünschen wäre.

VII.

Zeitgeſchichte.

An authentic narrative of the extraordinary cure, performed by prince Alexander Hohenlohe, on Miss Barbara O'Connor, a nun, in the convent of New-Hall etc. etc.

Authentiſcher Bericht von der wunderbaren Heilung, welche der Prinz Alexander Hohenlohe an der Miß Barbara O'Connor, Nonne des Kloſters New-Hall bei Chelmsford, bewirkt hat; nebſt einer vollſtändigen Widerlegung der vielen Unwahrheiten und irrigen Gerüchte, die in dieſer Stadt im Umlauf waren. Von Dr. Badeley, Proteſtant, Arzt im genannten Kloſter. London 1823. (Ein Band in 8. in engliſcher Sprache.)

Das muß ein höchſt vortreffliches Werk ſeyn, das ſchon auf dem Titelblatte belehrend iſt! Aus dieſem Titel aber iſt Einiges zu lernen. Erſtens erſieht man daraus, daß das Waſſer ein Wunderleiter iſt, da der Fürſt von Hohenlohe, ohne ſich einer gefährlichen See-Reiſe auszuſetzen, vermochte, ſeine Wunderthätigkeit nach Irland hinüber wirken zu laſſen. Dieſes führt zu dem Schluſſe, daß die Wunderheilkraft mit der Electricität eine große Aehnlichkeit hat, eine Aehnlichkeit, die zu der angenehmen Hoffnung

berechtigt, daß, ſo wie es Electriſir-Maſchinen giebt, man auch einſt noch Wunder-Maſchinen erfinden werde, die in Spitälern große Dienſte leiſten müſſen. Zweitens zeigt der Titel, daß in Irland ein Proteſtant Arzt eines Nonnenkloſters iſt, welches auf Eintracht zwiſchen beiden Religionspartheien hindeutet. Was nun das Werk ſelbſt betrifft, ſo werde ich es nicht beurtheilen. Nicht darum enthalte ich mich deſſen, weil mir das Buch gar nicht vor Augen gekommen, ich es alſo nicht habe leſen können — ein geübter Recenſent muß auch Werke zu kritiſiren verſtehen, die er nicht geleſen — ſondern ich unterlaſſe es, weil es überflüſſig wäre, da ſich eine Kritik des Buches ſchon in einer franzöſiſchen Zeitſchrift findet, die ich alſo blos zu überſetzen brauche. Was könnte auch ein Deutſcher Beſſeres ſagen? In Sachen des Unglaubens muß man ſich mit keinem Franzoſen meſſen: darin ſind ſie Meiſter. Meiſter Franzoſe ſagt was folgt:

„Zu dieſer Zeit lebte nahe bei der Stadt Chelmsford eine Nonne, die einen böſen Finger hatte. Nichts konnte den Zeigefinger der Nonne vor jeglicher menſchlichen Verderbniß bewahren. Miß Barbara O'Connor (dieſes war auf Erden der Name der Heiligen) verſuchte, vom 7. des Monats Dezember 1820 bis zum Monate Januar des folgenden Jahres vergebens, aus ihrem Finger das Uebel zu vertreiben, das ſich dort unverſehens eingeſchlichen hatte; Reibungen, Bähungen, Einſchnitte, Salben, Balſame, Elixire, Aufſchläge, Einſpritzungen — nichts ſchlug an. Der Daumen (ich irre mich, es war der Zeigefinger), der Zeigefinger der Miß Barbara blieb lange Zeit in dieſer traurigen Lage. Alle Apotheker des Shyre's (des Cantons) unter-

ſuchten und behandelten ihn, ohne ihn heilen zu können. Herr Barlow ſetzte Blutigel an; die Blutigel wollten nicht anbeißen. Herr Carpue machte Einſchnitte, um etwas eiterige Materie ausfließen zu laſſen, aber die eiterige Materie floß nicht. Man trieb es bis zu Merkurial-Einreibungen; dieſes ſo wirkſame Mittel blieb ohne Erfolg. Ein Jahr verſtrich. Der Finger Gottes ruhte ſchwer auf dem Daumen oder Zeigefinger der Miß Barbara. Endlich (o himmliſche Eingebung!) kam es in die Seele der Hochwürdigen Madame Gerard, Superiorin des Kloſters, den guten Fürſten Hohenlohe, deſſen Wort ſchon ſo viele Gelähmte geheilt, und ſo vielen Blinden das Geſicht wieder gegeben hatte, um die Heilung des unheilbaren Zeigefingers anzuflehen. Man ſchreibt, man giebt genaue Auskunft über das ſchreckliche Uebel des Fingers, und man erhält folgende Antwort:

Daß der Fürſt am 3. Mai, um 8 Uhr, ihrem Verlangen gemäß, für ihre Heilung beten werde. Um dieſelbe Stunde ſoll denn auch ſie ihre Gebete verrichten.

Am dritten des beſtimmten Monats, nachdem Miß Barbara eine andächtige Stunde betend zugebracht und wohl auch zu Bamberg für ihren Finger gebetet worden war, bekömmt dieſer Daumen oder Zeigefinger ſeine natürliche Geſundheit wieder. Kein Uebel mehr am Finger; auch nicht eine Spur mehr. O Wunder!

Das iſt das wichtigſte von den wunderbaren Begebenheiten, die von dem Herrn Dr. Badeley in dem Buche, das vor mir liegt, ſehr umſtändlich und ernſthaft berichtet werden. Das Buch iſt ohne Zweifel eines der merkwürdigſten, die in unſerer Zeit erſchienen ſind: nicht daß es

mit Geiſt und Anmuth geſchrieben wäre, ſondern wegen des Intereſſes des Schauſpieles, und wegen der ſeltenen Naivetät, mit welcher der Doktor den Daumen oder Zeigefinger, Madame Gerard, Miß Barbara, die ſechs Apotheker des Cantons, ſich ſelbſt, und den Daumenheiler auftreten läßt. Es iſt jetzt noch eines kleinen Nebem-Umſtandes zu gedenken: daß nämlich der gute Doktor, der jene merkwürdige Begebenheit bezeugt, darauf bedacht iſt, uns ſelbſt zu unterrichten, daß die Wahrheit der Thatſache ihm ganz unbekannt iſt. Dieſer treue, einfache und naive Schriftſteller (Schriftſteller wie man keinen mehr ſieht) geſteht S. 19 und 20, daß der Daumen oder Zeigefinger ihm erſt gegen die Mitte des Mai gezeigt worden iſt. Nun muß aber der gute und treuherzige Herr Badeley bedenken, daß die plötzliche Heilung am 3. Mai, worauf das ganze Wunder beruht, keinen andern Zeugen als Miß Barbara ſelbſt, und kein anderes Zeugniß als ihr Wort hat, welches übrigens in Zweifel zu ziehen die Heilige keine Veranlaſſung giebt. Der geneigte Leſer kann alſo, ohne ſich um das Zeugniß des Herrn Badeley zu bekümmern, an den Daumen der Miß Barbara glauben oder nicht glauben. Herr Badeley hat ſich ſelbſt aus der Sache gezogen, indem er geſagt; Meine Herren, ich bezeuge es, aber ich weiß nichts davon." —

Die menſchliche Leichtgläubigkeit iſt eine reiche Mine, welche den geſchickten Leuten, die ſie bearbeiten wollen, immer offen ſteht. Von den ägyptiſchen Prieſtern bis Meßmer, von Apollonius von Thyana bis zu den hochſeligen Leiden der Nonne, die, während das Blut von ihr herabrieſelte und die Wolken des Todes ihre Augen bedeckten,

ſchrie: Herz-Papa, ich will Dodo machen, hat der Menſch immer das Unmögliche geliebt, und immer hatte man die Geſchicklichkeit ſene Neigung durch Wunder zu befriedigen. Wir wollen nicht behaupten, daß die Geſchichte von dem Daumen der Miß Barbara künſtlich verfertigt worden ſei; aber indem wir ihr Glück wünſchen, den Gebrauch ihrer drei koſtbaren Fingergelenke wieder erlangt zu haben, laden wir ſie ein, wenn ihr das nämliche Unglück an der linken Hand begegnete, nach Paris zu reiſen, und Seine Durchlaucht ja durch den Doktor Dübas zu erſetzen.

VIII.

Sendschreiben des Deutschen Michels an S. T. Herrn John Bull in London. Burtehude, 1819.

Ich liebe sehr solche leicht-fertige Drucke, weil sie nicht, gleich den Linientruppen der Tagesblätter, von dem Censorenheere geschlagen werden können, sondern als Plänkler überall und nirgends sind, und der guten Sache gute Dienste leisten. Darum habe ich dieses Schriftchen von 16 kleinen Seiten, früher gelobt, als gelesen. Ich thue es auch später. „An Salvo Titulo Herrn John Bull," ist gut gesagt und redlich gemeint. Dieses herrliche S. T., als das wohlbekannte deutsche Apothekermittel gegen die Gedächtnißschwäche der Höflichkeit, das wir schon so häufig gegen Einzelne gebrauchen, deren Titel wir doch auswendig wissen, sollte man, wenn man mit John Bull spricht, dessen Würden ja gar nicht zu erschöpfen sind, um so weniger anzuwenden versäumen. Dem S. T. englischen Volke wird nun in diesem Werkchen kurzer Bericht erstattet über Verschwörungen, die man durch den Kaiserschnitt an Tages Licht gebracht, über Zeitungs-Rekrutenmaaß, (wobei, entgegengesetzt dem soldatischen, die Hohen ausgesondert werden) u. dergl. m. Ich sage: und dergleichen mehr; denn wenn ich bedenke, wie lange sich schon die Bundesversammlung mit einem Gesetze gegen den Nachdruck beschäftigt, ohne mit dieser Arbeit wegen ihrer Verwicklung fertig werden zu können, so mag ich die dabei obwaltende Mühseligkeit nicht durch den neuen Fall vermehren, daß ein Spitzbube, unter dem Vorwande, ein Werk zu recensiren, es ganz abdruckt.

IX.

Romane, keine Romane, mehr als Romane.

Wem ſollte nicht ſchaudern, wenn er gewahrt, wie die finſtern Wolken der negativen Literatur immer drohender, immer näher heranziehen? Eine Gefahr, ein Schrecken giebt es, der auch das kühnſte Herz erbeben macht — es iſt jenes furchtbare unbekannte X; Grab und Wiege aller Dinge, die da ſind und ſeyn werden. Die Lichtverdunkelnden Heuſchreckenzüge der Romane hat nach kein Sterblicher ermeſſen; aber der Herr der Heerſchaaren kennt ihre Zahl und läßt ſie nicht überwachſen. Doch die Keine-Romane und die Mehr-als-Romane, die man jetzt ſchreibt, wo endigen ſie, im Raume oder in der Zeit? Da alles in Nichts zurückkehrt, ſo entſpringt alles aus Nichts, über das Nichts aber hat ſelbſt Gott keine Gewalt. Uns einſtein Thoren dünkte, die Romanſchreiberei habe die höchſte Vollkommenheit erreicht, und jetzt kommen kühne Schiffer, die ſich hinauswagen in das grenzenloſe Meer der Keine-Romane und Mehr-als-Romane, und zeigen uns, daß wir bisher nur feige Küſtenfahrt getrieben. Niemand iſt mehr zu bemitleiden bei dieſer deſtillirten Peſt, als die hinkenden Ergänzungsblätter der Halliſchen Literatur-Zeitung, dieſe löſchpapiernen Todtengräber der Bücher. Sie konnten ohnedies kaum fertig werden mit dem Einſcharren der verſtorbenen Romane; die Keine-Romane und Mehr-als-Romane werden um ſo gewiſſer kein kritiſches Grab erlangen, und

auf Leipzigs Rosen- und Lerchengefilden den Raben zur Beute werden. Eine Hoffnung bleibt uns noch. Der heiße ausbrütende Sommer der Keine-Romane ist noch fern, wir müssen die junge Brut zerstören, wir müssen die Raupennester und Ameisen-Eier verbrennen, ehe es warm wird. Aber wie unterscheidet man die Keine-Romane und Mehr-als-Romane von den eigentlichen Romanen? Ja, das eben ist der Jammer! Da es auch Romane giebt, die keine Romane sind, so haben die Keine-Romane eine große verwirrende Aehnlichkeit. Es bleibt mir nichts anders übrig, als daß ich positive Romane mit Plus- und Minus-Romanen zusammenstelle; der Leser mag dann zusehen, wie er durch Hülfe der Regel de Tri das Facit finde.

1. Positive Romane.

Wintergrün von Georg Lotz. Hamburg bei Hoffmann und Campe, 1821.

Die drei Erzählungen, welche dieses Buch enthält, sind mit so vieler Kunst als Natur vorgetragen. Sie erheitern und belehren zugleich. Man darf sie der Schuld wie der Unschuld in die Hände geben — jener, um Reue zu befördern, dieser, um Reue zu verhindern. — Der Schwur. Die Wiederbelebung eines scheintodten Glückes überrascht froh. Der Erzähler verbirgt das Erröthen der gefallenen Unschuld barmherzig hinter einen Schleier, und giebt es nicht gleich Andern, unter dem betrüglichen Vorwande heilsamer Warnung, nackt dem Auge preis. — Elisens Prüfungen. Endlich bezahlte Tugend, nach langer Zögerung des saumseligsten aller Schuldner, des Schicksals. Die

Handlung raſch; nicht jener langweilige Minutenzeiger jedes Seufzers und jedes Kuſſes, nur auf die Stunden der Empfindungen wird hingewieſen. — Die Abentheuer einer Nacht. Gut erzählt; aber auch die längſte Nacht iſt zu kurz, um eine ſo große Reihe von Begebenheiten auszumeſſen. Dieſe Geſchichte iſt nicht blos unmöglich, ſie iſt mehr als das, ſie iſt unwahrſcheinlich. Einem Schriftſteller, der auf das Herz zu wirken ſucht, muß die Empfindung des Leſers, welche zweifelt, unwillkommner ſeyn, als ſelbſt die Empfindung, welche verneint.

Bilder aus dem Leben, gezeichnet von einem Blinden. Altona, bei J. F. Hammerich, 1820.

Der Verfaſſer dieſes Buches iſt Einer mit dem des Vorigen. Er hat das Licht der Augen verloren, welches den Schein der Dinge beleuchtet. Beſchäftigung giebt ihm Troſt gegen ſein Mißgeſchick, und Muth, das untröſtbare zu ertragen. Möge ſeine Kunſt ihm ſelbſt die Heiterkeit gewähren, die ſie den Leſern ſeiner Schriften gewährt! Die acht Erzählungen, welche hier mitgetheilt werden, verdienen gleiches Lob mit dem vorigen Werke. — Geſchichten, worin Scherz mit Ernſt wechſelt, ſittlich belehrend, überraſchender Entſcheidung, gut, oft rührend, immer Naturtreu erzählt.

Iduna, Schriften deutſcher Frauen, gewidmet den Frauen. Herausgegeben von einem Verein deutſcher Schriftſtellerinnen. Erſten Bandes erſtes Heft (und alle noch ungeſchriebenen und ungeleſenen Hefte). Chemnitz, 1821. Kretſchmar.

Für Frauen, das lasse ich mir gefallen: aber von Frauen, das kann ich unmöglich zugeben. Doch, daß ich es nicht vergesse! Ich rechne aus keinem andern Grunde diese Schriften deutscher Frauen zu den Romanen, als weil der weibliche Geist der Roman des männlichen ist. „Der Frauen himmlischer Antheil ist die Liebe, ihr höchstes Glück erblüht aus Entsagung, Aufopferung und Schmerzen.“ Nicht ein Mann, ein Weib hat dieses gesagt. Aber sie sollen auch thun nach ihren Reden, sie sollen entsagen der Lust zu glänzen, sie sollen aufopfern die Kraft zu glänzen, und sie sollen diese Lehre willkommen heißen, auch wenn sie schmerzt. „Wenn Gott, als etwas Persönliches gedacht, in dem männlichen Geschlecht seinen Verstand abdrücken wollte, so hat Er ohne Zweifel das weibliche als Sinnbild seines Herzens erwählt.“ Auch dieses sind Worte einer Frau, und sie sind wahr oder falsch, je nachdem sie gedeutet werden. Der Geist ist Sonne, das Herz Erde des Erkennens; der Strahl leuchtet, aber nur der Rückstrahl erwärmt. Die Sonne erzeugt, die Erde empfängt, und so wurde dem weiblichen Herzen die Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute gegeben, aber mit dem Geiste wurde den Frauen auch jede Zeugungskraft versagt. Sie sind die Monde des Himmels, in der dunkeln und stillen Nacht ist ihre Zeit und ihre Herrschaft. Sie sollen lesen, aber niemals schreiben, und wenn sie glauben, im Lande des Gefühls kennen sie alle Wege besser als Männer, so ist dieses nur ein Wahn mehr. Frauen haben niemals gerührt in ihren Schriften, weil sie über das Herz, aus dem Herzen reden. Wer bewegen will, muß seine eigene Empfindung handhaben, wer seine Empfindung hand-

haben will, muß außer ihr stehen, aber dieser Punkt außer dem Gefühle ist der Verstand, und der Verstand mangelt den Frauen, wie sie selbst gestehen. Und wenn eine Stael selbst diese „Schriften deutscher Frauen“ sammelte, ich würde ihr so keck entgegentreten als dem ärmsten Mädchen, das um Tagelohn Sonette näht. Wie wollte die große Frau selbst mit dem kleinsten aller Lateiner fertig werden, wie wollte sie sich retten, wenn ich so grausam wäre, nachfolgende catilinarische Rede nicht übersetzt, sondern, wie es mit den ersten Zeilen geschah, in der Ursprache vorzutragen?

Matres conscriptae! *)

Quousque tandem abutere, matrona, patientia nostra? **)

In zehn Gleichnissen werde ich nur dunkel sagen können, was ich einem Manne in zwei Worten verständlich gemacht hätte — so sehr hindert mich die pflichtmäßige Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Seit zwanzig Jahren, schöne Frauen, küsse ich Ihnen bei jeder Gelegenheit auf's Zärtlichste die Hand, sie mag stricken oder spinnen, oder süße Kinderlippen tränken, oder wie eine Biene die Blüthen eines Buchs durchblättern; aber schon meiner Wärterin habe ich nach dem Finger geschnappt, weil ein garstiger Tintenfleck daran mich ungemein verdroß. Und doch war die gute Anna so mannigfaltig beschäftigt, mit der Wirthschaft und mir! Um wie viel schwärzer mögen daher die schwarzen Blutflecken der Feder auf einer Lilienhand erscheinen! Penelope hatte große Langeweile und duldete keine Anbeter, aber dennoch schrieb sie nicht, sondern webte.

*) Ich will großmüthig sein, d. h. auf deutsch: Zusammengelaufene Weiber!

**) Wie lange noch, eine Frau, willst du unsere Geduld mißbrauchen?

Sie aber, Holde, haben weniger Grausamkeit und mehr Kurzweile, und dennoch schreiben Sie Bücher. Ihr literarischer Frauenverein hätte nicht Cythnus zum Sammelplatze wählen sollen: denn dieser Zufluchtsort ist berühmt wegen seiner Bleichen und Strumpfwirkereien, und erinnert daher an Ihre Pflicht und deren Uebertretung. Männer brauchen nicht gut zu schreiben, um schreiben zu dürfen; die Schriftstellerei hat eine ganz andere Bedeutung, als man gewöhnlich glaubt. Das Schreiben ersetzt die Stelle des öffentlichen Redens, das in den Staaten des Alterthums gefordert und bewilligt ward. Jeder Bürger darf und soll seine Meinung sagen, wie sie auch beschaffen sei. Frauen aber haben weder Bürgerpflichten, noch Bürgerrechte: sie werden erst auf dem Markte geduldet, seitdem wir Männer Marktweiber geworden sind. Sie müssen sich ändern, wie wir uns. Auch als Gewerbe dürfen Männer schreiben, Weiber aber nicht; sie haben den Reichthum nur zu erhalten, nicht zu vermehren. Jason schiffte auf dem schwarzen Meere, um das goldne Vließ zu gewinnen: aber der Frauen goldnes Vließ ist das natürliche Schaffen, und nicht in Kolchis dürfen sie es holen; denn voller Klippen, Stürme und anderer Gefahren ist das schwarze Tintenmeer. Wissen sie durch ihre Reize, gleich den Frauen aus Lemnos, uns Argonauten zu fesseln — das mögen sie.' Iduna reichte den Helden in Walhalla die Aepfel der Unsterblichkeit, aber sie selbst durfte nicht davon naschen. Die Idunessinnen mögen zürnen und weinen, wir kritischen Hussiten sind nicht so leicht gerührt, wie jene vor Naumburg: kommen und Weiber mit ihren Geißelkindern entgegen und betteln um Barmherzigkeit, so drücken wir die Augen zu und gebrauchen die

Lenze. Die Amazonen verbrannten ſich die Bruſt, bei den literariſchen Amazonen findet ſich auch oft das Herz ausgebrannt. Uebrigens kann ich dieſe Schriften deutſcher Frauen nicht tadeln — ich kann es nicht, ſonſt thät ich es recht herzlich gern. Das Beſſere und minder Gute darunter auszuzeichnen, davor hüte ich mich. Ich theile den Apfel in neun Theile, lege die Stücke auf den Teller und eile davon. Die neun Musenſinnen mögen zugreifen.

2. Plus-Roman.

Der Selbſtmörder. Mehr als Roman. Nach dem Franzöſiſchen. Leipzig, 1820.

Leihbibliothekare, die auf meine Waage Gewicht legen, werden verdrießlich ſeyn, daß ich den Verleger dieſes Werkes nicht genannt; denn jetzt wiſſen ſie nicht, wo ſie es zu beſtellen haben, wenn ich es loben ſollte. Sie verlieren aber nichts dabei; denn ich werde es nicht loben. Darum verſchweig ich aber auch den Namen des Verlegers. Die Erfahrung hat mir hierüber eine ſtrenge Lehre gegeben. Ein Buch, das ich vor einiger Zeit gelobet, hat mir die Freundſchaft deſſen Verlegers, des Herrn Ernſt Klein, zugezogen, der geſpreizter als der Koloß zu Rhodus, mit einem Fuße in Leipzig und mit dem andern in Merſeburg ſteht. Dieſer Feind verfolgt mich von Morgen bis Abend, nämlich von dem Morgenblatte durch alle Tagesblätter, bis zur Abendzeitung. Noch nie hat ein Verſchwender einen ſolchen Luxus der Nase getrieben, als Herr Klein: die Inſeratenfuhren ſind gar nicht zu berechnen. Hierüber wieder einmal hat mich die Güte der waltenden Vorſehung gerührt,

die wir kindische Menschen so oft verkennen. Wie thörig habe ich über die Beschränkung der Preßfreiheit gemurrt, der ich doch allein mein Leben verdanke. Wenn der Rheinische Merkur, die deutschen Blätter, der hanseatische Beobachter, die Nemesis, das Oppositions-Blatt, die Zeitschwingen, die Rheinischen Blätter noch bestünden, und durch so viele Trompeten mehr mein Feind gegen mich bliese, dann wären die Jericho-Mauern meines guten Namens schon längst eingestürzt. Durch diese meine Leiden gewarnt, habe ich mir vorgenommen, künftig die Verleger ungünstig beurtheilter Werke zu verschweigen. Auch setzt mich dieses in den Stand, die kürzesten und bündigsten Rezensionen zu schreiben: ich brauche von allen Werken nur die Titel hinzusetzen, da die Bemerkung oder Auslassung des Verlegers Lob oder Tadel gehörig bezeichnet. Nur mit diesem Selbstmörder will ich eine Ausnahme machen, und einige Worte darüber sagen, weil es der erste Hyper-Roman ist, der mir unter die Augen kömmt. Es ist sehr traurig, daß der Mensch erst in den Jahren der Vernunft unvernünftig wird und sich todt schießt. Wenn schon Säuglinge sich entleibten, so würden die wenigen Tage solcher Selbstmörderchen nur niedlichen Stoff zu kleinen Romanen geben, der aber zu großen und langweiligen nicht hinreichte. Doch jetzt muß man zwanzig Jahre warten, bis der Narr Feuer giebt, so daß ein Lamm darüber die Geduld verlöre. Von diesem Selbstmörder nach dem Französischen gedenke ich den Leib nur wenig zu berühren, mehr aber Kopf und Schwanz, welche Theile, ungleich an Heringen, an schlechten Romanen die besten sind. Kopf — Ich meine das antititularische und antidiluvianische Kupfer. Ein junger Mann und ein

junges Frauenzimmer halten sich Pistolen entgegen. Er zielt nach ihrem Herzen, sie nach seinem Kopfe, beide nachsichtig dahin, wo bei Mann und Weib das Leben sitzt. Es kömmt aber nicht zum Bluten. Ueber der Scene sitzt eine Nachteule auf einer Sanduhr und hält eine Sense in den Krallen. Aus einem länglichen Gefäße, das aussieht wie ein hohler Scepter, kömmt Rauch hervor. Unter der Scene ist eine ganze mystische Teufelei: Grabstein, Spaten, Lilie, Rose, Todtenkopf, Urne, Eidechse, Kette — man kann nicht recht klug daraus werden. Leib — wie versprochen, nur ein Bischen. Ich mache aufmerksam auf Seite 157 und fig., wo auf fünf Seiten von den Gesängen Philomelen's die Rede ist, und der Generalbaß der Nachtigall-Musik gründlich gelehrt wird. Schwanz — beiläufig. Gewöhnlich schreiben die Selbstmörder ihre letzten Briefe bei gesundem Leibe, und erst wenn sie damit fertig sind, machen sie die Anstalten zum Tode. Unser Selbstmörder aber will, wie ein Held, mit der Feder in der Hand sterben. Er nimmt Opium, setzt sich in ein warmes Bad, läßt ein schwimmendes Pult aus Korkholz in die Wanne legen und schreibt dann mit nassen Fingern, bis ihm der Athem ausgeht. Natürlich mußte durch das unvermeidliche Plätschern der Brief etwas wässerig werden. Der Philopiat endet sein Leben und Schreiben mit folgenden Worten: „Freund, ich fühle, es geht zu Ende. Mein Kopf wird schwerer, meine Arme, meine Füße erstarren; der Schlaf überwältigt mich. Noch einige Worte will meine kraftlose Hand niederzeichnen. Delive .... ich liebe dich unaufhörlich .... Gott ist gnädig .... Meine Mutter .... mein Vater .... Elise, Eduard .... De-

ihr! .... O die Wonne ....“ Das heißt wahrlich mit Geistesgegenwart den Geist aufgeben! — — Man muß sich zum täglichen Umgange nur gute Bücher und gute Menschen wählen. Wer aber die schlechten Bücher und schlechte Menschen durchaus meidet, der bleibt so fremd in der wissenschaftlichen, wie in der gesellschaftlichen Welt.

3. Minus-Romane.

Erna. Kein Roman. Herausgegeben von C. Altona, bei Hammerich. 1820.

Hätte ich es auch nicht aus einer andern Rezension erfahren, so würde ich doch bald gemerkt haben, daß dieser Kein-Roman von einer Frau geschrieben ist. Die Sorgfalt, mit welcher das C. sich über Männerschönheit und Weiberputz verbreitet, verrieth mir sein Geschlecht. Es macht mir vielen Kummer, daß ich weder Stoff noch Bildung dieses Kein-Romans loben kann. Die Hand Erna's, eines funfzehnjährigen Mädchens, ist für Alexander, einen zwanzigjährigen Jüngling, bestimmt; beide Familien sind darüber einverstanden. Sie lernen sich kennen. Er gefällt ihr und flößt ihr heftige Liebe ein, aber sie gefällt ihm nicht, er findet sie zu bloß, zu schmächtig, zu fromm. Doch ist er leichtsinnig genug und schmeichelt ihrer Neigung. Nachdem er seine Eitelkeit gesättigt, sucht er von ihr loszukommen, indem er sich selbst als einen Taugenichts schildert, mit dem seine Frau glücklich leben könne. Er verläßt sie und stürzt sich in den Strudel der Welt. Um Erna's Gram zu heilen, macht ihre Mutter eine Reise mit ihr durch verschiedene Länder. Nach fünf Jahren wird

Alexander eines Tages zu einem Balle eingeladen. Im Saale gewahrt er ein Frauenzimmer, ſchön wie Venus, hochblühend, königlicher Geſtalt, alle Blicke, alle Bewunderung, alle Herzen auf ſich ziehend — es iſt Erna, die einſt Verſchmähte, die er aus dem Geſichte und ganz aus dem Sinne verloren hatte. Die Reihe zu lieben kömmt jetzt an ihn, die Reihe zu verſchmähen an ſie, nun verzweifelt er und durchreiſt Europa, um vor ſeinem Schmerze zu flüchten. Nach abermals fünf Jahren kehrt er zurück und findet abermals Erna, zwar etwas blaß geworden, doch um ſo reizender, da ſie ganz für ihn verloren iſt; denn er findet ſie verheirathet und ſchon im Kreiſe holder Kinder. Dieſes Mal erneuert ſich in Beiden zugleich alle Liebe und alter Schmerz. Erna's Ehe war lau, und ward kalt, als der Freund ſchönerer Tage den Winter des Herzens fühlbar machte. Zwar hielt ſie den Freund und ſich in den Schranken der Pflicht zurück, doch unterlag ſie dem Kampfe und ſtarb .... Dieſer Liebe, die durch funfzehn Jahre fließt, und wie gewiſſe Ströme ſich bald in den Sand verliert, bald wieder zum Vorſchein kömmt, fehlt es an Einheit, um guter romantiſcher Art zu ſeyn. Sie iſt eine Drei-Liebe: Erna das Kind, Erna die blühende Jungfrau und Erna die Gattin, ſind verſchiedene Gegenſtände wandelbarer Neigung, und nur der Zufall hat Alexander's dürſtendem Herzen abgewechſelte Tränke in dem nämlichen Becher gereicht. Die Behandlung wie die Wahl des Stoffes iſt mißlungen, und ſie konnte nicht gelingen, weil eine Frauenhand den Pinſel führte. Frauen malen mit Paſtellfarben: der leiſeſte Athemzug verhaucht die Farben und das nackte Papier tritt hervor. Ueberhaupt haben Männer auch einen

Vorzug vor Weibern, daß ihre Schriften, wenn ſie ſchlecht ſind, doch nie gewöhnlich ſind. Ein ſchlechter Roman iſt die Parodie ſeines beſſern Vorbilds, ſo daß ein verſtändiger Geiſt wohl ſeine Luſt dabei finden mag. Frauen aber ſind zu zart, um poſſierlich zu ſeyn, und da ihre Schriften mit Anſtand langweilig ſind, werden ſie um ſo läſtiger. — Das iſt es.

X.

Deutſches Kochbuch für Leckermäuler und Gulpées, von den Brüdern Freiherren von Hallberg. 3. Auflage. Düſſeldorf 1819.

Die zwei früheren Auflagen waren am Rhein verbraucht, ja verſchlungen, ehe dieſe dritte weiter und auch nach Frankfurt kam. Wieder einmal ſieht man mit Freude, daß die geiſtreichen Deutſchen ihrer garſtigen Knickerei entſagen, und ihr Vermögen unter die Leute bringen, um den armen Leuten aufzuhelfen. Gewechselter Verſtand, bequem zum Verkaufe, neben Gold auch Silber- und Kupfermünze, bis zum kleinſten Deut herab, findet man in dieſem Werke. Es beſteht aus kleinen und größern Sätzen, worin Sittenſprüche, Betrachtungen, ſinnreiche Einfälle und Anekdoten mit einander abwechſeln; es iſt das anmuthigſte Gemengſel von der Welt. Um koſtbare aber verbotene Waaren leichter einzuſchmuggeln, hat ſie der Verfaſſer zuweilen mit groben Stoffen umwickelt. Vorzüglich gegen die Verwaltung am Rhein, gegen Finanzdruck, das Beamten-Heuſchreckenheer, das Nichterfüllen aller, in Zeiten der Noth gegebenen Verſprechungen ſind viele, mit ſtatiſtiſchen Notizen gewaffnete Bemerkungen gerichtet. Dabei vermochte der Verfaſſer ſeine perſönliche Unzufriedenheit freilich nicht zu verbergen, auch ſchien er es nicht zu wollen. Der Staatskanzler hatte ihn offiziel einen exzentriſchen Kopf ge-

nannt. Die gemachte Vorwürfe werden dadurch erhärtet, daß das Buch innerhalb weniger Monate drei Auflagen erhielt, und dadurch geschwächt, daß es mit Censur gedruckt werden durfte. Der Verfasser zeigt sich als ein rücksichtsloser Feind aller französischen Einrichtungen. Er eifert gegen das öffentliche gerichtliche Verfahren, das bei schlechten Gesetzen nichts fruchte, aber wird eben eine schlechte Gesetzgebung, und werden verderbte Richter durch Heimlichkeit nicht noch gefährlicher gemacht? Der unbekannten Geschichten eine große Menge, besonders aus dem spanischen Kriege (von der Hochherzigkeit des spanischen Volkes und Heeres spricht der Verfasser mit Ehrfurcht und Liebe) enthält das Buch. Wehe ihm, wenn der Anekdoten-Räuber Büchler dahinter kömmt!

Spaßhaft war, daß man das Werk, als es unter seinem Namen angekündigt ward, wirklich für ein Kochbuch hielt, und daß die bürgerlichen Gelehrten darüber satyrisch sprachen, wie doch der deutsche Adel sich herausmache und auch einmal eine Feder-Lanze breche.

XI.

Moyse, poème en quatre chants, par L. Lemercier, de l'académie française. Paris 1823.

Der Verfaſſer — ſo muß er genannt werden, denn zwiſchen Verfaſſer und Dichter iſt ganz ſo zu unterſcheiden, wie zwiſchen Handwerker und Künſtler — hat ſeinem Werke viele und blätterreiche Beilagen gegeben: Zeugenausſagen, Protokolle, Berichte der Kunſtverſtändigen und andere ehrwürdige Aktenſtücke, die alle beweiſen ſollen, daß er, ſo wie er gedichtet, hat dichten müſſen, und daß das Gedicht recht gedichtet. Das alles war aber vergebene oder überflüſſige Mühe. Es giebt für das Thun jedes Dichters nur eine Rechtfertigung: aber dieſe reicht hin. Er muß beweiſen, daß er zum Dichten gezwungen worden iſt; das Nothrecht muß ihn entſchuldigen. Doch Hr. Lemercier war offenbar der angreifende Theil, und die ſchuldloſe Muſe hat ſich nur gewehrt, ſo gut ſie konnte.

In der Vorrede ſagt der Verfaſſer: Die Geſetzgebung, die Kriegskunſt, die Poeſie, der ſchönen Künſte Quelle, und die Naturwiſſenſchaften ſind die vier unterſchiedenen Hauptbeſtandtheile alles deſſen, was wir die Größen des menſchlichen Geiſtes nennen. Von ihrem gleich ſtarken, doch verſchiedenartigen Glanze ſchon in meiner Jugend getroffen, unternahm ich, ſie in vier abgeſonderten Gedichten darzuſtellen, und Moſes, Alexander, Homer und Newton zu ſchildern, die,

unstreitiger Ueberlegenheit, Jeder auf seiner Geistesbahn voranschreiten. Es scheint mir, daß sich an die Person jener Gründer der Dinge leicht die Typen der idealen Vollkommenheit knüpfen ließen, deren erste Musterbilder sie waren, und ich wollte unter ihren Zügen ein vollständiges Gemälde der Fähigkeiten des menschlichen Geistes aufstellen .... Es ist nicht überflüssig, meine Richter zu versichern, daß ich mir viele Mühe gegeben, mich ihrer Kritik würdig zu machen. Ich habe die vier Theile, aus welchen mein Werk besteht, den Gelehrten, den Gesetzkundigen und den bedeutendsten Philosophen vorgelegt, in so weit darin die Theorien der Gesetze und der Literatur in Betracht kamen; dem größten Krieger (Buonaparte), so viel die Kriegskunst und den ausgezeichnetsten Naturforschern, so viel die Newton'sche Philosophie und die Naturwissenschaften unserer Zeit angeht." Das war Allen Recht gethan. Doch hätte der Verfasser seine Werke auch dem Apollo vorlegen sollen, der in solchen Prozessen Referent ist. Von den andern Gedichten nicht zu sprechen, ist doch wenigstens der Moses ein episches und kein didaktisches Gedicht, und der Marmor ist es nicht, auch der beste, der das Bildwerk, das Bildwerk ist es, das den Marmor, auch den geringsten, adelt.

Unter den Gesetzgebern, die sich zur Behandlung dargeboten, wurde Moses gewählt, weil ihn der Verfasser, nach den Ausdrücken Machiavelli's, „für den größten aller Gesetzgeber erklären würde, hätte er nicht Gott selbst zum Lehrer gehabt." Machiavelli und Lemercier haben Recht, und es wäre gut, wenn die deutschen Freistädter, in deren Waaren-Lexikon der Artikel Ontologie nicht steht,

ſich dieſes merken wollten. Sie wundern ſich ſchon tauſend Jahre lang, daß ſie ihre Juden, die den Handel ſo ſchrecklich verderben, nicht los werden können, ungeachtet dieſe in ungeſunden Gaſſen wohnen, erſt im 25ſten Jahre und nur periodiſch in gewiſſer Anzahl heirathen dürfen, und ungeachtet vieler andern pharaoniſchen Diminutive. Jetzt erfahren die Freiſtädter, woher die Unvertilgbarkeit der Juden kömmt. Moſes hat ſein Volk ſo in die Erde gekittet, daß es nur mit dieſer ſelbſt zerſtört werden kann. „En outre — ſagt Lemercier — j'ai pensé, qu'il serait utile d'offrir le simulacre le plus frappant de la conservation constante d'une loi jurée, au peuple français, de qui le naturel n'est que trop inconstante à tout ce qu'il veut fonder.“ (Den Sack ſchlägt man, den Eſel meint man!)

Ferner ſagt der Verfaſſer, er habe ſich bemüht, in ſeinem Gedichte der franzöſiſchen Sprache „le tour elliptique et figuré dont les hardiesses caractérisent les écrits bibliques et la concision orientale“ — zu geben. Denn: „Tout dans la bonne poésie est circonscrit par des limites marquées.“ Inspiration iſt ihm nichts anders, als „la sublimité de la raison même, et malheur à tout écrivain qui prend l'extravagance pour l'inspiration. Herr Lemercier ſpricht zu vernünftig für einen berauſchten Menſchen, und berauſcht muß doch ein Dichter ſeyn, ſonſt iſt er Keiner. In dieſem Zuſtande mag er ſich wohl von einer beſonnenen Freundin führen laſſen, von irgend einer Regel, daß er nicht falle; aber gerade gehen darf er nicht, und allen Gaſſen-Regeln ausweichen darf er auch nicht: dieſe müſſen ihm ausweichen — ſpottend, immerhin. Weil aber Lemercier ſpricht wie ein vernünftiger Menſch, iſt auch

sein Gedicht nicht gut geworden. Nur einen einzigen schönen Vers fand ich darin. Es ist folgender, der die Zwangsarbeiten der Hebräer in Egypten schildert:

A fonder des tombeaux ils consumaient leur vie.

Doch haben die Verse alle etwas Rauhes und Barsches, das, lernte man sie nicht näher kennen, Zutrauen einflößen würde. Denn man sieht es ihnen mit Wohlgefallen an, daß sie nicht in der poetischen Residenz der Franzosen, die jede Kraft bis zur Flachheit abschleift, aufgezogen worden.

Das Gedicht beginnt mit der Rückkehr der zwölf Spione, die Moses in das gelobte Land geschickt. Die Kunst war damals noch in den Jahren jungfräulicher Schüchternheit, und die naiven Spione, statt in Canaan zu sehen, was man ihnen zu berichten aufgetragen, berichten nur, was sie wirklich gesehen, und erzählen: das Land wäre herrlich, aber mit dessen Bewohnern wäre nicht zu scherzen, sie würden sich hartnäckig vertheidigen. Die Israeliten, als sie dieses hören, erschrecken und empören sich gegen Moses, der sie ihrem gewissen Verderben zuführen wolle. Moses tritt unter die Meuterer:

Il présente, au mépris du tumulte orageux,
De ses traits de lion le calme courageux.
Son visage n'a point cette maigreur livide
Qui, d'un fiel dévorant, est une empreinte aride;
La force, en tout lustre y portant sa couleur
De son généreux sang fait briller la chaleur.

Der herausgehobene Vers zeigt, was auch noch mehrere Stellen darthun, daß sich der Verfasser vor anachronistischen Bildern und Gefühlen nicht zu bewahren verstand.

Wen wollte er mit maigreur livide bezeichnen? Einen chriſtlichen Miſſionair? Oder wohl gar Napoleon? Das Echo ſoll nur erzählen, was geſchehen iſt, nicht, was nicht geſchehen iſt. — Satan erſcheint, in ſeinem Gefolge die Anarchie, das aufrühriſche Lager in noch größere Verwirrung zu bringen. Lemercier malt die Anarchie (wie er in der Vorrede bemerkt) nach der Natur, ſo wie ſie ihm 1794 erſchienen. Endlich wird die Rebellion gedämpft. Es kömmt Hiob aus Arabien, ſeinen Jugendfreund Moſes zu beſuchen. Als er in deſſen Zelt kömmt, und Sephora, Moſis Gattin, erblickt, iſt er galant, und fragt Aaron:

Où put naître ... cette beauté si rare,
Dont Moyse, ton frère, est l'époux révéré?
Son éclat par les ans est à peine altéré.

Aaron erzählt, wie ſich Moſes und Sephora am Brunnen kennen gelernt. Hiob geht zu Bette. Sein Schlafzelt iſt mit herrlichen Gobelins, vormoſaiſche bibliſche Geſchichten darſtellend, geſchmückt, woraus Lemercier Gelegenheit nimmt, dieſe Geſchichten zu erzählen.

Im zweiten Geſange erzählt Moſes ſeinem Gaſte den Hergang der ihm gewordenen Offenbarung und göttlichen Sendung. Von jener Zeit, da er noch ein Hirte war, ſagt er:

J'interrogeai les lieux d'un oeil observateur,
L'art des bergers m'apprit l'art du législateur:
Leur sceptre pastoral, la nation bêlante,
De ses chiens aguerris, la vertu vigilante,
Les saisons, les climats gouvernans, ses humeurs,
Ses haines, ses amours, et ses craintives moeurs,

Tout offre en son instinct, sous mille traits ensemble,
Un peuple que conduit la loi qui le rassemble.

Wer in solcher Schule die Regierungskunst lernt, der wird freilich das Gesetz zum zausenden Hunde, und das Volk zum blökenden Viehe umschaffen; das war aber eine ganz andere Schule, die Moses belehrt. — Moses bricht seine Erzählung ab, seine beiden Söhne und Aaron singen einen Wechselgesang zur Laute. Hiob beschenkt die Kinder und lobt Aaron.

Im dritten Gesange endigt Moses seine Erzählung. Der Aufruhr im Israeliten-Lager dauert fort. Die Moabiter schicken ihre Mädchen unter die Israeliten, sie zu verführen. Zambri, ein junger Israelit, läßt sich von einer Moabstochter verlocken und fällt von seiner Religion ab. Phinä, sein Busenfreund, tödtet aus Glaubenseifer ihn und seine Geliebte durch einen Pfeil. Die Niedermetzlung der Strafbaren stillt den Aufruhr.

Der vierte Gesang berichtet die Verschwörung und den Untergang Corah's. Das Lager theilt sich in zwei feindliche Massen, für die Satan und der Engel Gabriel Parthei nehmen. Nachdem der Letztere gesiegt, erscheint er Moses in der Stiftshütte, deckt ihm Vergangenheit und Zukunft auf, und zeigt ihm die Reihefolge der religiösen und politischen Gesetze der Reiche, von der Republik Samuels an, bis zur Monarchie des heiligen Ludwigs und Heinrichs IV.; „et jusqu'à la nouvelle ère philosophique du dix-huitième siècle" — sagt Lemercier im Inhaltsverzeichniß dieses Gesanges. Vom Plato sagt der Engel Gabriel:

Le voilà, ce mortel dont les rêves sublimes
Habillent mille erreurs d'éloquentes maximes,
Qui partage entre tous les femmes et les biens,
Croit en rompant leurs noeuds unir les citoyens,
Détruit le nom de père et l'heureuse industrie
Et veut que sans famille on aie une patrie.
Son nom pourtant célèbre est monté jusqu'au ciel.

Herr Lemercier hat vergeſſen, daß Plato tauſend Jahre ſpäter gelebt als Moſes, daß alſo der Engel Gabriel, wenn auch immer vorherſehend, nicht hat ſagen können, Plato's Ruhm iſt gegen den Himmel geſtiegen. Auch iſt es nicht fein, einem Engel moderne, national-ökonomiſche Geſinnungen zu leihen, und ihn von Induſtrie ſprechen zu laſſen. Ueberhaupt ſpricht der Engel Gabriel gar nicht wie ein Engel, ſondern wie einer der Publiziſten, die nichts von engliſcher Natur an ſich haben. Lemercier legt ihm ſogar in den Mund, daß ein Staat ohne Oppoſitions-parthei zu Grunde gehen müſſe!

In den Beilagen zu ſeinem Werke theilt der Verfaſſer Bruchſtücke (aber ſehr große) aus ſeinen ältern epiſchen Gedichten Homère, Alexandre und l'Atlantiade, in der Abſicht mit, die in ihnen vorherrſchenden verſchiedenen Farbentöne bemerklich zu machen. Das Fragment von Homer beginnt:

La nuit couvre les flots, Homère en paix sommeille.

Der ſchlafende Homer beginnt bedenklich eine Epopee. Homer ſieht im Traume die Dichter aller kommenden Jahrhunderte. (Schrecklicher Traum! Armer Homer!) Da heißt es unter Anderm: Lafontaine, der Fabeldichter.

Abreuve agneaux et loups à l'eau de l'Hippocrène,

(Poetische Lämmer ließe man sich gefallen, aber vor begeisterten Wölfen mag uns der Himmel bewahren), und von Racine wird gesagt:

Melpomène veuve en pleure la mémoire

(Witwe von Ephesus! Hat seitdem wieder geheirathet.) Endlich theilt Lemercier ein Gespräch mit, das er im Jahre 1800 mit dem ersten Consul Buonaparte bei Gelegenheit der Ueberreichung seines **Alexanders** gehabt.

XI.

Teutſchland und keine Revolution, oder einſame Gedanken über das Herkommen des demagogiſch-exzentriſchen Unweſens des Zeitalters, und die wahren Abhilfmittel von demſelben. Coblenz und Hadamar. 1820.

Mit der Dunkelheit kommen die Fledermäuſe, das iſt in der Ordnung: und auch die Art iſt bekannt, wie man ſie verjagt — man bringt ein Licht herbei. Aus dieſem Grunde allein mag man ſolche Nachtvögel beleuchten; denn ſonſt verdienten ſie den Aufwand des Schwefelhölzchens nicht, das man zum Lichtanzünden verwendet. Man leſe nur die Aufſchrift dieſes Büchelchens, das iſt wenigſtens kein prahleriſches Schild! Der Verfaſſer iſt ein ehrlicher Krämer, der ſeine Waare nicht herausſtreicht, er läßt ſie für ſich ſelbſt ſprechen. Dieſe zahme Gans von Flugſchrift iſt flügellahm, ſie kann ſich über keine Hof-Mauer erheben, ſie ſchnattert auf ebener Erde und mühſam; denn ſie hat den Pips und kann die Zunge nicht gebrauchen. Auf der Stirne des Büchelchens iſt folgender Denkſpruch zu leſen: „Die Tage ſind bös (nicht golden und nützlich aufgeklärt), Paulus an die Epheſer am 5.; darum ihr, die ihr auf Erden richtet, verſtehet es wohl; nehmet die Züchtigung zur Hand (nicht liberale, ſondern ſtrenge Grundſätze gegen die unlödliche Seite der menſchlichen Natur), damit der Herr nicht

etwa zürne (strafe), und ihr vom rechten Wege zum Untergang gerathet. Pf. 2." Der Verfasser nennt seine Abhandlungen klein aber nicht unbedeutend. Das sind sie auch nicht; denn der Werth der guten Sache zeigt sich an dem Unwerthe der schlechten, und dieser an dem ihrer Anhänger. Solche Schriften darf man ja nicht vertilgen, sie sind Schmarozzer-Pflanzen, welche die großen Bäume, die sie schmeichelnd umschlingen, aussaugen und zerstören.

XIII.

Souvenirs de la Sicile, par le Comte de Forbin. Paris, 1823.

Graf Forbin, General-Direkteur aller Muſeen in Frankreich, iſt als Kunſtkenner und auch als Künſtler geachtet. Ob das Buch leiſtet, was von einem ſolchen Manne mehr als Gewöhnliches erwartet werden darf, iſt ſchwer zu beſtimmen. Sicilien iſt ein ſo ſchöner Stoff, daß das Schöne, was die Bildung hinzuthut, ſich oft verliert. Doch wird die Stimme des Verfaſſers, wo er von archäologiſchen Dingen ſpricht, gewiß Berückſichtigung erhalten. Einige Stellen mögen von ſeiner Gefühlsweiſe und Darſtellungsweiſe Rechenſchaft geben. Er landete in Civita-Vecchia. „Aber das Fieber verheerte dieſe ſchönen Gegenden; man möchte ſagen, daß die Römer nur durch das Fieber ihr Leben fühlen. Zu Monterana, zwiſchen Civita-Vecchia und Rom, ordnete das Tertianfieber den Dienſtwechſel der Poſtillione: nach dieſem unſeligen Kalender zählten dieſe ihre traurigen Tage ab. Sterbende führten uns durch die herrliche Landſchaft; der Himmel ſchimmerte von Lichtern, die Gebüſche waren von Vögeln bedeckt, und wir rollten über die alte römiſche Straße. Mit Verdruß verläßt man ſie: denn der päpſtliche Weg iſt nur ein Sumpf. Keiner hat ein größeres Recht als der Papſt, mit Jeſus Chriſtus zu ſagen: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Bei jedem Schritte, den man im Gebiete des heiligen Vaters

macht, begegnet man nur Elend und Jammer. Regsamkeit und Bewegung fand ich hier nur im Prediger-Stuhle. Die Prediger zerarbeiteten sich; im Schweiße ihres Angesichtes bauen sie den Weinberg des Herrn, während der Landmann in der tiefsten Faulheit schläft." — Solche Klagen hat man schon von vielen Reisenden gehört; aber sie mögen sagen, was sie wollen, die Welt ist doch die beste; Gutes und Schlimmes gleichen sich überall aus. Hat man in Rom das Fieber, so hat man doch auch Freiheit. Manchem Volke kommen Industrie und blühende Landwirthschaft theuer zu stehen; die Herren, die den Ackerbau begünstigen, wollen dafür auch das Gras wachsen hören, und immer noch lieber Aria cattiva, der man schon in Albano, als gute Polizei, der man erst in den Vereinigten Staaten ausweicht.

Ueber die gegenwärtige Beschaffenheit der Kunst in Rom sprechend, sagt der Verfasser von den dortigen deutschen Künstlern: „Les Allemands qui habitent Rome, et qui reprennent l'art à sa source, ne trouvent de vérité, d'élevation, que dans les Giotto et dans les Cimabué. Ils sont intimement persuadés que l'école italienne a été égarée sans retour par la dernière manière de Raphaël." — Der Verfasser war in Messina, als dort im Jahr 1820, am Tage des Rosalienfestes, die Revolution ausbrach. Er spricht von dem Ereignisse und dessen Quellen mit dieser Unbefangenheit, die Revolution fast beschönigend. Recht oder nicht — bedenkt man aber, daß der Verfasser, als General-Direktor aller Museen, eine Art Hofstelle bekleidet, daß er mit Empfehlungen der Herzogin von Berry, der Enkelin des Königs von Neapel, begünstigt, in Sicilien

reiſte, und daß die Reiſebeſchreibung in der königlichen Buchdruckerei, auf Koſten des Königs, gedruckt iſt, ſo gereicht ſolche Aufrichtigkeit dem Grafen Forbin und ſeiner Regierung zur großen Ehre. Zum Vortheile mag dem Grafen Forbin ſeine Denkart nicht immer gereicht ſeyn; dieſes verräth folgende Stelle aus der Vorrede: „Man kann nie in Verlegenheit ſeyn, den Bewegungsgrund zu einer Reiſe anzugeben, wie die iſt, die ich in Sicilien gemacht. Außer dem Wunſche, eine löbliche Wißbegierde zu befriedigen, würde ſich der natürlichſte Grund in der gegenwärtigen Lage der Geſellſchaft ſuchen laſſen. Dieſe Lage iſt unglücklicherweiſe feindlich: das Leben wird mit jedem Tage dorniger; es iſt eine ſauere Arbeit, unter den Menſchen zu leben; man kann alſo eine Reiſe als einen Waffenſtillſtand mit ihnen anſehen. Die Abweſenheit ſchläfert Feindſeligkeiten ein; bei der Rückkehr findet man ſie von alten Verfolgungen abgewendet, und, ihre Zeit nützlich zu verwenden, neue Angriffe nach einer andern Seite richtend.“ —

XIV.

Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Civilprozesse, von Dr. C. L. Golyschmidt. Frankfurt, 1818.

Wer im Innern eines Hauses sich umzusehen die Neigung oder das Recht nicht hat, weil dessen Bewohner ihm unbekannt sind, der mag doch gerne vor dessen Außenseite weilen, wenn die Bauart etwas Anziehendes enthält. Eine solche öffentliche Seite hat manches Buch für Viele, welchen sonst der Inhalt fremd ist, und diese des angezeigten Werkes will ich meinen Lesern zuwenden. Glücklich sind diejenigen, welche dabei stehen bleiben dürfen, und nie in Gefahr kommen, in dem Labyrinthe des Rechts von dem Minotaur des Prozesses verschlungen zu werden. Man kann eine Stelle aus Schiller's Taucher ohne alle Bosheit so parodiren:

— Der Mensch befrage die Richter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Der scharfsinnige und kenntnißreiche Verfasser dieser Abhandlungen bezweckte, außer der Aufklärung, welche er in einige Lehren des sogenannten gemeinen deutschen Prozesses bringen wollte, vorzüglich die Verkehrtheit unseres gerichtlichen Verfahrens darzustellen. Es wird gezeigt, wie großartig und herrlich die Gesetzgebung des freien Roms, welche so einfach war und die Freiheit des Bürgers nicht

in Feſſeln ſchlug, neben der unſrigen erſcheine, und wie im Verlaufe der Jahrhunderte Unverſtand und Gewohnheitstrieb das öffentliche Verfahren, Willkühr und Herrſchſucht das Geſchwornengericht verdrängt habe. Warum der heutige Prozeß ſo aller eigenthümlichen Form verluſtig und beutelrechtig werden mußte, erklärt der Verfaſſer genügſam. „Dieſer, in einem Freiſtaate geboren und erblüht, auf eine Monarchie übergegangen, aus ihr in eine Hierarchie verpflanzt, und von da für einen monarchiſch-republikaniſchen Staatenbund entnommen, muß, ſeiner Natur nach, von der Staatsverfaſſung abhängig, an urſprünglicher Geſtaltung mangelhaft, wo nicht dieſe ganz verloren haben."

„Als das Recht noch auf freiem Markte und in freier Rede lebte und wirkte, half es die Zeit bilden; ſeit es begraben in verſchloſſener Kammer und gebundner Schrift, bequemt es ſich nach der Zeit und ihren Bequemlichkeiten."

„Unglückſelige Zeit, die ſich heilſehend wähnt und blind iſt, die frühere Mängel entdeckt, welche nie waren und die eigene Gebrechlichkeit nicht ſieht, welche noch iſt. Dreimal unglückſeligeres Recht, wie iſt gebrochen deine herrliche Kraft, und entſchwunden dein freies Leben, wie biſt du ſo gar zur wiſſenſchaftlichen Mumie eingetrocknet, und welch kleinliches Räderwerk ſoll Freiheit und Leben dir erſetzen. Legislation der heutigen Politik, die nur Staaten anerkennt und kein Volk, wird zur Politik der Legislation, und ſelbſt Viele, die das Gute wollen, verfechten unbewußt das Arge."

Der Verfaſſer verdient in ſeinen Behauptungen um ſo mehr Vertrauen, da er als Advokat alle die gerichtlichen Wege und Umwege aus der Erfahrung und nicht blos aus den Beſchreibungen Andrer kennt.

Fragmente und Aphorismen.

1.

Ein Rezensent meiner Schriften im Berliner Conversationsblatte hat gesagt: ich solle nur nicht so stolz seyn; der Feldmarschall Blücher habe vielleicht mehr gethan für Deutschlands Befreiung als ich. Das soll mir der böse Mann beweisen. Ach, der Gerechte muß viel leiden in diesem Jammerthale! Aber der Gerechte kennt die Furcht nicht. Er geht nach Osten so lange der Tag steigt, nach Westen wenn er sinkt, hat nie die Sonne im Rücken, und folgt niemals seinem Schatten. Am Ende findet er für sein Bemühen Liebe zum Lohne.

Mit dem Confecte und dem Lisse der Schmeichelei verdirbt man Völker wie Fürsten. Brod und Wahrheit, Wasser und Klarheit — das ist mein Spruch. Vorwärts!

2.

Mehrere Abgeordnete der Badischen Ständeversammlung haben geheimnißvolle Briefe erhalten, worin man ihnen mit dem Tode droht, wenn sie darauf beharrten, gewisse Mißbräuche in der Verwaltung umstoßen zu wollen. Es gehört nicht einmal Muth, nur einiger Verstand dazu, um solche Drohungen zu verachten. Wer mordsüchtig ist, der schreckt nur durch die That, nicht durch

Worte. Jene Briefe kommen von einer ganz andern Seite her, als man gern zu verſtehen geben möchte: die ſie geſchrieben, haben ſammetne Herzen und können kein Blut ſehen. — 1819. —

3.

Philoſophen ſind nicht mehr als die Schmiede, die den Pflug verfertigen. Da muß noch gar Vieles geſchehen, bis man das Brod an den Mund bringen kann.

4.

Kraftmenſchen, Menſchen von Stahl und Eiſen, die den Pfeilen des Neids und der Verläumdung mehr als andere ausgeſetzt ſind, müſſen ſich mit Spottableitern bewaffnen: dann wird der Wetterſtrahl, ſtatt ſie zu beſchädigen, ihnen zur Glorie dienen. So kaufte Alkibiades den ſchönſten Hund um 1000 Drachmen, ſchnitt ihm den Schwanz ab, und ließ ihn durch die Gaſſen Athens laufen. Das Volk lachte und verſchonte ſich mit dem gefürchteten Manne, weil er doch auch ſo närriſch ſeyn konnte.

5.

Aus Paris vom 9. Auguſt, 1819. — Ein achtungswürdiger deutſcher Gelehrter in Paris ſchreibt: „Seit einiger Zeit werden wir hier in Paris mit frankirten und unfrankirten, mit geſchriebenen und lithographirten, mit deutſchen und franzöſiſchen Briefen der Haupt- und Unterlotterie-Collectenn der freien Stadt Frankfurt beläſtigt. Dieſe Herren müſſen ein vorzügliches Mißtrauen gegen die Pariſer hegen; denn ſie verſichern jedesmal in ihren Briefen, ſie hätten dieſe und jene Nummer mit beſon-

derer Sorgfalt ausgesucht, und gewiſſelten ſie nicht, daß dieſelbe ein glückliches Loos treffen werde.“ Und ſo geht die Klage noch weiter fort. Die Herren Franzoſen mögen es nicht übel nehmen, aber ich bin der Meinung, es ſei billig, daß ſie etwas an ſich verdienen laſſen. Zwanzig Jahre lang haben wir Frankfurter in ihrer großen Revolutions-Lotterie eingeſetzt, ihre Ober- und Unter-Collecteurs haben uns, mit vorgeſtrecktem Bajonette, den Einſatz in Kontributionen, Einquartierungen, Todesängſten und Kriegereien abgefordert, und nie bis auf den heutigen Tag iſt uns der geringſte Treffer zugefallen. Alle die großen Gewinnſte ihrer Lotterie: Unabhängigkeit des Staates von Außen, Freiheit und Gleichheit im Innern, wahre Volksvertretung, Oeffentlichkeit und Unabhängigkeit der Juſtiz, Geſchwornengerichte, Freiheit der Preſſe, und die übrigen größern und kleinern Prämien der Revolution haben andere gewonnen. Wir Frankfurter haben nichts von dieſem Allen, nicht einmal die Hoffnung dazu. Nieten, nichts als Nieten! Darum mißgönne man uns nicht unſere Klaſſen-Lotterie. Und wenn unſere Collecteurs die mit beſonderer Sorgfalt ausgeſuchten Nummern nach Paris ſchicken, und ſie nicht eher ihren Mitbürgern überlaſſen, ſo iſt dieſes eine Großmuth, welche die Franzoſen nicht an uns verdient haben.

6.

Nur die Freiheit des Preßzeugs kann gegen die Freiheit der Preſſe ſchützen.

7.

Der Himmel heile die armen kranken Kaiſerſteiner, die in ihrem Fieber eine Literaturzeitung für ein Schlachtfeld

ansehen, und ihre Federn für Dolche, und die Schriftsteller für Spione, und deren Werke für literarische Bülletins! Sind sie einmal wieder gesund, dann kehrt auch ihr friedliches Hammelherz zurück; dann fallen sie wieder in Ohnmacht, wenn sie Blut sehen, und gebrauchen keine andere Waffen, als ein (sic!) zwei!! und drei!!! — Habt Geduld mit ihnen.

8.

Das Studirzimmer eines Gelehrten, gleicht oft der Kindbettstube einer Wöchnerin. Das Weinen und Schreien der neugebornen, unsaubern Gedanken ist Jedem, nur nicht dem Vater zuwider. Darum soll ein Gelehrter, wenn er Besuch erwartet, erst die Wiege wegtragen lassen, und seinem Gaste blos die erwachsenen Kinder präsentiren.

9.

Höflichkeit ist ein Regen- und Sonnenschirm. Sie schützt vor Nässe und Wärme; aber sie macht weichlich.

10.

Vor Kurzem erklärte ein französischer Schriftsteller öffentlich, daß er gegen einen genannten Journalisten eine Injurienklage anstellen würde, weil ihn dieser einen Anhänger der Minister gescholten habe. Es ist ein Gegenstück dazu, daß Chateaubriand in seiner neuesten Druckschrift den Königlichen Ordonanzen vorwirft, sie enthielten antimonarchische Grundsätze. Ich glaube, daß solche Reden Beweise warhafter Freiheit sind. Haben wir es einmal in Deutschland so weit gebracht, dann wollen wir aus unsern

Tintengläsern Wein trinken, und friedlich spazieren gehen. Aber bis dahin wollen wir schreiben. — 1829. —

11.

Wenn die Minister Gewaltstreiche begehen, um ihre Macht zu zeigen, zu schrecken und hierdurch Einfluß zu erlangen, so mag man es dabei bewenden lassen, ihren bösen Willen zu tadeln. Wenn sie sich aber gesetzwidrige Handlungen erlauben, um ihre Schwäche zu zeigen, so stellen sie auch ihre mangelhafte Einsicht der Beurtheilung Preis, und man kann sich über ihre Verblendung nicht genug wundern. Hofleute haben unter allen Geistesgaben nur noch die Schlauheit zu verzehren: sie sollten darum haushältischer verfahren.

12.

Die französische Akademie hat das Lob der Jury zum Inhalte der poetischen Preisbewerbung gewählt. Hätten manche deutsche Gerichtshöfe nur das Talent, ihre Urtheilssprüche in Versen abzufassen, so gäbe dieses die gelungenste Verherrlichung der Geschwornengerichte, und kein Goethe könnte ihnen den Preis streitig machen.

13.

Kürzlich fragte mich ein Minister: Warum wir Journalisten immer nur zu tadeln finden, nie etwas zu loben, wenn doch Stoff genug da sei, wie zum Beispiel dasjenige, was die süddeutschen Regierungen für das Volk gethan? Ich hatte nicht Geistesgegenwart genug ihm Folgendes darauf zu antworten: Eine gute Sache zur Hälfte thun, ist

oft ſchädlicher und darum auch tadelnswerther, als ſie ganz unterlaſſen. Wo Stände noch nicht eingeführt ſind, da kann man ſich damit tröſten, daß die Machthaber das Recht des Volks, ſolche zu fordern, noch nicht anerkannt haben, und daß ſie ihre Pflicht erfüllen würden, ſo bald ſie zur Einſicht derſelben gelangt ſeyn werden. Wenn aber, wie in Baiern und Baden, durch Einführung der Stände gezeigt worden, daß man die Rechte des Volkes nicht verkenne, dabei aber die Berathungen und Beſchlüſſe der Deputirten unbeachtet ließ, worauf ſollen wir alsdann noch unſere Hoffnung bauen? — 1819. —

14.

Wenn man bedenkt, wie viel bequemer es iſt, zu lieben als zu haſſen; ſo muß man eingeſtehen, daß die meiſten Menſchen aus langer Weile Böſes thun.

15.

Wie unterſcheidet ſich der beſcheidene Mann vom Eiteln? Wie ſich der Reiche vom Armen unterſcheidet. Während jener die einzulaufenden Zinſen ſeines Ehrenkapitals ruhig und gelaſſen abwartet, jagt dieſer vom Tagelohne ſeiner Ehrenjagd. Wenn der erwartete Gewinnſt ausbleibt, muß er hungrig zu Bette gehen.

16.

Das Kriminalgericht in Berlin hat den Profeſſor de Wette um „das blaue Vergnügen" befragt, und wollte es ausgeliefert haben; gewiß nicht um den Zeug roth zu färben, ſondern nur um deſſen Gewebe kennen zu lernen. Wahrhaftig, es kömmt noch dazu, daß man ſich auf

dem Markte nicht die Nase wird schneuzen dürfen, ohne zu befürchten, ein geheimer Polizei-Kommissär springe hinzu, betrachte den gezeichneten Zipfel, und frage, ob das keine Verschwörungs-Chiffer und Bundes-Zeichen sei. Die in Deutschland eingeführte peinliche Halsgerichts-Unordnung kann ein Kind im Mutterleibe zittern machen. Selbst der sehr unschuldige Verfasser dieser Notiz wurde auf Begehren der Gerichte zu Wiesbaden von der Frankfurter Polizei befragt, ob er den todten Löning nicht gekannt, da er noch lebte? Man hatte nämlich unter seinen Papieren einen von mir an einen dritten geschriebenen Brief gefunden. Wenn man auf diese Weise verfährt, so kann man alle Europäer in jede Mord- und Räubergeschichte verflechten, da sie sämmtlich, mittel- und unmittelbar, in Briefwechsel mit einander stehen. Es ist mir freilich Beruhigung genug, daß ich der Frankfurter Polizei dieses Mal keine Untersuchungskosten werde zu bezahlen haben; aber welche Regierung vergütet mir meinen Schrecken? Der arme Pastor Schmelzle, lebte er noch, hätte jetzt eine Höllenzeit; ich wollte, Jean Paul beschriebe sie. — 1819. —

17.

Ernsthafte Weiber gleichen einem leeren Koffer mit sieben Schlössern.

18.

Selten bewohnt der Architekt ein Haus, daß er selbst gebaut. — Er gleicht den modernen Philosophen.

19.

In der Weiterschaffung offenbart sich die Eigenliebe Gottes.

20.

Alle Turnübungen werden unterdrückt oder beargwöhnt, nur das Schwimmen nicht, und der Unterricht in dieser Kunst wird von den Regierungen gebilligt und befördert. Wahrscheinlich denkt man, diese Uebung sei geeigneter, die jungen Gemüther abzukühlen, als sie zu erhitzen. Aber ich konnte eine Rede des Cassius aus Shakespeare's Julius Cäsar anführen, aus welcher deutlich hervorginge, daß trotzige Republikaner auf Fertigkeit im Schwimmen einen großen Werth setzen. — 1819. —

21.

Deutscher Handel. — Man muß die deutschen Herren, welche den Handels- und Gewerbs-Verein geschlossen haben, ihren Weg fortgehen lassen, und sie aufmuntern; er führt zum Guten, ob zwar die, welche darauf wandern, nicht wissen, was sie wollen. Sie führen einen Rechtsstreit um Baumfrüchte, aber um den Baum, worauf diese wachsen, und um den Boden, in dem der Baum wurzelt, sind sie unbekümmert. Was werden sie gewinnen, selbst wenn sie glücklich sind? Ihre Noth kehrt mit jedem Jahre zurück; oder wenn sie hier verschwindet, erscheint sie dort. Keine Freiheit des Eigenthums ohne Freiheit der Person. Letztere zu erringen oder zu erbetteln, das sei der Deutschen Streben. Es weiß Jeder genug, was sein eigener Vortheil ist, sobald ihm verstattet wird, alle seine Kräfte zu gebrauchen, wann und wozu er will. Eine Volksvertretung aller Deutschen, und das Uebrige ergiebt sich dann von selbst! Aber wir haben mehr Habsucht als Bürgerehre, unser Vortheil liegt uns näher am Herzen als

unſere Freiheit. Doch da erſterer nicht erreicht werden kann ohne letztere, ſo wird der deutſche Handelsverein, trotz der Aengſtlichkeit, mit welcher ſich deſſen Stifter gegen die Zumuthung politiſcher Zwecke verwahrten, allgemeine und wichtige politiſche Folgen haben. — 1819. —

22.

Die franzöſiſchen Feudal-Invaliden, die es in dem preßfreien, papiernen Frankreich friert, ſollten ſich in Deutſchland niederlaſſen. Dort wird vornehmen Leuten noch mit der gehörigen Unterthänigkeit begegnet: das würde ihren alten Gliedern wohl thun. Der Tod des Kindes eines franzöſiſchen Generals wird in einer deutſchen Stadt folgendermaßen angezeigt: „Des S. T. Hrn. Barons N. N., General-Lieutenants der Königl. Franzöſiſchen Armee, Hoch- und Wohlgebern ehliches Söhnlein.“

23.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Juni enthielt einen Brief aus Rom, worin von dem dortigen Kunſtleben geſprochen wird. Unter Anderm wird geſchrieben: „Bei mehreren franzöſiſchen Landſchaftsmalern ſieht man jetzt Bilder in großem Format, auf Befehl des Königs Ludwig XVIII. verfertigt: wie z. B. bei Herrn Coignet eine Königin (der erſten Race), die auf Befehl eines Uſurpators in einen reißenden Strom geſtürzt wird.“ Das Wort Race, von einer Königin gebraucht, fiel dem Cenſor der Zeitung, der vom dieſem Ausdrucke eine diebiſche Vorſtellung hatte, auf, und er bemerkte am Rande des Blattes: „Muß vermuthlich heißen: „des

ersten Ranges." — Sollte man denken, daß so etwas in Frankfurt, das doch seinen berühmten Meidinger besitzt, sich ereignen könnte? Und der öffentliche Geist muß sich der Leitung solcher Männer unterwerfen! — 1819. —

24.

Das Wissen ist das Blut unseres Geistes, das ihn nähret und erhält.

25.

Es giebt Sonnen- und Mondfinsternisse in der Geschichte wie in der Natur. Die unkundige Menge erbebt bei ihrem Anblick, und wähnt, es stünde der Welt ihr Untergang bevor. Der Weise lächelt, und weiß, daß sie vorübergehen.

26.

Ich fragte einen Freund, ob er nichts Näheres wisse von der großen Verschwörung, ob er nicht selbst darin verwickelt sei, und wie die deutsche Republik habe eingerichtet werden sollen? Er antwortete mir, er sei kein Verschworner, aber von der Republik wisse er Manches. Nämlich: Deutschland habe in 20 Gaue eingetheilt werden sollen .... Gaue? fiel ich ihm schnell in die Rede. Ich mag nichts weiter hören, ich durchschaue schon die ganze Posse. Gespenstergeschichten aus dem Mittelalter — Ritterromane — der ganze Spieß und Veit Weber. Hätten sie gesagt: In Provinzen, hätte ich ihnen gesagt: Ihr seid ruchlose, gottvergessene Menschen. Da sie aber sprachen von Gauen, sage ich ihnen: Ihr seid altdeutsche Narren! — 1819. —

27.

Eine Vormundſchaft dulden iſt lange nicht ſo ſchimpflich, als ſie verdienen.

28.

Die Fehler mancher Schriftſtellerin ſind ihre Vorzüge als Weib.

29.

In der Rede, womit der preußiſche Juſtiz-Miniſter kürzlich den für die Rheinprovinzen in Berlin errichteten Reviſions- Kaſſationshof einſetzte, geſchah des öffentlichen und mündlichen gerichtlichen Verfahrens Erwähnung, als ſolcher Inſtitutionen, „welche dem nächſten und letzten Zwecke der Rechtsverwaltung am meiſten entſprechen.“ Von dem Gericht der Geſchwornen war keine Rede, woraus man den traurigen Schluß ziehen kann, daß die Rheinländer dieſe feſteſte Stütze aller bürgerlichen Freiheit verlieren werden. Für die übrigen deutſchen Staaten wäre Oeffentlichkeit und mündliches Verfahren allein, auch ohne Geſchwornengericht, ſchon ein großer Gewinn. Dem taubſtummen deutſchen Volke wäre hierdurch wenigſtens das Gehör und hierdurch die Möglichkeit wieder gegeben, auch die Sprache zu erlangen. — 1819. —

30.

In der Politik werden eben ſo wenig, wie in der Medicin, alle Rezepte der Aerzte auch von den Patienten wirklich eingenommen.

31.

Wir haben keine Tarpejiſche Felſen, die Volksverräther hinabzuſtürzen, wir haben nur Fenſter, ſie hinauszuwerfen;

aber dieſe Todesart iſt gar zu proſaiſch — man muß auf eine andere Strafe bedacht ſeyn. Die zweckmäßigſte Züchtigung für einen treuloſen Beamten wäre wohl die, daß man ihn in die Lage ſetzte, von einem Beamten, der ihm gleicht, ſelbſt amtirt zu werden.

32.

Ein alter griechiſcher Dichter, den Plutarch im Leben des Demoſthenes anführt, ſagte: *das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen iſt, in einer berühmten Stadt geboren zu ſeyn.* Mir iſt das Buch jetzt nicht zur Hand, ich kann mich nicht überzeugen, in welchem Sinne Plutarch dieſen Spruch aufgefaßt, wie er ihn gedeutet und angewendet hat. Aber, wenn ich mich recht erinnere, war es ſo geſchehen: daß, um es in Freiſtaaten weit zu bringen, es förderlich ſei, eine berühmte Vaterſtadt zu haben, weil dieſes als eine Art adelige Geburt angeſehen wird, welche die Bahn der Ehren kürzer und leichter macht. Dieſer Satz des griechiſchen Dichters gilt auch und noch, wenn auch mit verſchiedener Anwendung. Wer im alten Griechenlande nach bürgerlicher Auszeichnung ſtrebte, der mußte alle ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte gleichmäßig ausbilden und ſie zur möglichſt vollkommenen Entwickelung zu bringen ſuchen. Wer aber in unſern Tagen fortkommen will, der muß ganz entgegengeſetzt verfahren: er darf ſich nur einſeitig, nur dieſe oder jene Kraft ausbilden, und muß alle übrigen ſchönen Anlagen, die ihm die Natur gegeben, zerſtören oder ſie in ſchmachvoller Unterdrückung halten. Da aber glücklich ſeyn, und ſein Glück machen, ſo ſehr verſchiedene Dinge ſind, daß gewöhnlich

Eines das Andere ausſchließt, und da, wo Lohn mit dem Verdienſte ſich nicht vereinigen läßt, kein edler Mann ſich bedenkt, ob er den Lohn oder das Verdienſt aufopfern ſoll, ſo bleibt es auch für unſere Zeit wahr, daß man, um glücklich zu ſeyn, in einer großen Stadt leben müſſe, weil man nur da allein ſeine Kräfte muſikaliſch ausbilden kann und ſie concertirend gebrauchen darf.

33.

Man hat Friedrich dem Großen viele Lobſprüche über ſeine Mäßigung gemacht, daß er bei ſo vieler Heldenſtärke doch ſo wenig eroberungsſüchtig war. Ich glaube nicht, daß er dieſes Lob verdient hat, da es nicht in ſeiner Gewalt ſtand, es anders zu machen. Die Natur hatte ihn eben ſo ſehr zum Philoſophen, als zum Helden gebildet, daher würde ihm die Philoſophie immer im Wege geſtanden haben, wenn er ſeinen Heroismus hätte geltend machen wollen. Ich bin überzeugt, hätte Friedrich keine Verſe gemacht und wäre er weniger witzig geweſen, dann würden wir Napoleon 50 Jahre früher kennen gelernt haben, — oder gar nicht.

34.

Das Genie bildet die Welt aus ſich heraus, der Held bildet ſie in ſich hinein.

35.

Wellington iſt jetzt Feldmarſchall von England, Spanien, Portugal, Rußland, den Niederlanden, Preußen und Oeſtreich. Es liegt etwas Geſpenſtiges hierin, das Einen frieren macht. Man kann ſich keine Rechenſchaft davon geben, aber es iſt ſo. Die Schrecken der Zeit haben uns

arme Menſchlein ſchreckhaft werden laſſen. Es hatte Jemand einen böſen Traum von einem Befehlshaber der europäiſchen Gensd'armerie und von einem **Grand-Prévôt de la Sainte-Alliance.** Der edle Lord hat jetzt kein Vaterland mehr, denn die Grundſätze, die er im dreijährigen Bierherrendienſte eingeſogen, mußten ihn der freien, glücklichen Inſel entfremden. Es giebt keine Hofgunſt für ihn, die er noch zu erbuhlen hätte. Es bleibt für ſeine Ruhmbegierde nichts übrig, als der Vormund zu ſeyn jeder unmündigen Legitimität, der Pfleger aller ſchwachen und der Rechtsbeiſtand aller weibiſchen Regierungen, ſowie der Knecht Ruprecht der unartigen und wilden Kinder unter dem Volke. Es könnte ihm auch die Ober-Aufſicht über die künftige deutſche Occupations-Cenſur anvertraut werden. — Ich weiß recht gut, es iſt Alles nicht ſo; die Furcht liegt nur in unſern ſchwachen Nerven. Aber auch mit einer krankhaften Einbildungskraft muß man Nachſicht haben. — 1819.

36.

Die Menſchen ſind Gedanken der Erde.

37.

Aus **Frankfurt**, 1820. — Seit ich die europäiſchen Angelegenheiten nicht mehr zu leiten habe, kommen mir die rührendſten Gedanken in den Sinn, und von dort durch das Herz in die Feder. Glücklich der Journaliſt, der vorſichtig war und in ſeiner Jugend etwas Weniges geliebt hat; das kommt ihm jetzt zu Statten. Ich denke, von heute dem 4. Juli an, mit meinem Vorrathe noch 4 Jahre 2 Monate und 16 Tage auszureichen. Die Leſer mögen nicht murren über ſolche Faſtenſpeiſen. Seht doch nur

unſere Bühne, die liebe, gute alte Frau, ſie genießt das ganze Jahr nichts Anderes, als Milch-, Mehl- und Eierſpeiſen, und bleibt fröhlich und geſund dabei. Die hundert üppigen Schüſſeln, woraus die andern Bühnen ſchwelgen, bleiben von ihrem Tiſche entfernt. Aus dem großen Kochbuche der Pſychologie, mit ſeinen überwürzten, heißen Leidenſchaften, Tugenden und Schwächen, benutzt ſie nur die Eiferſucht für ihre Küche, und weiß ſie alle Tage auf eine neue, ſchmackhafte Art zuzubereiten. Heute wird ſie beſchämt, morgen beſtraft, übermorgen verziehen, am vierten Tage gerechtfertigt, am fünften geheilt. So wird die Eßluſt immer munter erhalten, ſo daß die eiferſüchtige Frau und die beſchämte Eiferſucht, dieſe das Geſtändniß und dieſes den verbannten Amor nicht überdrüßig macht. Aber wenn die liebe Frau ſo lecker iſt auf Eiferſucht in allerlei Geſtalten, warum nicht den Shakeſpeare, warum nicht den Othello? Ja, das kann ich mir freilich auch nicht erklären! Nur ein einziges ſchwarzes Geſicht erſcheint auf unſerer Bühne — das der Mohrin des genialen Ziegler.

38.

Das nächtliche Luſtſeegefecht bei St. Helena, von dem die engliſchen Blätter erzählten, ſoll eine Liſt geweſen ſeyn, um die Gemüther der dortigen Einwohner zu erforſchen. Auch, ſagen ſie, habe Mancher die Maske fallen laſſen. Die Polizei, man kann es nicht läugnen, iſt die Herkules-Säule des menſchlichen Witzes, und die gläubigen Anbeter derſelben ſollten ſich als Säulen-Heilige mit einem Beine hinaufſtellen: das wäre ſehr erbaulich. Schöne pſychologiſche Experimente! Ich will einige Gleichniſſe herſagen, aber

ſie malen die große Thorheit nur ſtümperhaft. Ihr werft mit aller Macht ein zerbrechliches Glas auf die Erde, um zu erproben, ob es aushält, und wenn es bricht, ſeiner Natur nach, zerſtampft ihr die Scherben wüthend und rachterfüllt. Ihr ſteckt einem hungrigen Löwen die Hand in den Schlund, um zu ſehen, ob er fromm ſei. Ihr ſchneidet dem Volke die Bruſt auf, um zu erforſchen, ob das Herz geſund iſt. — Reckt euch nur ſo fort mit der Gefahr, fordert ſie heraus; es mag euch wohl bekommen. — 1819. —

39.

Man findet oft ſtarken Willen mit ſchwachem Verſtande, und eine ſchwache Gemüthsart mit ſtarkem Geiſte vereinigt. Das kommt daher, weil dort die verſchiedenen Seelenkräfte, wegen ihrer niedrigen knechtiſchen Natur, einer unter ihnen, welche die ſtärkſte iſt und ſie zu beherrſchen vermag, willig gehorchen: es iſt dieſes die Einheit und Macht eines despotiſchen Staates; und weil hier die mehr ſelbſtſtändigen und eigenwilligen Seelenkräfte keine Alleinherrſchaft dulden: es iſt dieſes die Unordnung und Schwäche einer Republik. Der Geiſt des Menſchen hat die geſetzgebende, ſein Charakter die ausübende, ſein Herz die richtende Gewalt, und nur wo dieſe Gewalten im gehörigen Verhältniſſe ſtehen, iſt der Menſch vollkommen.

40.

Von Würzburg wird geſchrieben, wie erbaulich die durchreiſende Königin von Spanien ſich dort benommen, und in welche Verlegenheit die Geiſtlichen beim Gottesdienſte gerathen, weil es ihnen an Uebung im Singen gefehlt.

Die ununterbrochene Frömmigkeit des sächsischen Fürstenhauses wird angerühmt, und gefragt: „Würde überall Alles so seyn, wie es ist, wenn dieß auf allen Fürstenthronen Europa's gleichförmig eben so Statt gehabt hätte?“ Wie wahr! Wenn die Geistlichkeit wieder einmal ihre alten Lieder singt, dann kehrt gewiß die schöne gute Zeit zurück. Hoffentlich wird Weitzel in der zweiten Auflage seines Buches: Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? jene gründliche Bemerkung dankbar benutzen. — 1819. —

41.

Sand's That ist abscheulich; Sand's Zweck ist ganz unvernünftig; so weis't jede Erörterung der That auf einen hohen Grad der Schwärmerei des Thäters. Aber hiermit soll die Verhandlung nicht geschlossen seyn: die Anhänger der Kotzebue'schen und Stourza'schen Mordplane gegen den Zeitgeist schreien in abwechselnden Tönen, und ihre Jammerlieder enden immer: man muß der Aufklärung Zaum und Zügel anlegen; Deutschlands Vernunftwesen steht auf einer fürchterlichen Höhe; der Glaube an die Rechtmäßigkeit der Alleingewalt muß hergestellt werden, wie es die Weisen aus den russischen Steppen gelehrt haben. — 1819. —

42.

Kotzebue hat geirrt; er hat für Vaterland, Freiheit, Schule und Wissenschaft ersprießlich geachtet, was ihnen verderblich war. Allein mußte er darum ein Verräther gewesen seyn? Ihr sagt, er habe der russischen Regierung Berichte über den Geist, die Stimmung und Wissenschaft Deutschlands erstattet. Ist dieses ein Verbrechen? Das

Volk ſollte ſich wegen dieſer offnen Anerkennung ſeiner Wichtigkeit vielmehr geſchmeichelt fühlen. Es war eine Zeit, wo man ſich wenig um die Geſinnungen der Völker bekümmerte, und aller diplomatiſche Forſchungsgeiſt nur die Abſichten der Höfe, die Meinungen der Fürſten und die Launen ihrer Maitreſſen zum Ziele hatte. Wenn man jetzt das Volk ausſpioniren läßt, ſo iſt dieſes wahrlich ein gutes Zeichen der Zeit. Ihr ſagt: Kotzebue habe falſch berichtet; aber wenn auch, glaubt Ihr, eine ſo kluge Regierung, wie die ruſſiſche, werde ihre Anſichten und Schlüſſe allein nach Kotzebue's Geſchwätz richten? Ihr ſagt: er habe das deutſche Volk verläumdet? Ein Volk verläumden! wie lächerlich! — 1819. —

43.

Nehfues in ſeinen Briefen aus Italien erzählt: daß auf dem Kapitol die Statuen aller Provinzen des römiſchen Reichs geſtanden, deren jede eine Glocke am Halſe hängen hatte, welche vermöge ihrer magiſchen Kraft ſogleich von ſelbſt läutete, wenn in ihrer Provinz etwas gegen die römiſche Regierung unternommen wurde. Solche Statuen ſind eben ſo nützlich, als unſre Polizei-Spione, und koſten weniger. Man ſollte ſie einführen.

44.

Ich habe mir den Spaß gemacht, im Namen einiger europäiſchen Großmächte Kriegsmanifeſte zu verfertigen, und habe ſie verſiegelt in mein Pult gelegt. Sollte das beſammernswürdige Schickſal eintreten, dann werde ich ſie öffnen, meinen Freunden zeigen, und dieſe ſollen erſtaunen,

wie genau ich Alles vorher gewußt habe, was man dem Feinde Grobes und den eigenen Unterthanen Süßes sagen wird. Alles ganz natürlich.

45.

Wenn man zur Untersuchung eines Vergehens sogenannte besondere Commissionen ernennt, so beweist dieses von zweien Dingen eins: entweder man *fürchtet* die gewöhnlichen Beamten, oder man *wünscht*, die außerordentlichen möchten ihre Pflicht nicht thun. Man will dann ein Zulegemesser, daß sich in der Tasche nachführen läßt, zum Schwerte der Gerechtigkeit brauchen.

46.

Die Preßfreiheit zu erlauben, aber Alles so zu lenken, daß Niemand mehr den Pressen etwas zu geben Lust und Muth haben könnte! Dieß, o Ihr Räthe der geheimen Polizei, dieß wäre die sublimste Aufgabe, welche durch eine geschickte Gesetzmunkelei zu lösen Ihr den Augenblick benutzen solltet! — Wohlan! schneidet nur der selbstforschenden, selbstthätigen Gelehrsamkeit alle Aufmunterung ab; drückt das ächte Gelehrtwerden als unnütz nieder, hasset es tödtlich als furchtbar und störend für Eure gebieterische Rechthaberei. Aber erwartet dann auch, was aus Euren bloßen Praktikern, aus Euren Routiniers werden wird. Zur Maschinenarbeit taugen Hunderte, Tausende. Aber wird ihnen nicht auch Geist, Selbstforschung eingeflößt, so viel jedem jener Handarbeiter, als er zur Leitung seiner Praxis in sich aufzunehmen und zu fassen vermag, dann erwartet, welche Geschäfte gemacht,

welche Regierungswunder geſchaffen werden können durch die lautere vis inertiae oder durch ungeregelte Genie-Einfälle von Arbeitern, in denen nichts wiſſenſchaftlich durchgearbeitet iſt. — 1818. —

47.

Man muß das Geſchwür reif werden laſſen, ehe man es aufdrückt. Ihr hättet es zertheilen können, habt aber zu lange damit gewartet. Jeder Schinder und Schäfer verſteht mehr von der Staats-Wundarzneikunſt, als Ihr.

48.

Scherzburger Aktenſtücke. — Daß in Deutſchland Schriften dieſer Art immer noch ohne Namen des Verfaſſers und des Druckorts erſcheinen müſſen, beweiſt mehr als Alles, wie Noth ſolche thun und wie erſprießlich ſie ſind. Aber das Glänzende verbirgt keine Dunkelheit, darum wird man in dieſem Werkchen den Verfaſſer der „Reiſe nach Hammelburg" bald errathen. Er fährt hier fort — und jeder Freund des Vaterlandes drückt ihm die Hand dafür — die Maskenfreiheit des Scherzes zu benutzen, um den großen Herren, und was noch nöthiger und gefährlicher iſt, den kleinen, die Wahrheit zu ſagen und ſie dabei vertraut zu duzen. Was wir hierbei lernen, iſt nicht minder werth, als was wir lehren — muthig ſeyn und ſprechen. — 1818. —

49.

Im menſchlichen Organismus unterſcheiden wir drei Reiche: das Reich des Magens, das Reich des Herzens und das Reich des Gehirns. Der Magen feſſelt und an

die Erde: das Herz verbindet uns mit dem Menschen: durch das Gehirn hängen wir mit der Sonne zusammen.

50.

Das Leben ist allen Thieren gemein, aber sterben kann nur der Mensch.

51.

Adels- und Geldstolz. — Gerecht ist weder der Eine, noch der Andere; es frägt sich nur, welcher der unerträglichste ist. Ich stimme für den Adelstolz. Der Geldstolz ist weniger lästig, weil er lächerlicher, daher komischer, daher unterhaltender ist, und weil er dem Gedemüthigten die Hoffnung läßt, sich durch Erwerbung von Reichthümern zu erheben und der Geringschätzung zu entgehen. Der Adelstolz ist herablassender als der Geldstolz, und darum beleidigender; denn die Größe der Herablassung ist das Maß der Höhe, auf welcher der sich Herablassende zu stehen glaubt.

52.

Die **Aristokratie des Geistes** ist die einzig natürliche und dem Staate nützliche. Sie kann weder verliehen, noch geschenkt, noch ererbt, noch geheuchelt werden. Sie ist die wahre Herrschaft von Gottes Gnaden und die ganz unantastbare Legitimität, weil sie nicht allein das Recht, sondern auch die Kraft hat, Alles erreicht, was ihr gebührt, und nicht erlangt, was ihr nicht gebührt. Sie verlangt nicht Beförderung, nur Freiheit, um ihre Zwecke zu erreichen.

53.

Wie wahr ist die Bemerkung, daß bei allem Reichthum von Weisheit, den die Menschheit besitzt, die Menschen

dennoch darben, weil es der Genius verſchmäht, ſeine große Lehre durch Zertheilung mehr auszubreiten und faßlicher zu machen; da ja doch die Sonne ſelbſt ihr erhabenes Licht in Millionen kleine Strahlen ausſendet, und nur ſo allein die Welt erwärmt und beleuchtet. Es wäre zu wünſchen, die ausübende Weisheit zeigte ſich auf dem Markte, und die belehrende in Kochbüchern, Wandkalendern und in dem Intelligenzblatte; der Mann ſollte ſich, um von Männern verſtanden zu werden, dem Weibe verſtändlich zu machen ſuchen. — Im Kampfe um die Wahrheit reicht die Kraft des Mannes nicht zu ſeinem Muthe hin, und der Muth des Weibes nicht zu ſeiner Kraft; darum erreicht jener nie vollkommen ſein Ziel, dieſes aber immer mehr, als es gehofft und gewünſcht, ſobald es nur ſtrebt. Das andere Geſchlecht tritt überall zu furchtſam zurück. Wiſſenſchaft und Kunſt ſind Tempel, die, ſind ſie zwar von Männern allein gegründet und aufgebaut, doch auch Frauen mit gleichen Anſprüchen auf Vortheil und Genuß bewohnen dürfen und ſollen, auch geſchieht's. Die Frucht iſt willkommen, weil ihr Mangel ſchmerzt. Die Blüthe iſt durch ſich ſelbſt erfreulich. Den männlichen Geiſt *ernährt*, den weiblichen *ſchmückt* die Wiſſenſchaft. Welches iſt das ſchönere Loos? Und glaubet ja der Lüge nicht, daß nur der Muſen Kindergärtchen, nicht der ernſte Hain Apoll's, Euch Schweſtern aufgeſchloſſen ſei. Der düſtere Ernſt mancher Kenntniß liegt nur im trüben Blicke des Forſchers; nahen ſich die Grazien, dann erheitert ſich die Wiſſenſchaft. Verſucht es nur mit jeder, ſelbſt die Logarithmenlehre lächelte Euch zu. Logarithmen! Was heißt das, wie verhält es ſich damit? O ſtille, man ſpricht nicht gern davon.

54.

„Man wird es kaum glauben, aber der Abbé Vittorio Siri, ein gleichzeitiger, sehr unterrichteter Schriftſteller, erzählt es: daß Ludwig XIII. von ſeiner Kindheit an den Beinamen des Gerechten führte, weil er — unter dem Zeichen der Waage geboren war.“ (Voltaire, siècle de Louis XIV.) — Voltaire ſcheint dieſes lächerlich zu finden; aber wie oft müßte der menſchliche Verſtand über die Deutung unbegreiflicher Geſchichten verzweifeln, wenn er nicht den Ausweg der verhängnißvollen Geſtirne hätte! Wie könnte man das Ereigniß mit Oken anders erklären, als daß die weimariſche Conſtitution unter dem Zeichen des Krebſes zur Welt gekommen! — 1819. —

55.

Gleichzeitige Ereigniſſe: Oken's Dienſtentſetzung .... Mordverſuch gegen Ibel .... Aufruhr der Studenten in Paris .... Verſchwörung in Berlin .... Rußlands Kriegsrüſtungen. Da bei den freundſchaftlichen Verhältniſſen, in welchen alle Fürſten Europa's leben, kein anderer Krieg denkbar iſt, als einer gegen die Türken, ſo wäre es doch ſehr traurig, wenn Unruhen im Innern Frankreichs und Deutſchlands dieſe Staaten verhinderten, den Krieg gegen die Türken mit Nachdruck zu führen. Der Himmel bewahre uns vor einem Beſuche der Janitſcharen, mit ihren langen Piken — oder Säbeln .... Ich habe den Inhalt der Geographie etwas vergeſſen. — 1819. —

56.

Ich würde die Liebe allmächtig nennen, könnte ſie ſich ſelbſt bezwingen.

57.

Schmerz iſt der Sauerteig des Lebens, der es erſt ſchmackhaft und genießbar macht.

58.

Giebt es Krieg, wie es faſt etwas zu ſcheinen ſcheint, dann werden die Leute ſagen: „Da ſeht, das ſind die Früchte der heiligen Allianz.“ Wie dumm! wachſen nicht Früchte, die eine grüne, bittere Schale haben und darunter eine harte, und zuletzt kömmt die eßbare Süßigkeit? Erſt geſchält, dann die harte Nuß aufgeknackt, und dann liegt inwendig das heilige, chriſtliche Bündniß. — 1819. —

59.

Wieder einige Tauſend Auswanderer aus der Schweiz ſchifften den Rhein entlang nach Braſilien hinüber. Wir ſenden den Amerikanern Piloten entgegen, die ſie recht bequem und ſicher in unſere Häfen einführen, wenn ſie einſt Luſt bekommen, ihre Freiheitsgeſinnungen über Europa zu verbreiten und an ſeinen Ufern zu landen.

60.

Diejenigen Fürſten, ſagt Gibbon, denen Rom aus ruhmredziger Dankbarkeit oder Großmuth verſtattet hatte, eine Zeitlang ungewiß die Scepter zu führen, wurden von ihren Thronen verſtoßen, ſobald ſie ihre Beſtimmung erfüllt — die überwundenen Völker an das Joch der Sieger gewöhnt hatten.

Die freien Staaten und Völker — hatte ihre Erklärung in Gunſten der Republik gelautet — beherrſchte man eine

Feſtlang mit der Benennung: Römiſche Landsgenoſſen, bis dieſer Titel auch endlich unvermerkt in eine wirkliche Knechtſchaft ausartete.

Mit griechiſcher und römiſcher Geſchichte flog Napoleon zum Imperator hinauf. Aber fallen mußte er ſo tief, als er gefallen, ſo wie dem Kaiſer das Buch der Geſchichte aus der Hand fiel. Sein Zug nach Rußland wäre vielleicht unterblieben, wenn er ſich an Darius den Achämeniden hätte erinnert; und ſein Thron ſtünde noch, wenn er hätte bedenken wollen, daß nur Liebe und Vertrauen der Völker unüberwindlich macht.

Wer die Geſchichte ſtudiert und die Menſchen der Mitwelt mit den Menſchen der Vorwelt vergleicht — kann als Prophet in die Zukunft ſchauen!

Zu viel Regieren iſt ſchädlicher als zu wenig Regieren. Ein Text für eine Predigt, in einer kleinen Republik zu halten.

61.

Albrecht der Unartige hieß ein gewiſſer Landgraf von Thüringen. Das waren doch noch gute Zeiten, wo man ſelbſt Fürſten bei ihrem rechten Namen nannte, und das war gewiß ein guter Fürſt, von dem man nichts Schlimmeres zu ſagen wußte, als daß er nicht artig ſei!

62.

Zur Feier des Geburtstages des Königs von Preußen wurde zu Berlin eine öffentliche Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten, in welcher Herr Erman eine Abhandlung über eine eigenthümliche Wechſelwirkung der zwei elektriſchen Thätigkeiten vorlas. Was die-

ser Gegenstand mit der Feier des Tages gemein hat, ist schwer zu ermitteln, es müßte denn zur Sprache gekommen seyn, wie man das Volk mit Liebe für König und Vaterland elektrisire. Jetzt sage noch Einer, daß in Deutschland nicht Wissenschaft und Staatsleben ineinander greife, und daß die Gelehrten revolutionirten!

63.

In einem Berichte über den Verkehr auf der Leipziger Ostermesse heißt es: „Tüchtiges Sohlenleder ist eine wahre Seltenheit. Der Freiheitskampf im südlichen Amerika versperrt noch immer die Zufuhr echter Buenos-Ayres-Häute." Wenn wir Europäer noch einst wegen Amerika barfuß gehen müssen, so ist der Mangel an Sohlleder gewiß nicht der einzige Grund. Aber welche bewunderungswürdige, kunstreiche Kette zieht durch den ganzen Erddiameter, von unsern Füßen bis zu den Köpfen und Herzen der Amerikaner hin! Wenn wir wollten, so könnten unsere Köpfe nicht weniger als unsere Füße, Vortheil von ihnen ziehen. — 1819. —

64.

In der letzten Sitzung der Baierischen Volksvertreter hat der Abgeordnete Behr mit einer Arie aus der Zauberflöte geschlossen: „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht." Das müßte ein großer Spötter seyn, der deswegen sagen wollte, Hr. Behr hätte nicht daran erinnern sollen, daß die Sache eine Komödie war. Denn wahrlich, das war sie nicht. Hält man sich an das Körperliche, Sichtbare, Ergreifliche, so ist bei der Baierischen Ständeversammlung freilich nicht viel geschehen.

Aber dieß iſt der Gang der Natur. Eine jugendliche Seele darf ſich nicht allzufrüh in ſchroffe Anſichten, feſte Grundſätze und eigenſinnige Beſtändigkeit verkalchern, damit ſie ſich frei entwickeln könne. Ein großer ſchöner Geiſt hat ſich im Baieriſchen Volke entfaltet. Der Boden des Landes iſt kräftig und tief aufgewühlt und durchackert worden. Der nächſte Jahrdurchzieht bringt die Saat, die dann folgende die Ernte. Und wiederum hat ſich gezeigt, wie reichlich die Ländereien des deutſchen Geiſtes ſind. Wo Nahe iſt, da iſt Kraft; wo Wärme, da iſt Licht; wo Stille, da iſt Aufmerkſamkeit und Lernbegierde; und dieſes Alles hat ſich in dem Wirken der Baieriſchen Ständeverſammlung ſo ſchön offenbart. — 1819.

65.

Das Franzöſiſch-Sprechen. — Man habe den Witz eines Voltaire, eines Jean Paul, eines Swift, eines Cervantes — jene Vollendetheit des Franzöſiſch-Sprechens ſteht zu hoch, keine ſatyriſche Züchtigung vermag ſie zu erreichen. Das Herz ergrimmt in der Bruſt, zum Kampfe ballt ſich die Fauſt, wenn auch eine ſolche Ueberzahl in den Krieg zieht. Unter allen Gründen, warum die höhern Stände in Deutſchland die Franzoſen gehaßt haben, iſt die Furcht, ihre Götter-Sprache möchte hierdurch zu bürgerlich werden, gewiß eben an.

66.

Oeffentliche Blätter erzählen: Die Aufführung Wilhelm Tell's werde in Deutſchland verboten werden. Das hieße ja verbieten, wir hätten auch unſere Geßler. Das war ein guter Schütze, der dieſen Pfeil des Spottes abgeſchoſſen! Schießen die Tyrannen? — 1819. —

67.

Für die Juden. — Die neapolitanische und die päpstliche Regierung haben oft seinerbaren Mittel ergriffen, die öffentliche Sicherheit zu erhalten: sie haben mit den Räuberhauptleuten Verträge geschlossen. Doch nie hat man gehört, daß sie, um Reisende vor Straßenräuberei zu schützen, das Reisen verboten hätten, das hieße ja Zahnschmerzen durch Kopfabhacken heilen. Die Frankfurter Polizei hat diesen Zweig der Verwaltung vervollkommnet. Einige Tage nach dem Volksauflaufe, der gegen die Juden gerichtet war, ging ein jüdischer Hühneraugenschneider nach dem Dorfe Bornheim, wo er seit vielen Jahren als unausbleiblicher Sonntagsgast bekannt ist. Da das Wirthshaus, wo er einkehrte, nur von dem gebildeten Bürgerstande und von keinen fremden Handwerksburschen besucht wird, die ja, wie Jedermann weiß, allein an den Unruhen Theil genommen, so blieb unser israelitischer Fußarzt ungemuckt, trank ruhig seinen Wein und begab sich hierauf nach Hause. Auf dem Rückwege begegnete ihm ein reitender Polizei-Beamte, der ihm befiehlt, sich den folgenden Tag auf dem Amte einzufinden. Dort erschienen, wird ihm sein Leichtsinn, sich unter Christen zu mischen, vorgehalten, und ihm, damit Reibungen verhütet werden mögen, der Besuch Bornheims untersagt. Einen Tag später begegnet unser Jude dem nämlichen Polizei-Beamten in der Stadt, und sagte demselben (nämlich wie der Polizei-Beamte behauptet), er werde doch wieder nach Bornheim gehen. Vorladung den andern Tag — auf's Polizeiamt? Nein, auf's Polizeigefängniß. Dort wird ihm verkündigt, er müsse 24 Stunden eingekerkert bleiben, zur Strafe, daß er ge-

sagt, er werde dem Befehle, Bornheim zu meiden, nicht gehorchen. Das Urtheil ward auch sogleich vollstreckt. —

Ueber dieses Verfahren tadelnd zu reden, ist vielleicht ganz fruchtlos: denn an Orten, wo sich Beamte solche schwere Verletzungen der persönlichen Freiheit erlauben dürfen, da liegt die Wurzel des Uebels tief, und das Abschneiden eines Zweiges desselben zerstört den Giftbaum nicht. Die Juden von christlichen Versammlungen entfernt zu halten, um sie gegen Beleidigungen zu schützen, ist ein Mittel, das eben so unklug, als ungerecht ist. Es ist unklug, weil durch eine solche gesellige Excommunikation die leidenschaftliche Abneigung gegen die Juden nur genährt wird; es ist ungerecht, weil man keinem Bürger seine gesetzliche Freiheit beschränken darf, um ihn einer ungesetzlichen Verfolgung zu entziehen. So weit betrifft diese Sache „den Juden," und wird daher bei manchem Leser keine Theilnahme finden. Wenn aber Jemand, der sich eine Polizeiübertretung hat zu Schulden kommen lassen, statt vor das Polizeigericht geladen, dort vernommen, und darauf nach Recht und Form verurtheilt zu werden, gleich auf's Gefängniß eitert, und ihm, ohne Vernehmung, ohne vorläufige Protokollführung, und ohne Richterspruch, Kerkerstrafe auferlegt wird, so liegt doch vielleicht etwas hierin, was auch das Gefühl der Judenhasser empören kann. Und darum — ich komme immer darauf zurück — und darum haben wir das Zugeständniß der Franzosen aufgestanden, um nach der Erlösung nicht in's Paradies, sondern in die Hölle zu kommen. — 1849. —

68.

Bei der auch in Heidelberg Statt gefundenen Juden-

Verfolgung wurden drei Häuser ganz ausgeplündert. Die Studenten, mit den Professoren Daub, Thiebaut und Andern an ihrer Spitze, stellten die Ruhe wieder her, und ihnen allein haben die Juden ihre Rettung zu verdanken. Die Polizei, welche, wie in vielen deutschen Staaten, besonder ist, ruhigen Bürgern den Frieden zu nehmen, als ihn beunruhigten zu geben, hatte auch dort wenig gethan und sich kaum sehen lassen. Man sollte alle Polizeien zwar für die guten Dienste, die sie während der herrlichen napoleonischen Zeit geleistet, belohnen, aber sie außer Dienst setzen und in einem Invalidenhause zu Tode füttern lassen. Sie sind eben so gefährlich, wie die geläuteten Glocken bei einem Gewitter, die den Blitz nur anziehen. Die Heidelberger Studenten haben durch ihr Verfahren gezeigt, daß sie den wahren Geist der Freiheit nicht verkennen. Ihre unabänderliche Bestimmung ist und bleibe, sich der Philisterei entgegenzusetzen, mag diese nun hinkend oder mit Bocksprüngen sich zeigen. Der deutsche Philister ist gleich abgeschmackt als despotisirender Beamte und als demokratisirender Spießbürger; er wechselt nur zwischen dürrer Nüchternheit und dämischem Bierrausche. — 1819. —

69.

Wer im Unglücke stolz bleiben kann, der hat das Unglück nicht oder nicht ganz verschuldet.

70.

Man spricht von einer Central-Polizei der deutschen Bundesstaaten, die an einem, im Mittelpunkte Deutschlands gelegenen Orte errichtet werden soll. Ueber ihren Zweck weiß man nichts Näheres: wahrscheinlich will sie gleiches Maaß und Gewicht im Gedanken-Verkehr einführen.

71.

Ein griechiſcher Philoſoph hat geſagt: Die Reitkunſt iſt das Einzige, was die jungen Fürſten genau lernen; ihre andern Lehrer ſchmeicheln ihnen: die mit ihnen kämpfen, laſſen ſich hinwerfen; aber ein Pferd wirft jeden Ungeſchickten ab, ohne den Armen oder Reichen, den Herrn oder Knecht zu unterſcheiden.

72.

Die ſpaniſchen Grandes haben das Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Könige zu erſcheinen. Daher kömmt wahrſcheinlich die, auch an manchem deutſchen Hofe herrſchende Sitte: Den Kopf nicht ſehen zu laſſen.

73.

In Bonn wird auch die ruſſiſche Sprache gelehrt, und den Rheinländern hierdurch Gelegenheit gegeben, den Montesquieu, den Rouſſeau und den Voltaire der Koſaken verſtehen zu lernen.

74.

Henriette Sontag in Frankfurt.*) — Wir mögen lachen, doch erboßen wollen wir uns nicht über dieſes ſeifenblaſige Entzücken einer grauen Zeit, welcher der Ernſt gebührte. Die guten Deutſchen loben ſo gern — nach, daß ſie niemals die Geduld haben zu warten, bis ihr Lob kühl, klar und zu Zucker geworden, ſondern es ſchon als Syrup verbrauchen und in anwidernden Lebkuchen ſpenden. Henriette Sontag — dieſes rühmen Alle, die ſie auch außer der Bühne kennen, ſoll ſolche bald vierſchrötige,

*) Nachtrag zu dem bekannten Aufſatze, der zuerſt vollſtändig im Morgenblatte für 1827 erſchien, ohne den hier mitgetheilten Schluß aber im erſten Theile der letzten Ausgabe von Börne's Schriften ſteht.

bald schwindsüchtige Schmeicheleien mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit aufnehmen und so gutmüthig seyn, nicht einmal darüber zu lachen. Möge sie diesen reinen Sinn auch in Paris bewahren! Doch sollte ihr etwas Verzeihliches begegnen, sollten ihr die gewürzteren Schmeicheleien der französischen Küche das Herz verderben, dann eile sie schnell nach Frankfurt zu unserer Theaterdirektion, und diese Hungerkur wird sie gewiß bald wiederherstellen. Sie hat das schon erprobt. Das gute Kind, gewöhnt, überall als ein Schmuck mit Baumwolle umwickelt zu werden, hat die pockuchene Berührung unserer kaufmännischen Theaterdirektion sehr rauh gefunden, und hat empfindlich darüber geklagt. Man hat ihr mit dem größten Eigensinne Rollen aufgedrungen, die ihr nicht lieb waren, und die ihrer Wahl zurückgewiesen, und man hat sie bei der Bezahlung — ich sage, um mich nicht lange zu besinnen: geprellt. Als sie ein früheres Mal hier auftrat, bekam sie bei verdoppelten Eingangspreisen die halbe Einnahme. Sie erbot sich dießmal in Briefen aus Berlin, unter gleichen Bedingungen zu singen. Man schrieb ihr aber zurück: dieses sei durchaus nicht thunlich, man dürfte es nicht zum zweiten Male wagen, die Eingangspreise zu verdoppeln, denn das Publikum sei schon das erste Mal über diese Neuerung sehr aufgebracht gewesen; man wolle ihr dagegen für jede Vorstellung fünfzig Louisd'ors geben. Fräulein Sontag ging dieses ein. Als sie aber hierher kam, verdoppelte man die Eingangspreise doch, und wollte von dem Vertrage nicht abgehen, und als es zur Ausbezahlung der bedungenen fünfzig Louisd'ors kam, gab man ihr statt Louisd'or Friedrichsd'or; nämlich die Sontag, die als eine Ver-

linerin ihren Friedrich im Herzen hatte, schrieb: „Ja, ich bin es zufrieden, ich will für jede Vorstellung fünfzig Friedrichsd'or nehmen.“ Aber dieses war offenbar nur ein Schreibfehler, der aus einem schönen Patriotismus entsprungen, und es läßt sich gar nicht denken, daß sie sich zu weniger verstanden, als man ihr angeboten. Doch unsere Theaterdirektion, welcher die vier Vorstellungen der Sontag fünftausend Gulden reinen Vortheil gebracht, hielt sich an den Schreibfehler, und durch diese Raduisterei verdiente sie noch zwei bis dreihundert Gulden mehr. Fräulein Sontag hätte klagen sollen: der Gemahl der Theodora hätte gewiß nicht gegen sie entschieden. Auch wollte unsere Sängerin, größtentheils zum Vortheile der Witwe eines hiesigen Kapellmeisters, der viele Jahre die Oper geleitet, und welchem unser Orchester seine ganze Vortrefflichkeit verdankt, im Schauspielhause ein Konzert geben: aber das Haus wurde ihr versagt, ob es zwar für einen Tag gefordert wurde, wo keine Vorstellung war. Der Direktor des Theaters soll sie bei dieser Gelegenheit sehr rauh und barsch behandelt haben. — Gegen diesen Präsidenten werden seit undenklichen Zeiten Klagen geführt, und dennoch wird er alle Jahre von den Unzufriedenen freiwillig wieder zu dieser Stelle gewählt. Der Mann muß doch seine Verdienste haben, er muß unentbehrlich seyn. Auch weiß er das, und er hat geschworen, man solle ihn nur todt aus dem Theater tragen.

75.

Friedrich der Große sagte: „wenn ich eine Provinz züchtigen wollte, so würde ich ihr Gelehrte zu Beamten geben.“ Diese Ansicht des großen Königs ist in Deutsch-

land noch ſtark herrſchend, und die meiſten Provinzen werden väterlich, das heißt von Ungelehrten regiert.

76.

Man würde mich ſteinigen, ſchreibt Amelot, wenn ich hundert herrlich blühende Familien nennen wollte, die alle ihre Größe der Verrätherei des Vaterlandes zu verdanken haben.

77.

Wenn man „Barbt mit der eiſernen Stirne“ geleſen, ſo begreift man kaum, wie die höheren Stände noch mit einem Manne, wie Kotzebue, eine nähere Verbindung unterhalten konnten, da er doch ein ſo durchaus ſchlechter und geſinnungsloſer Menſch war. Vielleicht wird die Sache dadurch erklärlich, daß ſie auf Polizeiſpionerie eine größere Wichtigkeit legen, als billig — weil ſie der Meinung ſind, daß ſich die Welt durch Polizeiſpionerie regieren laſſe, indem, wenn man Alles wiſſe, man auch Alles vorſehen könne.

78.

So viel Tauſend Vögel, ſagt Fontenelle, ſind ſchon in Netzen gefangen worden, und werden noch täglich darin gefangen, keiner ſieht die Stricke, die ſeinen Voreltern tödtlich waren. Das iſt die wahre Geſchichte des Verſtandes der Menſchen. Es ſteht immer wieder eine neue Welt auf, die eben ſo vernünftig ſeyn will, als die alte; der Menſch wird nie durch alte, der Menſch wird nie durch Anderer Fehler klug. Er will es auf eigene Gefahr und Koſten werden.

79.

Die Erfahrung Anderer kann wohl dazu dienen, unſere eigene zu ordnen und in Regeln zu bringen; aber ſie macht

und eben so wenig klüger, als wir satt werden von dem, was unser Nachbar gegessen hat. Wir glauben wohl Jedem gern, der uns sagt: morgen, oder in zwanzig Jahren werde ein Komet erscheinen; aber wo Leidenschaften und Abneigungen sich einmischen, da wird eine Brille unsere falsche Aussicht nur vergrößern. Möchten sich dieses die Altklugen merken, und zur Belehrung der Unbesonnenen nicht immer Exempel auf Exempel häufen. Man lernt fremde Weisheit alsdann erst schätzen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf.

80.

Endlich ist der Berg in's Kindbett gekommen und hat ein weißes Mäuschen geboren. Es war eine schwere Zangengeburt, aber die Farbe ist die der Unschuld und erfreulich. Die Allgemeine Zeitung enthält ein Schreiben aus Berlin vom 28. August, eine Fortsetzung des Beschwörungs-Traumbüchleins (gedruckt in diesem Jahre), und solchen Inhalts, daß man wohl merkt, nicht ein wissenschaftlicher Drang allein habe es veranlaßt. Die darin enthaltene Darstellung ist dreidrittel-offiziell. Es wird erzählt, daß die festgenommenen Verschwornen unschuldig befunden und frei gelassen werden — müssen. Indessen sei, was man gethan, wohl gethan gewesen. Der pedantischen Gerechtigkeit, welche nur auf Beweise sehe und höre, habe man solche Untersuchungen nicht anvertrauen dürfen, sondern der klugen Polizei, die, wenn sie sich geirrt, ein Schnippchen schlägt und immer munter bleibt. Dann wird sehr vernünftig gesprochen über die Zeit, „wenn die Regierung an die Jünglinge kömmt“, welche daher mit Verstand zu erziehen seien. Endlich wird bemerkt, daß eine Verfassung das Hauptmittel wäre, allen Unruhen ein Ende zu machen. Wenn die frau-

rige Erfahrung, daß man von einer Verſchwörung nichts erfahren, endlich zu dieſer Einſicht geführt, ſo war die Kenntniß ſelbſt mit einigen Gewaltthätigkeiten nicht zu theuer bezahlt. Auch die Jünglinge und Männer, welche ihr Blut für das Vaterland ſchon früher vergoſſen, werden die allgemeine Freiheit mit der kurzen Entbehrung der Ihrigen nicht zu theuer erkauft achten. — 1819. —

81.

Als Heraclius nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Perſer mit vier Elephanten und dem von den Feinden zurückgegebenen Kreuze triumphirend in Conſtantinopel einzog, verglichen die geiſtlichen Herren den Kaiſer mit Gott dem Allmächtigen, daß, ſo wie Jehova in ſechs Tagen die Welt geſchaffen und am ſiebenten geruhet, ſo auch Heraclius ſechs Jahre mit den Perſern Krieg geführet und im ſiebenten des Friedens genoſſen habe. — Wäre aber nur Heraclius im achten Jahre zu Hauſe geblieben! So aber zog er mit dem Kreuz nach Jeruſalem, nahm zu Edeſſa den Neſtorianern ihre Hauptkirche ab und gab ſie den ſogenannten Orthodoxen, hob die Duldung, welche die Perſer überall eingeführt gehabt, ſchonungslos auf, jagte die Juden, die ſich nur auf 3000 Schritte der heiligen Stadt nähern durften, aus Jeruſalem, und bahnte durch dieſes Regulativ den von ihrer neuen Religion begeiſterten Arabern den Weg in's Herz von Aſien!

82.

Ich habe vor länger als zwanzig Jahren eine Art Tragödie, betitelt: der habſüchtige Erbe, geleſen. Das Stück war zur Zeit Ben-Johnſon's geſchrieben und, wie

viele Werke jener Zeit, im höchsten Grade geschmacklos; aber es war ein Gedanke darin, der mir im Gedächtnisse eingeprägt geblieben ist. Dieser Erbe vergiftet im ersten Akt einen Anverwandten, nach dessen Vermögen er gierig ist; und er vergiftet ihn auf eine sonderbare Weise. Er hat sich als Arzt verkleidet. Sein alter Anverwandter ist krank, weil er sein ganzes Leben lang starke Getränke im Uebermaße genossen hat; und jedes Mal, daß er den angeblichen Arzt fragt, welche Mittel er gebrauchen soll, verordnet ihm dieser, nachdem er ihn ausgefragt, was ihm am meisten geschadet, die Dosis zu verdoppeln. Es ist etwas Traurigkomisches in dem Erstaunen des Alten, der, bei jeder Verordnung, die Augen auf seinen Aesculap heftet, dann sich seufzend unterwirft, und endlich als Opfer seiner Folgsamkeit stirbt.

Indem ich seit zwei Tagen über die Lage Europa's nachdachte, hat es mir geschienen, daß es heute von der englischen Trauer-Komödie eine Vorstellung im Großen giebt. Die Regierungen haben die Rolle des Kranken, die Privilegirten die des Erben genau übernommen; die vergifteten Heilmittel, welche Letzterer vorschreibt, das ist die Willkühr. Bei jedem traurigen Vorfalle, welchen die Tyrannei, das gebrochene Wort, die despotischen Maaßregeln verursachen, glaube ich den verstellten Arzt dem Alten zurufen zu hören; **verdoppelt die Dosis!** Die Dosis ist verdoppelt und das Uebel wird schlimmer. Wird man die Dosis verdoppeln bis der Tod erfolgt? Das ist die Frage. — 1819. —

83.

In London hat man eine Schrift aus China erhalten, die, wie man sagt, von dem Reichs-Censor Yu-She ver-

faßt iſt. Es iſt bemerkungswerth, daß darin dem Volke geſagt wird: Die Regierung allein ſei die Urſache der Empörungen. — Es verſteht ſich, nur in China, bei uns iſt das anders.

84.

Die böſen Handlungen einer Regierung wirken raſch, weil ſie die Unterſtützung aller Derer genießen, die daraus Vortheile ziehen; die guten aber wirken nur langſam, weil ſie Hinderniſſe, wenigſtens keine Beförderung finden.

85.

Wie wenig noch die Deutſchen politiſch aufgeklärt ſind, wie klein ihre Vaterlandsliebe, wie matt ihr Freiheitsgefühl ſei, dieſes zeigt ſich unter Anderm auch, wie Journale geſchrieben und geleſen werden. Schriftſteller und Leſer befriedigen dabei nur einen wiſſenſchaftlichen Trieb. Daher bei dieſen nur der Wunſch, Unterhaltung zu finden. Daher bei jenen nur das Bemühen originell und mannigfaltig zu erſcheinen. Die wiederholte Unterſuchung über den nämlichen Gegenſtand, und ſei er noch ſo wichtig, wird weder gefordert noch zugeſtanden. Die franzöſiſchen Schriftſteller werden nicht müde, über das, was ihnen wichtig dünkt, das ganze Jahr zu reden. Die Deutſchen haben oder machen ſchon Langeweile bei der dritten Wiederholung. Unter manchen ſchlechten Quellen, aus welchen dieſe Zerſtreuungsſucht entſpringt, iſt freilich auch eine reine. Nämlich der Deutſche iſt ſo treu und ſo ehrlich, daß er meint, alle Fehler der Regierungen entſtünden nur aus einer mangelhaften Einſicht, und es bedürfe blos eine Aufklärung dieſer, um jene verſchwinden zu machen; dazu wäre aber hinreichend,

daß zwei- oder dreimal eine Sache gerügt werde. Geschieht es nun öfter, so haben sie gleich Mitleiden, werden verdrüßlich und sagen: es sei genug davon gesprochen, und man möge aufhören. Sie begreifen nicht, daß alle Untugenden aus dem Herzen entspringen, und daß man, um auf dieses zu wirken, gar nicht ablassen müsse mit dem Bemühen; ja daß, wenn auch endlich ein fehlerhaftes Verhältniß im Staate in die gehörige Ordnung gebracht, man dennoch fortfahren müsse, um es darin zu erhalten. So habe ich mehreremale hintereinander von der deutschen Preßfreiheit gesprochen, weil mir diese bei der jetzigen Lage der Dinge als das Wichtichste erschien. Nicht als wäre mit ihr das Glück des Vaterlandes vollendet, denn man kann die Freiheit haben den Mund zu öffnen, und doch Hunger sterben, aus Mangel an Nahrung: aber auch bei'm reichlichsten Essen stirbt man Hungers, wenn einem der Mund verbunden wird. Dann habe ich öfter gegen die Judenverfolgungen geeifert, weil ich mir keine Freiheit denken kann ohne Gleichheit, und weil ich der Richtigkeit meiner Ansicht um so mehr trauen durfte, da ich an den Juden keine hinreißende Liebenswürdigkeit finde, die mein Urtheil zu ihrem Besten hätte bestechen können. Da ich mich nun in diesen beiden Gegenständen wiederholt hatte, fielen Freund und Feind über mich her, und waren toll, daß des Geredes gar kein Ende nehme, und verlangten Miscellen. Doch werde ich mich nicht darum bekümmern; ich kenne keine Wahl zwischen Nutzen und Gefallen.

E. T. A. Hoffmann.

Geb. zu Königsberg, den 24. Januar 1776. Geſt. zu Berlin, den 25. Juni 1822.

Prinzeſſin Blandina.

Ein romantiſches Spiel.

—

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Vorzimmer der Prinzeſſin Blandina. Sempiternus und Adolar treten von verſchiedenen Seiten auf.)

Adolar wundert ſich; Sempiternus wundert ſich gleichfalls. — Sie gehen beide wieder ab, woher ſie gekommen. — Pauſe. —

Adolar

tritt von Neuem auf und wundert ſich noch mehr.

Sempiternus

tritt gleichfalls wieder auf und geräth in außerordentliche Verwunderung.

(Ausdrucksvolle Pauſe gegenſeitigen Erſtaunens.)

Adolar.

Kann ich meinen Augen trauen? — iſt es ein Spiel aufgeregter Phantaſie? — iſt es Täuſchung? — iſt es Trug? — Götter!

Sempiternus.

Himmel und Hölle! bin ich ein phantaſtiſcher Narr geworden? ſoll ich an den Teufel glauben und ſo in Unſchicklichkeiten gerathen, die mir fremd worden, nachdem ich was weniges ſtarke Bildung erhalten?

Adolar.

Nein, nein! — die Stimme, die Sentiments, die dieſe Stimme vernehmen läßt — Sempiternus!

Sempiternus.

Adolar!

Adolar.

Du biſt's!

Sempiternus.

Du biſt's!

Beide (ſtark ſchreiend).

Seliger Augenblick des Wiederſehens!

(Sie ſtürzen ſich in die Arme, laſſen endlich von einander ab und weinen ſehr.)

Sempiternus (ſchluchzend).

Das iſt rührend!

Adolar (ebenfalls heftig ſchluchzend).

Mich — ſtößt — der — Bock — daß — mir — das — Herz — zer — ſprin — gen — möch — te — Au — Au — Au — Au —

Sempiternus.

Au — — Au — Au Au. —

Adolar

(plötzlich ſehr ernſt und mit gravitätiſchem Ton).

Jetzt iſt es aber nachgerade Zeit, einigermaßen vernünftig zu ſeyn; blind und toll rennt man hinein in die Sentimentalität und vergißt, was man ſich ſelbſt und dem Stande ſchuldig, in dem man nun, Gott ſei gedankt, manchen Scheffel Salz gegeſſen. Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, werther Monſieur! daß es mir ſehr auffallend iſt, wie Sie hier ſo mit einem Mal in's Vorzimmer der Prinzeſſin hineinplumpen, da man Sie in fernen Landen mit dem Wohl des Staates occupirt glaubt. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollten, ſo gingen Sie gleich wieder zur Hinterthüre hinaus und ließen ſich gar nicht ſehen.

Sempiternus
(ebenfalls ernſt und mit gravitätiſchem Ton).

Verehrter Kammerherr — denn das ſind Sie doch wohl, wie ich's an den golddeſponnenen Knöpfen bemerke, die Sie dem Hintertheil Ihres Schlafrocks applicirt — alſo! — verehrter Kammerherr! — Sie — Sie ſollten nun gar nicht mehr leben. Schon vor zwei Monaten wollten Sie in's Waſſer ſpringen, Sie liefen, wie toll und raſend vor Liebe zur Prinzeſſin Blandina bis dicht an den Rand des Fluſſes, riefen mit ſchrecklicher Stimme: adieu pour jamais, princesse barbare! und kehrten, nachdem Sie die Verzweiflung, nämlich Ihre eigne werthe Perſon, im Waſſer geſchaut, wieder zurück! — Aber ein ehrlicher Mann hält Wort. — Sie können gar nicht mehr prätendiren zu leben; alle Menſchen, die Ihnen begegnen, fragen ganz unmuthig: Mein Gott, leben Sie noch? — Darum Beſter! je eher je lieber Kopf über in's Waſſer, das räth Ihnen der wohlwollende Freund!

Adolar
(ſich dem Sempiternus vertraulich nähernd).

Aber nicht wahr, Herr Bruder, — der Punſch war geſtern Abend herzlich miſerabel?

Sempiternus.

Mordmäßig.

Adolar.

Sempiternus! — um des Himmels willen! — Sempiternus!

Sempiternus.

Was iſt Dir, Herr Bruder? — Du ſiehſt blaß und erſchrocken aus.

Adolar.

Still — ſtill! — (leiſe zu Sempiternus) Wir ſprechen vom geſtrigen Punſch und verrathen uns auf ſchmähliche Weiſe! — Haben wir nicht eben eine herrliche Scene des Wiederſehens

nach langer Trennung gegeben? — Wozu stehen wir denn hier auf dem Theater? — Vielleicht um von schlechtem Punsch zu schwatzen und sogleich Alles von Grund aus zu verderben? — Wozu stehen wir hier, frage ich nochmals?

Sempiternus.

Du hast Recht, lieber Adolar, wir befanden uns auf dem Wege, aus dem Geleise zu kommen, oder vielmehr, wir verließen den Weg und hüpften in den Dornbusch — links — rechts — außerhalb dem Geleise in den Acker, wo uns jeder Schuft pfändet und uns die Mütze nimmt, daß wir kahlköpfig dastehen wie der Prophet Elisa und verspottet werden, ohne daß die Bären uns rächen sollten, die es mit der Natur halten und selbst baarköpfig einhergehen, nicht einmal den Chapeaubas zierlich unter der Pfote tragend.

Adolar.

Ja, liebster Sempiternus, laß uns froh dem Verhängniß folgen, das uns in höhere Regionen schiebt, wo kein unedler Punsch, von schnödem Fusel eitle Kräfte borgend, trügerischen Geist durch Nerv' und Adern gießt. Ich fühle mich in seltener Begeisterung meine Rolle fortzusetzen. Also! — Ach — Ach — Ach — Ach! — Sempiternus! — Ach!

Auf's Neue blutet diese Herzenswunde,
Die, kaum verharscht, des Blitzes glüh'nde Pfeile
Hineingestrahlt von ihrem Auge trafen.
Und —

Sempiternus.

Still Adolar! — Es sind mir allerlei Gedanken gekommen, nämlich von vielem Denken, und Du weißt, wenn man etwas bedenkt, so finden sich die Bedenken von selbst — Steine des Anstoßes, die von des Regens Befruchtung aus der Erde wachsen. — Also! — sagen Sie mir für's Erste, verehrter Monsieur — wozu sind wir hier?

Adolar.

Mein Gott, zu nichts Anderm, als das Stück, das nun eben aufgeführt wird, vorzubereiten; es iſt uns die ſogenannte Expoſition des Ganzen in den Mund gelegt. Wir ſollen durch einige ſchlaue Andeutungen den Zuſchauer medias in res führen, wir ſollen ihm unter den Fuß geben, daß wir Höflinge der Prinzeſſin Blandina ſind, die nächſt außerordentlicher, ſinnverwirrender Schönheit nicht ſowohl einen entſchiedenen Abſcheu gegen das männliche Geſchlecht in ſich trägt, als daß ſie, von einiger Narrheit ergriffen, ſich höhern überirdiſchen Urſprungs hält und daher ihr Herz jedem Erdenſohn verſchließt — daß ſie von Verbindungen mit den Geiſtern der Luft faſelt und nichts Geringeres erwartet, als ſo ein Ariel werde ſich ſterblich in ſie verlieben, ſeine Unſterblichkeit um ihretwillen aufopfern und die Geſtalt des ſchönſten Jünglings auf Nichtwiedergeben bergend, um ſie buhlen. Es liegt uns ferner ob, ſchrecklich zu lamentiren über dieſen tollen Wahnſinn, der das Land ſchon in Noth und Elend gebracht hat, da glatte lilienweiße Fürſtlein mit rothen Backen, ſo wie Mohrenkönige, entſetzlich anzuſchauen, wahre Fierabraſſe, von der Prinzeſſin ſchnöde und höhniſch abgewieſen, hunderttauſend Freiwerber mit blanken Säbeln und geladenen Kugelbüchſen abſchickten, die mit den Liebesflammen ihrer Gebieter Dörfer und Städ anzündeten, ſo aber auf recht innige Weiſe das Volk zu unwillkürlichen Trauerkantaten zwangen, die an Blandinens Ohr mahnend ſchlagen und den Schmerz verſchmähter Liebe verkünden ſollten. Ich ſelbſt ſoll Dir, geliebter Sempiternus, erzählen, wie meine Geſandtſchaft zu dem Mohrenkönig Kilian und die Ueberreichung des zierlichen Körbchens, den mir die Prinzeſſin mitgab, höchſt miſerabel abgelaufen, indem die ſchwarze Majeſtät ſich nicht entblödete, mit höchſt eigener ſchwerer Hand mich auf eine Art zu züchtigen, die mich, wiewohl ſchmerzhafter Weiſe, in die goldenen Tage unbefangener Kindheit zurückführte, und dann durch's Fenſter

zu werfen, wobei ich unfehlbar den Hals gebrochen, wenn das Glück nicht einen Wagen mit Wollsäcken vorbeigeführt hätte, in die ich ſanft und weich hineinplumpte. — Ich ſoll mit Schauder und Entſetzen verkünden, daß Kilian in voller Wuth ſeinen Hirſchfänger und ſeine Hetzpeitſche ergriffen, womit er die Armee von hunderttauſend Mohren kommandirt, und bereits im Lager vor der Hauptſtadt ſteht. Das Alles, lieber Sempiternus, ſoll ich Dir jetzt erzählen, ſowie Du auch recht viel von der Prinzeſſin zu ſchwatzen haſt, damit der Zuſchauer gleich wiſſe, was er an ihr hat — Länge — Breite — Farbe und dergleichen betreffend.

Sempiternus.

Ganz recht, Werthester! zu dem Allen ſind wir hier; aber ob wir uns dem, was uns zugemuthet, fügen können, das iſt die Frage! — Für's Erſte, empfinden Sie, lieber Monſieur, einige Verehrung für ſich ſelbſt?

Adelar.

O Gott! — unſäglich verehre ich mich; denn aufrichtig geſtanden, und Ihre werthen Vollkommenheiten, Ihre angenehmen Talente in allen Ehren, würdigſter College! gefällt mir keiner doch ſo ganz durchgängig, als eben ich mir ſelbſt.

Sempiternus.

Ja ſehen Sie, Verehrter, ein Jeder weiß ſelbſt am beſten, was er an ſich hat. — Aber kurz von der Sache zu reden, Niemand wird zweifeln, daß wir beide ehrenwerthe Männer ſind, und Uns, Uns hat man das untergeordnete gemeine Geſchäft übertragen, was in jedem guten Schauſpiel leicht und bequem von dem Geſinde — von den Bedienten beſorgt wird. Dieſe Leute verrathen ganz ſchlau, oft nur durch einen bedeutenden Fingerzeig, ein Charakterchen nach dem andern; ja, indem ſie uns die wichtigſten Familiengeheimniſſe der Herrſchaft, welcher ſie dienen, verrathen, geben ſie uns mit der Belehrung

über das folgende Stück noch die Lehre, daß man im Leben solchen Menschen nicht über den Weg trauen darf, so aber wird das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden. Sie sehen, mein theurer Adolar! wie uns bei diesen Umständen es gar nichts hilft, daß ich als Hofmarschall, Sie aber als Gesandter an Kilians Hofe auf dem Komödienzettel stehen; denn außerdem, daß Sie als geprügelter und in Wollsäcke geschleuderter Gesandter ohnehin keine sonderliche Rolle spielen, so sinken wir auch durch das niedrige Geschäft des Exponirens zu gemeinen Handlangern des Dichters herab! — Haben wir denn Aussicht zu irgend einem tief eingreifenden Charakter? — zu einem brillanten Abgang, der die Hände in Bewegung setzt?

Adolar.

Sie haben Recht, lieber Sempiternus! — Was indessen die Aussichten für die künftige Existenz im Stücke betrifft, so werden Sie gefälligst bemerken, daß ich mich zu Blandinens unglücklichen Liebhabern zähle und schon deshalb weit über Ihnen mein Werthester stehe. Unbezweifelt fällt mir viel Pathos zu und ich hoffe einigen Rumor zu erregen.

Sempiternus

(lächelnd die Hand auf Adolars Schulter legend).

Lieber — guter — edler Mann, welche Wünsche, welche Hoffnungen! Muß ich Sie denn erst darauf aufmerksam machen, daß das ganze Stück höchst erbärmlich ist! — Elende Nachahmerei — nichts weiter. Die Prinzessin Blandina ist eine modifizirte Turandot, der Mohrenkönig Kilian ein zweiter Zierabras. — Kurz, man müßte nicht so viel gelesen haben, man müßte nicht in der Bildung so weit vorgeschritten seyn, wenn man nicht augenblicklich alle Muster, die der Dichter vor Augen gehabt, wieder erkennen sollte. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß mir, dem vielseitig Gebildeten, gar nichts mehr auf der Welt neu und anziehend seyn wird.

Adolar.

Gerade auch mein Casus, unerachtet ich dem Werke des Dichters, das wir jetzt unter den Fäusten haben, um es gehörig zu walken und zu verarbeiten, mehr zugetraut, denn, aufrichtig gesagt, meine Rolle ist nicht übel, und wie ich sie dann gegriffen, wie ich den Charakter erst geschaffen durch meine Darstellung.

Sempiternus.

Eitle Mühe — eitle Mühe! — Glauben Sie denn, daß das hilft? Und was das Aergste ist, der Dichter wird behaupten, nur er sei der Deus, der zum Schaffen beingt, und das Nach- und Hineinarbeiten tauge den Teufel nichts.

Der Souffleur.

Nein, nun wird mir das Ding zu arg, kein Wort von dem tollen Geschwätz steht im Buch — ich eile zum Direktor!

(Er verschwindet und seine Klappe fällt zu.)

Adolar.

Undank ist der Welt Lohn, die Dichter bedenken niemals, daß sie eigentlich blos der Schauspieler wegen da sind. — Indessen wollen wir, bester College, dem Dinge gleich von Anfang den Todesstoß geben, der auf diese Weise ein rechter Gnadenstoß ist. — Kurz — wir exponiren nichts.

Sempiternus.

Hand der, bekräft'ge es mit dem deutschen Faustschlag —
Vernichtet sei das Werk des schnöden Truges.
Weg mit dem Memoriren böser Jamben,
Die nur des Dichters Eigensinn geformt!
Weg mit dem tollen Stück fantast'scher Narrheit!
Wir exponiren nicht.

Adolar.

Es sei geschworen!
Geschworen Tod sei allem Rhythmischen,
Das uns die Zunge teufelmäßig martert.

Sempiternus.

Doch dünkt es mich, Du sprächest auch in Jamben?

Adelar.

Fingst Du nicht ebenmäßig an, Herr Bruder?

Sempiternus.

O Gott, so wurden wir vom Wahn befangen!

Die Stimme des Direktors (hinter der Szene).

Zum Teufel, was ist denn das? die Kerls schwatzen in's Blaue hinein — wo bleibt die Exposition? — sollte nicht auch ein Blitz verkommen? — Herr Regisseur, wo sind Sie? — bändigen Sie die Rasenden!

Sempiternus und Adelar.

Wir exponiren durchaus nicht — uns ist alles Exponiren fatal. — Cornelius Nepos und Ciceronis epistolae haben uns in der Schule Faustschläge hinter die Ohren genug gelehret, dem können wir uns, da wir ehrenwerthe Männer geworden, nicht mehr exponiren und da wir uns nicht exponiren wollen, kann von irgend einer Exposition gar keine Rede seyn.

Der Regisseur (hinter der Szene).

Fünf Thaler Abzug in die Strafkasse.

Sempiternus.

O Schreckenswort! — tyrannisches Geschick!
So zehrt an unserm Lebensmark die Sünde,
Daß eitler Gaukelei wir sklavisch dienen.
Sind wir denn jemals wohl wir selbst? —
So wie es Phantasie und Laune will
Des Dichters, der sich Welten baut im Zimmer,
Sind wir bald Fürsten — Bettler — Weise — Narren.
Mit falschem Prunk beladen, oder bald
Gehüllt in elendeste, schmutz'ge Lumpen,
Sehr miserabel anzuschau'n, entstellt

Durch schwarze Striche, rothe, gelbe Flecke,
So daß der Spiegel, unsren aller Wahrheit,
Uns nur mit falschen, tollen Truggestalten,
Die wir nicht sind, wie Fastnachtsnarren neckt.
Und nun im Augenblick, da unser Recht,
Auch selbst zu exiliren als wir selbst,
Da dieses ew'ge Recht wir üben wollen —
Da schreit die unheimliche Höllenmacht,
Die wir Direktor nennen, hämisch flirrend
Mit schnöder Kette, die an ihn uns band.

Stimme des Direktors.

Herr! — Sie fallen aus der Rolle!

Sempiternus.

Nein, Herr! — ich bin aus der Rolle gestiegen.

Adolar.

Schon seh' ich des Direktors rothe Nase
Er schreitet vor gigantisch, bärenartig —
Karfunkeln schießend aus der Augen Glas
— Uns rettet, Bruder, nur die eil'ge Flucht,
Und Vorschuß dem Cassirer abgetrotzt,
Von dieser Unbill, die der garst'ge Dämon,
Der lange Regisseur, uns zugedacht.

(Sie fliehen eilig von der Bühne).

Regisseur (hinter der Scene).

Auf und davon sind sie — die Exposition ist hin — das Stück muß fallen — ich bedaure nur den armen Dichter.

Stimme des Direktors (in höhnischem Tone).

Herr Maschinist — in's Teufels Namen, so fingen Sie doch!

(Der Maschinist singt und das Theater wird verwandelt.)

Zweiter Auftritt.

(Großer Audienzsaal mit einem prächtigen Thron im Hintergrunde. Unter einem feierlichen Marsch wird die Leibwache, von Brighella angeführt, ein, und umgiebt den Thron, dann kommt Tartaglia mit dem Stabe als Oberceremonienmeister, ihm folgen Trabanten und Höflinge; Prinzessin Blandina, Pantalon und andere Staatsbeamten und Höflinge. Eine zweite Abtheilung der Wache beschließt den Zug. Prinzessin Blandina besteigt den Thron.)

Blandina.

Man lasse den Gesandten kommen
des ungeschlachten, groben Mohrenkönigs,
den stolzer Wahn treibt zu vermeßnen Wünschen;
noch einmal will ich seine Botschaft hören,
und dann verschließen meines Reiches Pforte,
daß selbst des schnöden Frevels droh'nde Worte,
so wie von tönend Erz zurückgeschlagen,
den Todespfeil in Feindes Busen jagen.

Pantalon.

Allerhuldreichste Majestät! — liebste Prinzessin — Goldengel! lassen Sie dem alten Mann, der Sie auf diesen Armen getragen, der jährlich zweimal so viel borgte, als er aus der Rentkammer des hochseligen Papa's erhielt, blos um Ihnen die gehörigen Bonbons, Confituren, Brustküchlein zu kaufen — lassen Sie dem alten Mann einige Freiheit, zu reden. Sehn Sie, was Sie da sagen von den ehrnen Pforten ihres Reichs ist auch nur figürlich zu nehmen, gleichsam eine schöne Redensart; natürlich, in natura will ich sagen, haben's was weniges. Ich frage nämlich, ob eine Pforte mit Wirkung anderswo anzubringen ist, als in einer Mauer, es müßte denn eine Ehrenpforte seyn, durch die sich die Principes drängen, sollten sie auch nebenher freies Feld haben meilenweit. — Nun ist es aber mit der chinesischen Mauer um unser Reich ganz und gar

nichts, insgeheim etwas davon zu sehen und auf die Gränzfestung kann man sich auch nicht sonderlich verlaßen, denn die bösen Gassenbuben haben längst die Wälle und Schießscharten eingenagelt mit Kirschkernen, von drei Kanonen sind viere vernagelt — oder umgekehrt mein' ich eigentlich, und das wenige Wurfgeschütz haben ja diebische Wagehälse schändlicher Weise gestohlen und an die Glockengießer verkauft, die Bügeleisen daraus fabrizirt, so daß der schönste Mörser, statt blutigen Tod zu verbreiten, jetzt in einer Art barbarischer Civilisation nur frischgewaschene Schürzen — hochbetagte Hemden quetscht und peinigt. — Bei diesen Umständen, allergnädigste Serenissima! kann dem Kilian nichts verschloßen werden, kann nichts abprallen von erznen Thoren, ihn selbst tödtend. Er kann nicht bestrichen werden aus der Gränzfestung, wenn er einrückt in's Land, denn ich frage: ob eine vernagelte Kanone ein schickliches Instrument ist, ihm seine Striche anzustreichen oder auszustreichen? Ferner kann er nicht geworfen werden aus Wurfgeschütz, was nicht da ist, und wie es mit der Armee überhaupt aussieht, seit den friedlichen Tagen des hochseligen Papa's, weiß Brighella, der den Kern der Truppen, dem das Fleisch gänzlich abgefallen, anführt, am besten. Glauben Sie, Holde! daß dieser ungeschlachte, barbarische Kerl, dieser Kilian, sich so wie unsre Dumbrombreiser Bürger für die Grenadier-Mützen fürchten wird, die der Papa als kriegerische Figuren, partes pro toto an die Schilderhäuser nageln ließ, und unter die sich nur dann und wann an Gallatagen die Leibgardisten stellen? Kurz! — Prinzessin, Herzengel! es steht jammervoll mit dem Lande aus, wenn Sie den Gesandten des Kilian nach Ihrer gewöhnlichen Weise schnöde und stolz abfertigen. — Ist es Ihnen möglich, so rathe ich, den Gesandten noch einige Tage ohne Audienz hinzuhalten: ich engagire mich, ihn zum Besten des Staats alle Morgen mit churfürstlichem Magenwasser und Pfefferkuchen zu traktiren. Ja! ich will mich zum Wohl der

Menſchheit jeden Morgen mit dem Kilianiſchen Premierminiſter beſchnapſen; und ſo werden ſich noch mehr edle Seelen finden, die ſich aufopfern für Vaterland und Freiheit. Unterdeſſen ſoll Brighella ſorgen, daß dem Kern der Armee etwas Fleiſch anwachſe, das heißt: er ſoll verſchiedene Truppen werben und ihnen die tiefſten Grundſätze der Strategie beibringen — links und rechts — eins zwei, eins zwei, Schwenkungen — Kontremärſche, rückgängige Bewegungen. — Er kann auch vorwärts ſo weit gehen, ſein Geſicht ſchwarz zu färben mit Ofenruß und die Armee zu prügeln, damit ſie den gehörigen Zorn wider den Mohrenkönig faſſe und geſchlagen auszieht, um wieder zu ſchlagen. Dann können wir dem Kilian trotzige Antworten geben, wie wir es ſonſt thaten, als es noch eine Armee gab, und gehöriges Land, ſie drauf zu ſtellen, aber beides haben uns ja die böſen Freiwerber geraubt, ſo daß der König Kilian uns nur noch den Reſt geben, oder vielmehr nehmen darf. Alſo, beſte Prinzeſſin! Goldtochter! jetzt keinen Geſandten!

Blandina.

Man laſſe den Geſandten kommen.

Tartaglia

(bei Seite zu Pantalon).

Miniſter! — ſprich! — was ſoll ich thun?

Pantalon.

Dich hängen!
Eh' es die ſchwarzen Beſtien vollbringen.

Tartaglia.

Wie? — ſoll ich aus der Welt? — ſo ſchnell — ſo prunklos?
Ohne Ceremonie? — nein, wahrlich nein!
Ich thu' was meines Amts, weil ſie es will!

(Er geht ab.)

Pantalon.

Nun bricht das Unglück ein! — Aber ehe ich mein Herzblatt

in den Krallen des schwarzen Ungethüms erblicken soll, will ich, ein treuer Premier-Minister, auch Premier im Tode seyn und mich mit vergiftetem Konfekt tödten, denn so sterbe ich für's Vaterland einen süßen Tod. (Er weint.)

(Tartaglia tritt mit dem Hofrath Balthasar ein.)

Balthasar.

Ist das höflich, daß man den Gesandten des großen Kilian so lange draußen stehen läßt unter den Bedienten und allerlei Gesindel, die mit aufgerissenen Mäulern gaffen, als hätten sie in ihrem Leben noch keinen Hofrath gesehen? — Aber freilich mag's bei Euch keine solche Hofräthe geben, wie ich einer bin. — Ist das höflich? Ich merke schon, man muß Euch Ombrombrosern Lebensart lehren. — Wetter! da ist ja auch die Prinzessin. Na! — ich komm' noch einmal, vielleicht sind Sie indeß klüger geworden, Prinzessin! — Viel Umstände mach' ich nicht, wenig Worte sind hinlänglich. Da draußen vor dem Thor steht meine liebe Majestät, der große Kilian, und läßt fragen, ob Sie sich, Prinzessin, nunmehr entschlossen haben, ihn kurz und gut zu heirathen? Sagen Sie ja, so habe ich Ihnen gleich als Draufgabe ein kleines Präsent, ein lumpicht Paar blanke Steine, nur sechs Millionen werth, die sonst an meines Herrn Nachtmütze saßen und für die Minister zwei Ordenszeichen vom goldnen Truthahn mitgebracht. Mein Herr kommt, und morgen ist Hochzeit; sagen Sie nein, so kommt er doch, aber mit dem blanken Schwert, das ganze Nest hier wird verbrannt und verwüstet, und Sie müssen ihm, mir nichts, dir nichts, folgen in sein Reich, und er macht Sie zu seiner Gesellschafterin in lustigen Stunden. — An Ringwechseln und Trauung ist dann gar nicht zu denken. — Nun, Püppchen! was gilts, die Steinchen von der Nachtmütze blinkern Dir in die Augen? — Nun! — soll er kommen, der Bräutigam? — Ich weiß auch nicht, wie man sich so zieren kann! Mein Herr ist reich und ein hübscher Sire von einnehmendem Wesen.

Freilich ist sein Teint etwas dunkel — sehr brünett, aber seine Zähne sind desto weißer und ein Paar kleine funkelnde Aeugelein — bischen auffahrend zuweilen, aber dabei ein biedrer Deutscher, unerachtet er am Nil geboren. — Ein treffliches Herz, aber beinahe für einen Soldaten zu weich, denn hat er in der ersten Hitze einen seiner Getreuen niedergestoßen, so kann es ihm nachher oft in gewisser Weise fatal seyn. — Nun, wie steht's? Antwort, Prinzessin! — Ja oder Nein? —

Blandina (mit abgewandtem Gesicht).

Wie kann ich tragen diese Schmach, wie hören
des groben Unholds pöbelhafte Reden,
die gift'gen Stacheln gleich die Brust verwunden,
daß Lebens-Blut dem Innersten entrinnt.
Kann ich denn Worte finden, die gleich Blitzen,
den aufgeblas'nen Wicht zu Boden schmettern?
Und doch sind Worte nur die schwachen Waffen,
die mir das ungetreue Glück noch ließ.

Balthasar.

Nun, was wird's? was soll das heimliche Gemunkel? — Antwort will ich, Ja oder Nein?

Amandus
(tritt vor und packt den Balthasar).

Da ist die Antwort, Du gemeiner Schuft!
Du pöbelhafte Seele, fort mit Dir!
Zuviel ward Dir, Unwürdiger, beschieden,
daß der Prinzessin Antlitz Du geschaut.
— — Fort mit Dir! —
(Er wirft den Balthasar zur Thüre hinaus.)

Mehrere der Anwesenden (durcheinander).

Was? — den Gesandten zur Thüre hinauszuwerfen! — des Gesandten geheiligte Person! — ein Hofrath, der Püffe bekommt? — es ist wider das Naturrecht! — Naturrecht —

Völkerrecht — Kriegsrecht — Hugo Grotius — die Pandekten — Kommt zum ewigen Frieden! — Nun sind wir verloren. — War's nicht, als fiele schon ein Schuß? Haben Sie einen bombenfesten Keller, Herr Nachbar? — Der Amandus muß arretirt werden — ausgeliefert werden dem Mohrenkönig! — greift den Amandus — er ist ein Staatsverbrecher — er prügelt Hofräthe — ein gefährlicher Mensch — niger est! — greift den Amandus! (Sie stürmen auf den Amandus los.)

Blandina

(eilig vom Thron herabkommend und vorschreitend).

Haltet! —
Es nahe Niemand sich dem treuen Diener,
der mir das that, was einzig von der Schmach
muthwill'gem, stolzen Hohn mich retten konnte.
Nur nachgegeben hab' ich feigem Rath,
nie hätte er mein Antlitz schauen sollen,
der Abgesandte jenes schwarzen Unholds. —
Es war geschehn, doch als mit plumper Rohheit
er pöbelhafte Reden übergeifernd,
die Fürstin schwer verletzte — waren Männer
denn nicht um sie versammelt? — waren's Taube,
die nicht der Rede Sinn verstanden, oder
Gebrechliche — gelähmt an Hand und Fuß,
nicht von der Stelle sich zu rühren fähig?
Denn Keiner — Keiner wagte das zu thun,
was Ehre — Liebe — Treue für die Fürstin
geboten! — Seht! ein muth'ger Jüngling war's,
Der mit der Schmach die gleiche Schmach vergeltend
der Fürstin unerhörte Kränkung rächte.

Tartaglia.

Erhabene Prinzessin! Alles, was Sie da zu sagen belieben, zeugt in der That von großen heldenmüthigen Gesinnungen, und

es iſt jammerſchade, daß Dieſelben ſich nicht wie eine zweite Johanna an der Spitze einer großen Armee befinden, um ſogleich den Mohrenkönig auf's Haupt zu ſchlagen — aber jetzt! — Dieſelben geruhen latiniſch zu verſtehen, — „Aut Caesar, aut nihil" könnte Dero Wahlſpruch ſeyn, aber lieber Himmel! mit dem Caesar iſt es nichts — mit dem aut auch nicht, blos mit dem verdammten nihil ſitzen wir in der Tinte und — ich rede in tiefſter, unterthänigſter Ehrfurcht — blos durch Dero allergnädigſte Schuld! — Das Land ſehnt ſich nach einem Vater, Dieſelben gehen aber in dem Abſehen dagegen ſo weit, daß ſogar den Studenten verboten wurde, den Landesvater zu ſingen, wodurch die humaniora merkwürdig gelitten. — Ich rede in tiefſter, unterthänigſter Ehrfurcht! — Allerliebſte milchweiße Fürſten haben Dero Hand begehrt, und blos um ſie abzuweiſen wurde eine große Armee errichtet, die nun geſtorben und verdorben. Jetzt kommt ein Mohrenkönig — er iſt zwar hoch brünett — man könnte auf gewiſſe Weiſe ſagen — ſchwarz, aber doch, wie der Herr Hofrath Balthaſar äußerſt richtig bemerkten, dabei von einnehmendem Weſen, denn er hat ſchon beinahe das ganze Land eingenommen. Das Land ſeufzt nach dem Vater, nach einiger Deſcendenz; wenn ich an die ſchwärzlichen Prinzchen denke, womit der Himmel den Staat ſegnen könnte, lacht mir das Herz im Leibe. Ich rede in tiefſter unterthänigſter Ehrfurcht! — Es wird wohl nichts übrig bleiben, als den König Kilian mit Dero zierlichem, elfenbeinernen Händchen zu beglücken, und ſo das Land — Ihre armen Unterthanen, zu retten! — Bedenken Sie, erhabenſte Sereniſſima! wie das einzige Wörtchen Ja von Ihren Korallenlippen alles Elend endigt und die Tiefgebeugten aufrichtet, daß ſie in Jubel hopſen! — Wollen Sie das aber nicht — ich rede in tiefſter, unterthänigſter Ehrfurcht — ſo werde ich, freilich mit tiefem Schmerz, lediglich zum Wohl des Landes, mich Dero angenehmer Perſon bemächtigen und dieſelbe ohne Weiteres der holden

Julianischen Majestät auszuliefern müssen — Ich rede in tiefster, unterthänigster Ehrfurcht! — Dann giebt's Hochzeit — weißgekleidete Mädchen überreichen das Carmen auf einem Atlaskissen, und die Schuljugend singt: Aller Gram sei nun vergessen! Ich dächte, theuerste Prinzessin, Sie begännen Sich im Guten, ehe die Revolution Sie beim Aermel erwischt und hinausführt zum Mohrenkönig. — Ich rede in tiefster, unterthänigster Ehrfurcht! — Sagen Sie Ja! angebetete Prinzessin!

Amandus.

Schändlicher, ganz gemeiner Bösewicht!
Du wagst es ohne Scheu, laut zu verkünden
den schwärz'sten, Unheil bringenden Verrath?
Muthloser, feiger Schmähling wisse es,
ein böser Traum hat neckend Dich gehöhnt!
Für Sie allein nur brennen Aller Herzen,
und Tod für Sie gilt heil'ges Märtyrthum! —
O laß mich, Fürstin! in Dein Auge schauen,
der Himmelsblick entzündet den Gedanken
von kühner That, der längst im Busen glimmte.
In regem Feuer bricht sie aus, ihr Gluthstrom
wälzt sprühend hin sich über Feindes Schaaren,
und unter gehen sie in schmachvollem Verderben.
Nicht mehr der Morgenröthe goldnem Purpur
darf schau'n der frevliche Sohn der Nacht.
Ja, wenn er ruhet in dem Schooß der Mutter,
in ihre Rabenschwingen eingehüllt,
dann soll die Rache, feur'ge Blitze strahlend,
ihn treffen — ihn, den schuldlos sie verließ.
Denn sinken wird die Nacht, vom Wahn bethört,
daß Phöbus schneller seine Rosse lenkte,
und früher aus dem Meer entstieg Aurora,
sein flammend Gold in Flur und Wälder streute. —

Wie höh'ren Geistes Ahnung hebt die Brust
Des wilden Kampfs, des Sieges Himmelslust;
Fort dann zur That, in wenig Stunden
Entflieht der Mohr geschlagen — überwunden.
(Er verbeugt sich gegen Blandina und eilt schnell ab.)

Blandina.

Pantalon! eile schnell dem Jünglinge nach — ich genehmige alles, was er wider den verhaßten Mohrenkönig unternimmt. Sorge, daß Jeder, den er zur Ausführung seines Plans aufruft, sich willig seinen Befehlen fügt.

Pantalon (bei Seite).

Lieber Gott! ich möchte doch, daß es nicht gerade der hübsche junge Mensch wäre, der sich so mir nichts, dir nichts, dem Kilian zum Frühstück hingiebt. Denn zum Frühstück wird ihn der Kilian verspeisen und dann aus uns übrigen armen Teufeln sein Mittagsmahl bereiten. (Er geht ab.)

Blandina.

Du aber, verrätherischer Tartaglia, der Du gewagt, mir selbst zu drohen, sollst im tiefsten Kerker für Deine böse Absicht büßen. Brighella, Du vollführst meinen Befehl und stehst mit Deinem Leben dafür, daß der Hochverräther nicht entkomme.
(Bei Seite.)

Welch ein Vertrauen, welcher selt'ne Muth
durchströmt mein Inn'res! — Dieser Jüngling,
der nie das Schwert geführt, nur goldner Leier
des Klangs geheimnißvolles Wunder
wohl sonst mit kunstgeübter Hand entlockte,
daß in den lieblich tönenden Akkorden
des Dichters Lied sich froher — kühner regte.
Der Jüngling, wie vom Heldengeist durchstrahlt,
verkündet Kriegesthaten, will befrei'n
das Land von der verhaßten Brut — will tödten

ihn selbst, den Mohrenkönig Kilian!
Ein Engel scheint er mir, gesandt zu retten
mich von Verzweiflung, unerhörter Schmach!
Ich glaub' an ihn, er kämpft für mich, er siegt,
Zu sterben weiß ich, wenn der Glaube trügt.

(Sie geht mit dem Gefolge ab.)

Dritter Auftritt.

Tartaglia, Brighella, ein Theil der Leibgarde im Hintergrunde.

Tartaglia.

Wache ich? — träume ich? — ich — der Minister, die Excellenz — der Ober-Zeremonienmeister ohne alle Zeremonie als Hochverräther angeklagt — zum Kerker verdammt? — von dieser Prinzessin, von diesem eigensinnigen, unsinnigen Kinde?

Brighella.

Beliebt es, werthe Excellenz, so wollen wir uns in aller Stille nach dem Thurm verfügen.

Tartaglia.

Ha! — Brighella! — wir kennen uns nun schon gar geraume Zeit. Du warst von jeher mein Freund! Erinnere Dich der goldnen Tage, als in Venedig zu St. Samuel uns die größten Wunder der Fremwelt aufgingen, da waren wir miteinander lustig und gescheut. Neunhundert lachende Gesichter hingen an unsern Blicken, an unsern Worten. Mühselig und kümmerlich haben wir uns seitdem durch die Welt geschleppt, und ob wir gleich hie und da wirklich als existirende Personen gedruckt auf dem Zettel standen, glaubte doch Niemand an uns, ja ich fürchte sogar, daß eben heute schon viele ernsthafte Personen an uns gezweifelt. Wirfst Du mich nun in den Thurm, gräbst Du bei lebendigem Leibe mein Grab, so bedenke, daß, indem der Spaß, mein Ich untergeht, das Deinige baufällig

wird und Du selbst, der besten Stütze beraubt, in die Grube plumpst, die Du mir bereitet. — Bedenke das, Liebster! und laß mich laufen.

Brighella.

Werthe Excellenz! — Sie thun gar nicht gut, daß Sie mich an die alten Zeiten erinnern, denn, mit gütiger Erlaubniß! wenn ich an den sel'gen Deramo denke, den Sie durch das verrätherische „Crif Craf" — aus einem schätzbaren König in einen wilden Hirsch umsetzten, so, daß er durch den ekelhaften Körper eines schäbigten Bettlers wandern mußte, um zu einiger Menschlichkeit und zur Frau zu gelangen — wenn ich ferner mich der schönen Zemrede und des unglücklichen Sand erinnere — wenn ich endlich mir den König Millo und den Prinzen Jennaro in's Gedächtniß zurückrufe — Ja, liebste Excellenz! dann wird es mir ganz klar, daß Sie seit uralter Zeit stets entweder ein Spitzbube oder ein Esel gewesen. — Kurz von der Sache zu reden! es ist noch nicht Zeit, Hochzeit zu halten mit Rübenkompott, gerupften Mäusen und abgezogenen Katzen — Sie müssen in den Thurm, werthe Excellenz, es hilft kein Singen und kein Beten!

Tartaglia (die Hand an den Degen).

Was, verrätherischer Sklave, Du wagst es? — weißt Du, daß ich Minister bin? — Ober-Zeremonienmeister, Excellenz?

Brighella.

Lassen Sie den Degen nur stecken, mein Werther! Es ist jetzt alles in andern Schwung gerathen. Gesandte erhalten, wie unser guter Adolar, diverse Streiche auf den H —, Hofräthe fliegen zur Thüre hinaus, und es kann seyn, daß die Excellenz mit gnädigster Erlaubniß einige Püffe erhält, wenn sie nicht gutwillig in den Thurm kriecht. Schauen Sie gefälligst dort hin. (Auf die Wache zeigend.) Es sind meine Untergebenen, lauter liebe, gute Kinder mit blanken Hellebarden und wenn ich

rufe: Vorwärts marſch — zum Beiſpiel: (laut rufend) **Vorwärts marſch!**

(Die Wache dringt auf den Tartaglia ein.)

Tartaglia.

Halt! — Halt! — Halt! — Ich gehe ja ſchon, aber fürchte meine Rache, Böſewicht! Morgen iſt Kilian Herr des Landes, und dann biſt Du verloren. Im Triumph werd' ich aus dem Kerker geführt und laut wird es der Welt bewieſen, daß Du, grober Flegel! weiter nichts biſt als eine verfehlte Idee, ein lamentabler Spaß — ein Nichts, das ſich auflöſet in Nichts!

Brighella.

Morgen iſt nicht heute — wo Sie morgen ſitzen werden, Excellenz, weiß ich nicht, aber heute müſſen Sie in den Thurm.

(Brighella geht mit der Wache, die den Tartaglia umringt, ab.)

Vierter Auftritt.

(Wildverwachſene Parthie eines engliſchen Parks mit einem Einſiedlerhäuschen an der Seite, vor dem ein ſteinerner Tiſch ſteht.)

Roderich (tritt auf).

Ha! — bin ich! — leb' ich? athm' ich noch? — Wohin
trieb mich Verzweiflung, Wahnſinn — Raſerei
verſchmähter Liebe? — noch nicht abgeworfen
des Lebens Bürde? — noch des Schmerzes Stachel
tief in der Bruſt, daß Herzblut ihr entquillt?
Doch hier ſoll Liebesqual ſo laut ſich künden,
daß von dem Ton die zarte Luft verwundet
ſich krampfhaft kräuſeln ſoll in Sonnenſtäubchen;
daß ſelbſt der Quellen, duft'ger Büſche Flüſtern
verſtummen ſoll! In furchbar todter Oede
darf nichts mehr leben als der Liebe Schmerz!
Blandina will ich rufen — ſchreien — brüllen.
Und wie des Donners Hammer ſchlägt der Name

an jene ſchwarzen Felſen! — dann, geweckt
aus tiefem Schlaf, erwachen ihre Stimmen
und rufen dumpf Blandina! — wie der Tod,
wie das Entſetzen ſelbſt erklingt der Name
der Grauſamen, der Feindin treuer Liebe.
Des Frühlings buntgefiedert luſt'ges Heer,
der Liebe Sänger, Nachtigallen ſtürzen
verſtummt im Tod' von den laubloſen Aeſten;
denn wie des Winters eiſ'ger Todesſtarrkrampf,
traf die Natur das Schreckenswort Blandina!

In wilde Einſamkeit,
Weit, weit
Bin ich getrieben
Von Liebesqual!
Doch überall
Wo ich geblieben,
Nur ſie! nur ſie!
Ach nie! ach nie!
Kann ich ſie vergeſſen,
Kann weder trinken, noch eſſen,
Muß vergehn, verſchmachten,
Muß beſtändig trachten
Nach ihr! nach ihr! Muß klagen,
Den Blumen, den Büſchen ſagen,
Was ich leide für Pein,
Bis vergangen wird ſeyn
Mein Stimmlein,
Und mich decket ein Stein

Nicht Speis' und Trank ſoll dieſe Zunge letzen,
Nur Schmerz ſoll nähren meiner Liebe Schmerz;
Bis die Verzweiflung drängt, den Stahl zu wetzen
Und zu durchbohr'n dies hoffnungsloſe Herz.

Das Aechzen nur, das Klaggeſtöhn der Eulen
Beweint des Dichters Marter — ſeinen Tod,
Den Wand'rer ſchreckt das ahnungsvolle Heulen,
Das brauſend durch die Luft ihm Unglück droht.

Doch bald verkünden bange Traumgeſtalten
Ihr, der Tyrannin, ſelbſt mein Mißgeſchick;
Des Treuen Seufzer, ach! die längſtverhallten,
Sie kehren nun in ihre Bruſt zurück.

Dort mahnen ſie all' die verlor'nen Tage
Der Luſt, die ihr das frohe Leben bot,
Und troſtlos an der Freuden Sarkophage
Klagt die Tyrannin dann in Liebesnoth!

Ha! ſchon durchbeben
die Schauer des Todes
den blutenden Buſen.
Zerriſſen von Qualen,
von Wahnünn, Verzweiflung!
Hinab in den Orkus —
Blandina — Blandina!
Ha! — Seufzer des Todes!
Blandina — Blandina!
Ha, Todeskampfs Röcheln!
Blandina — Blandina!
Ha, wüthende Rache!
Ha, rächendes Wüthen!
Ha —

Ich weiß aber auch gar nicht, wo heute der Truffaldin mit dem Frühstück bleibt. Der Athem geht mir in der That beinahe aus, wenn ich nicht gleich etwas Conſiſtentes, Stomachales zu mir nehme! Truffaldin — he! — Truffaldin.

(Truffaldin guckt furchtſam und verſtohlen hinter den Büſchen hervor.)

Ich glaube gar, er vergißt mich heute ganz? — Das fehlte noch! Nachdem ich mich auf höchſt vortreffliche Weiſe der Verzweiflung überlaſſen, bin ich hungrig und durſtig geworden. Truffaldin, he Truffaldin!

Truffaldin

(tritt mit einem Flaſchenkorbe und einer zugedeckten Schüſſel ſchüchtern aus dem Gebüſch).

Darf ich denn, gnädiger Herr! darf ich denn Dero verzweifelte Begeiſterung unterbrechen?

Roderich.

Du hörſt ja, daß ich Dich rufe, es iſt ja die Frückſtücksſtunde.

Truffaldin.

Aber nur noch geſtern, als ich zur ſelbigen Zeit mitten in Dero Verſe hineintrat, beliebten Sie mich für dieſen Tritt mit mehreren Tritten zu regaliren, und ſo meint' ich, daß vielleicht heute ebenmäßig —

Roderich.

Narr! Du mußt es dem Geiſt meiner Verſe anmerken, wenn er ſich nach des Leibes Nahrung und Nothdurft ſehnt. — Setze das Frühſtück auf.

Truffaldin

(deckt eine Serviette auf den ſteinernen Tiſch und ſetzt die Schüſſel, eine Flaſche Wein, Glas u. ſ. f. auf).

Der Herr Munkoch hat heute köſtliche Koteletten mit einer angenehmen Sardellenſauce bereitet, er meinte, das ſei rechte Nahrung für einen einſiedleriſchen Dichter — ſo wie auch der Trymadera —

Roderich.

Er hat Recht! Vorzüglich nach der Verzweiflung magenstärkend. (Er ißt und trinkt mit vielem Appetit.)

Truffaldin.

Wie lange denken Sie denn noch in dieser wilden schauerlichen Gegend sich der menschlichen Gesellschaft zu entziehen?

Roderich.

So lange meine Verzweiflung und das gute Wetter anhält.

Truffaldin.

Es ist aber auch in der That eine recht liebe Einsamkeit — so bequem gelegen, gleich hinter dem Schlosse der Prinzessin, und so allerliebst gemacht, man möchte gleich Alles auf die Tafel stellen. — Die Berge — das rauschende Wasser — die Grotten. — Aber, gnädiger Herr, Unrecht ist es doch, daß Sie sich der Welt so ganz entzogen.

Roderich.

Die Dichter lieben die Einsamkeit, daher wählen sie im Sommer gern Landhäuser, Parks, Thiergärten und dergleichen zu ihrem Aufenthalt.

Der Dichter ist sich selbst die ganze Welt,
Er faßt sie auf im reinen Strahlenspiegel,
Den in dem Innern ihm sein Geist geschliffen.

In dieser wilden Einöde leb' ich ganz der göttlichen Begeisterung meiner Liebe — meines Schmerzes — meines Wahnsinns, und ich kann überzeugt seyn, daß vor fünf Uhr Nachmittags, zu welcher Stunde die Spaziergänger sich einzufinden pflegen, mich Niemand stört.

Blandina! göttlich Weib! welch' himmlisch' Sehnen
Durchbebt die Brust — ein qualvoll wonnig Wähnen
Reißt mich empor mit magischer Gewalt,
Sie ist's — ich schau' der Theuern Lustgestalt!

(Er trinkt.) Der Trymadera könnte besser seyn, gar kein Feuer

— matt! — Die Koteletten waren ziemlich, aber in der Sauce zu wenig Moutarde, kein vinaigre à quatre voleurs. — Du kannſt es dem Mundkoch ſagen, daß ich das liebe!

Truffaldin (bei Seite).

Ein lieber, abſonderlicher Herr, der Herr von Roderich. Da lamentirt er über verſchmähte Liebe und Schmerz, und Verzweiflung, und Todesneth, und hat dabei einen Appetit, daß mir das Waſſer im Munde zuſammenläuft, wenn ich ihn eſſen ſehe! — Hat die Prinzeſſin Blandina auf der Zunge, und will doch Senf und Diebesfiſig koſten.

Roderich.

Was murmelſt Du, Truffaldin?

Truffaldin.

Ach, es war nichts — in der That gar nichts, das werth wäre, anders als in den Buſch hineingeſprochen zu werden, der ſich das gefallen laſſen muß.

Roderich.

Ich will es aber wiſſen.

Truffaldin.

Der Mund nahm ſich gleichſam heraus zu betrachten, ſo daß das Auge nothgedrungen in Worte ausbrach! — aber —

Roderich.

Kein unſinniges Geſchwätz — was ſagteſt Du hinter meinem Rücken?

Truffaldin (mit vielen Bücklingen).

Wenn Sie es denn gebieten, ſo will ich in tiefſter Unterthänigkeit — unmaßgeblich — doch mit gehöriger Salvirung meiner Extremitäten — wenn — etwa — von wegen der Fußtritte, die Ew. Gnaden Dero Perſon entziehen könnten, wodurch dieſe denn nun offenbar einige Lahmheit —

Roderich.

Wird es bald?

Truffaldin (bei Seite).

Wenn er mich prügelt, lauf' ich aus der Einsamkeit, große Pakete von meines Herrn Versen unter den Armen, die verkaufe ich den Käsekrämern, befördere so den guten Geschmack, indem ich gemeinen Käsen einen vornehmen Beischmack gebe, und schaffe mir einen Zehrpfennig. (Stark Athem holend — laut.) Nun will ich Alles — Alles sagen! — Ew. Gnaden, mein gnädiger Herr, haben solch ein gränzenlos amikables Air im Essen, daß ich es wagte, mich im Innersten darüber zu ergötzen und zu erfreuen! Ach Gott, wenn Sie so ein Kotelettchen nach dem andern auf die angenehmste Weise verschwinden ließen, wenn Sie so ein Gläschen Madera nach dem andern hinabzuschlürfen geruhten — das Herz sprang mir vor Freuden hoch auf. Dero Appetit war so appetitlich, daß ich selbst — doch am mehrsten war ich höchlich darüber erfreut, daß Ew. Gnaden meine unterthänige Besorgniß so ganz zu Schanden machten. Eben als ich mit dem Frühstück auf dem Wege war aus der Hofküche, hört' ich Dieselben schon aus der Ferne erschrecklich lamentiren. Dergleichen bin ich nun zwar schon gewohnt, als ich aber näher kam, hört' ich zwar in ganz angenehmen, aber doch fürchterlichen Worten Dinge, die mir das Haar sträubten. Ew. Gnaden wollen hinfübro nichts weiter genießen, als einigen Schmerz — durchaus schnöde Kost, die der Mundkoch der Prinzessin niemals ervirt, da er es höchstens zu Thränen bringt, die der Zucker über Backwerk gießt. Dann wollten Ew. Gnaden endlich ein Klappmesser wetzen, und sich das Herz durchbohren. — Sie röchelten schon im Todeskampfe und riefen ganz erbärmlich: Blandina, Blandina! — Mein Jammer war unbeschreiblich, bis mich Ihre Sehnsucht nach dem Frühstück wieder aufrichtete. Nun komme ich hervor, finde Sie frisch und gesund — nun noch der erstaunliche Appetit dazu — kurz! — ich bin in heller, herrlicher Fröhlichkeit überzeugt, daß, so wie es mit der ganzen schauerlichen Einöde und Einsamkeit ein an-

genehmer Spaß iſt, auch Dero Verzweiflung, Dero gnädiger Wahnſinn — Dero inbrünſtige Liebe zur Prinzeſſin Blandina nur gleichſam ein angenehmer Schnörkel — ſo ein —

Roderich (ſpringt entrüſtet auf).

Was? — Eſel! Du wagſt es, an der Wahrheit meiner Geſinnungen zu zweifeln? — an der Wahrheit meiner Liebe zur göttlichen Blandina?

Truffaldin.

Nicht im Mindeſten, nicht im Mindeſten, ich meinte nur —

Roderich.

Wahr und echt aus dem Innerſten heraus kommen die Empfindungen für die Prinzeſſin, denn in ihnen ruht meine Poeſie, und dieſen poetiſchen Strom, der aus dem Innerſten ſprudelt, aufzufaſſen, ja ihn zu verdichten zum Kryſtall, in dem ſich die glänzenden Geſtalten meiner Phantaſie hell und farbig abſpiegeln, ja! daß ich mit kräftiger Fauſt den Bogen ſpanne, wie der fernhin treffende Apollo, und meine Verſe wie des Blitzes Pfeile fortſchleudere — dazu kräftige ich mich — deshalb eſſe ich Koteletten mit Sardellenſauce und trinke Drymadera!

Truffaldin.

Alſo lieben Ew Gnaden die Prinzeſſin wirklich? wünſchen eine unmaßgebliche Verbindung?

Roderich.

Die göttliche Blandina iſt meine Muſe, meine Liebe zu ihr eine poetiſche Idee, die in tauſend Strahlenbrechungen in meinen Liedern den Glanz und Reichthum der Poeſie verbreitet und die Gemüther entzündet. Unbezweifelt rührt am Ende mein Schmerz, meine Verzweiflung, die Stolze, und ich werde über kurz oder über lang regierender Fürſt von Ombrombroſa, wiewohl dann Blandine weder meine Muſe noch meine poetiſche Idee bleiben kann, denn zu beiden iſt eine Frau nicht tauglich.

Truffaldin (Roderich zu Füßen fallend).

Ach, gnädiger Herr! Unvergleichliche Durchlaucht in spe. — Wenn Sie nun daßitzen auf dem rothen Sammetſtuhl, und, mit dem Szepter in der Fauſt, Land und Leute regieren nach Herzensluſt — wollen Sie dann nicht dem treueſten Diener — ſo ein Miniſterſtellchen, dächt' ich, und einen tüchtigen, venetianiſchen Wurſtram dabei, das könnte ſchon den Mann nähren! — Alle meine Wurſte wollt' ich in Dero angenehme Senetſchen —

Roderich (ennuyirt).

Kerl! biſt Du raſend? (Weglaufen.) Doch ſtehe auf und erzähle mir das Neueſte, was Du in der Hofluche vernommen. Was macht Blandina? hat ſich beim Dejeuner kein neuer Nebenbuhler eingefunden? — hat ſie nicht Dieſem — Jenem freundliche Blicke hingeworfen? So etwas wäre mir jetzt gerade recht, denn ich brauche vor Tiſche noch einige Verzweiflung, ja ſogar einige Raſerei könnte nicht ſchaden. Nach Tiſche kann dann mit Nutzen ſtiller, hinbrütender Liebesſchmerz, ſentimentale Schwärmerei eintreten.

Truffaldin.

Ach, gnädiger Herr! — Am Hofe ſieht es gar bunt und gefährlich aus. Der Mohrenkönig Kilian hat einen plebejen Hofrath als Abgeſandten zur Prinzeſſin geſchickt, den hat der junge Monſieur Amandus zur Thüre hinausgeworfen, darauf iſt in der Perſon des Miniſters und Ober-Zeremonienmeiſters Tartaglia eine fürchterliche Revolution ausgebrochen und hat die Prinzeſſin beim Aermel erwiſchen und hinausführen wollen zum groben Mohrenkönig, das hat aber der Monſieur Amandus nicht gelitten, ſondern verſprochen, gleich nach dem Abendſegen ganz allein herauszuwandern und den hunderttauſend Mohren, die vor Ombrombroſa im Lager ſtehen, mit ſeinem Couteau de chasse die Köpfe abzuſäbeln, wie man ein Feld abſichelt. Blandina zweifelt keinen Augenblick, daß dieſer ſinnreiche Anſchlag

durchaus gelingen werde, und man spricht, daß sie dem lieben, tapfern Monsieur gleich nach vollendeter That Herz und Hand geben werde, so daß, in kühler Nacht zurückkehrend, er sich gleich, nachdem er nur das Mohrenblut abgewaschen, in's Ehebett legen kann und keinen Schnupfen befürchten darf.

Roderich.

Was höre ich? Amandus, der Chitarrist? der erbärmliche, hochmüthige, prosaische Liederling, der zu meinen göttlichsten Gedichten nie eine Melodie finden konnte, der nie meine wohlklingendsten Verse singen wollte? der verspricht Heldenthaten? der soll Blandinens Hand gewinnen — der göttlichen? Vor der Hand habe ich Stoff genug zur Verzweiflung und zum Wahnsinn! — Doch da der Anschlag offenbar unsinnig ist, insofern dem hochmüthigen Amandus nicht Geister helfen, die nur selten mit Wirkung zu brauchen, auch überhaupt teufelmäßig schwer zu behandeln sind, und also es voraus zu sehen, daß der König Kilian die Prinzessin und den Amandus besiegen wird, so laufe schnell und erkundige Dich, wo und wie weit der Mohrenkönig steht und anzutreffen ist, damit ich noch zu rechter Zeit zu ihm übergehen und meine Dienste als Hofpoet anbieten kann. Ich werde denn gleich die nöthigen Siegeshymnen auf den Einmarsch des Mohrenkönigs in Ombrombrosa anfertigen und den Kilian sehr loben, für jetzt will ich verzweifeln und mich deshalb tiefer in die Einöde, das heißt in die zwanzig Schritte von hier gelegene schauerliche Felsenpartie begeben. Dort will ich was weniges rhythmisch brüllen.

(Er ist im Abgehen.)

Truffaldin

(will das voll eingeschenkte Glas ergreifen).

Roderich (kehrt schnell um).

Ach! — bald vergessen! (Er leert das Glas und will von Neuem abgehen.)

Truffaldin (ihm nachrufend).

Gnädiger Herr! — Gnädiger Herr!

Roderich (umkehrend).

Was soll?

Truffaldin.

Ach, gnädiger Herr! — ich wollte bitten — wenn Sie meinen unsäglichen Eifer für Dero würdige Person, vorzüglich wegen des Sammetstuhls der Ministerschaft — des Wurststrangs nicht übel deuten wollten — ich hätte so eine Idee! — einen unmaßgeblichen Vorschlag; —

Roderich.

Nun, was ist es, was ist es? — Die Zeit vergeht, bald kommt die Mittagsstunde heran, und ich bin nicht bis zur Raserei gediehen.

Truffaldin.

Sehn Sie, gnädiger Herr, ich habe von einem würdigen Manne guter Herkunft, nämlich vom seligen Don Quixote, gelesen: der wollte es aus Liebe zu seiner Dulcinea von Toboso, die eigentlich auch nur eine poetische Idee [illegible] dem Ritter Amadis von Gallia nachthun. So wie dieser auf [illegible]m Felsen Armuth als Dunkelhübsch allerlei tolle Streiche [illegible]hrte, so zog auch der Ritter Don Quixote in einer wilden [illegible]den Gegend vor den Augen seines treuen Sancho Pansa sich ganz fastenadt aus, und schoß einige Purzelbäume, welches Sancho Pansa nachher der geliebten Prinzessin Dulcinea gehörig rühmen sollte. Wie wäre es, wenn Sie jetzt, gnädiger Herr! nach dem Beispiel jener würdigen Männer, so vor meinen Augen Ihren Schlafrock und Ihre liebe Höschen ablegten und einige Purzelbäumchen gnädigst versuchten. Ich würde das als Ihr treuer Sancho mit vieler Wirkung in der Hofluche erzählen. Was gilt's, wir spielen dem Amandus einen Streich, und das Fürstenthümchen fällt, wir nichts dir nichts, in Ihre Tasche.

noch ehe es der Mohrenkönig Kilian wegbrennt, denn der Hofmundkoch iſt ganz vertraut mit der Oberhof —

Roderich
(ihn entrückt unterbrechend).

Du biſt ein verdammter Haſenfuß!
(Er eilt fort und man hört ihn gleich darauf brüllen.)

Truffaldin (nach einer Pauſe).

Wären der Prinzeſſin Blandina nicht vielleicht ſeine Purzelbäume lieber geweſen als ſeine Verſe? — Stoß zur tiefſinnigſten Betrachtung. — Ehe ich aber in die Tiefe der Betrachtung hinabſteige, will ich mich in jenes Einſiedlerhäuschen bis auf den Grund vertiefen und ſogleich ein Paar tüchtige Stöße von meines Herrn Verſen zuſammenbinden. Bis Mittag bin ich über die Gränze, weil ich nicht Kilianiſch werden will und mein Herr mir den Wein vor der Naſe austrinkt.
(Er geht in das Einſiedlerhäuschen.)

Fünfter Auftritt.

Amandus (kommt von der Seite her).

Welch ein neues Leben ging mir auf! — Dunkle Stimmen, die in meinem Innern tönten, weben nun im freudigen, lauten Geſange durch Flur und Wald und verkünden ein wunderbar Geheimniß, das ſonſt in meiner Bruſt ruhte wie ein tödtender Schmerz. — Es iſt mir, als verſtehe ich jetzt erſt mein Saitenſpiel, das oft, wie im bewußtloſen Traume von meiner Hand berührt, in ſeltſamlichen wonnevollen Ahnungen erklang. — Und doch kann ich es nicht mit Worten ſagen, was herrlich und glänzend wie mit tauſend goldenen Sonnenſtrahlen mich umleuchtet, ja was ſo verſtändlich mir die Blumen, die Gebüſche, die Quellen zuflüſtern. — Nie gedachte, nie empfundene Melodien, aber wie in einem einzigen, überſchwenglich herrlichen

Ton zuſammenſtrahlend, durchbeben mein Innerſtes, und iſt nicht dieſer Ton, von dem erfüllt meine Bruſt in unnennbarer Sehnſucht brennt, Sie — Sie ſelbſt? — Alle ſchelten mich thöricht und vermeſſen, daß ich, der ich nie verſtand, die Waffen zu führen, mit dem unerſchlachten Mohrenkönig Kilian zu kämpfen mich unterfange, und weiſſagen mir den Tod: aber giebt es denn wohl für mich nur irgend eine Gefahr? — Seitdem ich durch Sie — in Ihr — mein wahres Seyn, den höheren Geiſt in mir erkannt habe, weiß ich, daß der Geſang nicht außer mir wohnt, ſondern ich ſelbſt bin der Geſang, und der iſt unſterblich! — Zerſchlägt Kilian das Inſtrument, ſo wird der darin wie in ein enges Gefängniß gebannte Ton frei und licht daherſchweben, und ich werde in Ihr — Sie ſelbſt ſeyn. Eben ſo wenig wie die Luft, kann Kilian den Geiſt, der mein Ich — der der Geſang iſt, verwunden oder tödten. So wie Sie die unausſprechliche Sehnſucht der Liebe iſt, die wie der Athem des Lebens meine Bruſt hebt, ſo werde ich dann ſelbſt das Lied ſeyn, das emporquillt aus den Saiten, die ihre Schwanenhand berührt! — Ja, in den aufſchwellenden Tönen des Liedes, das von ihren rothen Lippen ſtrömt, werde ich von meiner Liebe, von meiner Sehnſucht ſingen. — Brighella hat mir gar viel von ſeinen liſtigen Anſchlägen gegen das Heer der Mohren geſagt, mag er ſeinen Weg verfolgen, muthig ſchreite ich fort auf dem meinigen, der mich zum gewiſſen Siege führt.

(Truffaldin kommt mit zwei ungeheuern Partiſanen unter den Armen und dem Einſetzvisier.)

Truffaldin.

Ei, mein Himmel! da iſt ja der junge Held, Monſieur Amandus, mit einem ungeheuern Schwert an der Seite. — Er ſieht ganz martialiſch aus, und wenn ihm der Bart gewachſen iſt, kann er ganz getroſt unter die Leibhuſaren gehn.

Amandus.

Wer biſt Du, ſeltſamer Geſelle?

Truffaldin.

Sollten Sie mich denn nicht kennen, allerliebster, heldenmüthiger Monsieur? — sollten Sie mich niemals in der Nähe des Hofes erblickt haben? — Ich bin ja der Diener des Herrn Hofpoeten Roderich, der sich zwanzig Schritte vom Schlosse in die wilde Einöde begeben, um über die Grausamkeit der Prinzessin Blandina gehörig zu jammern. Er liebt die Prinzessin unendlich, seine Verse, vergangene und zukünftige, aber noch viel mehr, und um diese mit seinen werthen Personen zugleich zu erhalten, will er zum König Kilian übergehn und Siegeshymnen singen. — Ich meines Theils will nicht Kilianisch werden, sondern mich im Stillen der Tugend widmen und der göttlichen Poesie, weshalb ich der Begeisterung wegen einen Schnaps- und Wurstladen anlegen und gleich selbst mein bester Kundmann werden will.

Amandus.

Was trägst Du aber denn für schwere Last?

Truffaldin.

Einige vergangene Verschen meines gewesenen Herrn zur Belehrung — zur Erbauung — zur Erhebung — zur Verbreitung des guten Geschmacks, da ich sie in kleinen Portionen meinen Cervelatwürsten beifügen und den Käufern in den Kauf geben will — gehorsamst aufzuwarten.

Amandus.

Nach Deiner Kleidung, Deinem drall'gen Wesen,
Scheinst Du mir wirklich wahrer, leichter Scherz.
In tiefem Ernst scheuet' ich zu ernster That,
Doch in der dunkeln ahnungvollen Tiefe,
Aus der, dem Magus gleich, mit kräft'gem Zauber
Der Dichter seltsame Gestalten lockt,
Daß sie, Trugbilder zwar, doch hell und farbigt,
Von höherem Geist beseelt, gar seltne Lust

Dem Gläubigen bereiten. — In der Tiefe
Da gatten Ernst und Scherz sich willig, wandelnd
Auf einer Bahn, erreichend gleiches Ziel.
Darum, Geselle! — frisch! — wirf ab die Bürde,
Die, ird'scher Tand, nur nach der Erde strebend,
Dich selbst zur Erde beugt, den leichten Schritt,
Den Du gewohnt, nur hindert! — wirf sie ab!
Sei Du mein Knappe! — wie ein muntres Liedchen,
Das sich an ernste Weisen neckisch hängt,
Sollst Du mir folgen in den Kampf. — Den Mohren
Trifft bald zum Tode meines Geistes Macht.
So komm denn, luft'ger Spaß, die That zu schauen,
Du kannst dem Ernst, der Ernst kann Dir vertrauen.

(Er geht ab.)

Truffaldin.

Wie bin ich doch so wunderlich an diesen blutjungen Helden gerathen, der so eben erst fertig worden, noch ganz blank und neu! — Aber ich glaube, es ist mehr an ihm als an dem Hofpoeten, und erlegt er den Kilian, so ist mein Glück gemacht. Der junge Mensch hat mich ordentlich in Rage gesetzt und ein glücklicher Coup könnte mich bis zur Courage bringen. — Ein paar hundert Schrittchen davon will ich dem Kampfe mit einer Standhaftigkeit, mit einer Bravour zuschauen, daß Niemand mehr an meiner Tapferkeit zweifeln soll. — Die Bündel hier werfe ich in den Bach, und sind es Verse nur von einigem Gewicht, so werden sie schnell untersinken.

(Er wirft die Bündel hinter dem Gebüsch in den Bach, wird dann weiter vor und spricht nachdenklich:)

So will ich nur zum Spaß die That denn schauen,
Wird's Ernst, so kann ich schneller Flucht vertrauen!

(Er liegt dem Amandus.)

Sechster Auftritt.

(Freie Gegend. Im Vordergrunde das prächtige Gezelt des Mohrenkönigs Kilian, hinten das Lager der Mohren.)

Kilian, eine rieſenmäßige, dicke Zigar mit der Krone auf dem Haupt, aus einer langen Pfeife Tabak rauchend, tritt mit dem Hofrath **Balthaſar** im Geſpräch ein; hinter ihnen Gefolge von Mohren, von denen Einer ein groſſes Glas, ein Anderer mehrere Flaſchen, der Dritte Kilian's Scepter trägt.

Kilian.

Er iſt gewiß wieder einmal ein Eſel geweſen, Hofrath! und hat den ganzen Brei verdorben mit ſeiner dummen Weiſe.

Balthaſar.

Sie wollen auch ſtets allein alle Wahrheit gefreſſen haben, Majeſtät! und doch bedürfen Sie, ſo wie der ganze Hof, immer Rath, weshalb Sie mich zum Hofrath gemacht haben; ich thue meine Pflicht und laſſe es nie an der gehörigen Grobheit mangeln.

Kilian.

Sieht er! — mit ſeiner Grobheit iſt es nun ganz und gar nichts, denn es fehlt ihr immer die gehörige Dicke, da kann Er 'was von mir lernen. Er iſt gegen mich nur ein dünnes, kleines Knäbchen, dem es ſchon recht iſt, wenn ihm einmal die Ohren gewaſchen werden. Hat Er denn der Prinzeſſin die Diamanten gezeigt?

Balthaſar.

Freilich! und ausdrücklich geſagt, daß Sie ſelbſt die Kinnoden an der Nachtmütze getragen haben, aber das dumme Volk hat gar nicht darauf geachtet.

Kilian.

Weil Er das Ding mit den Diamanten auch recht dumm gemacht haben mag, wie gewöhnlich. — Nun! — morgen ſoll's

mir die Prinzessin, wenn sie meine Frau geworden, selbst erzählen, und wenn ich denn nun erfahre, daß Er ein Maulaffe gewesen, sieht Er, so soll — (er schwingt die Tabaksdose.)

Balthasar.

Ach — vor der Pfeife fürcht' ich mich auch noch nicht — machen Sie sich nur nicht so breit, Sie sind so schon breit genug, Majestät! — Warum haben Sie denn nicht gleich die Armee in die Stadt geschickt und die Prinzessin holen lassen, wie ich es gerathen?

Kilian.

Halt' Er's Maul und schwatz' Er nicht in's Gelag hinein. — Ich bin heute nicht zum Heirathen disponirt. — Morgen ist auch ein Tag.

Balthasar.

Aber mir ahnet's, daß bis morgen allerlei dazwischen kommen wird.

Kilian.

Ich glaube gar, Er unterfteht sich, Ahnungen zu haben? — Sieht Er, Hofrath, wenn ich merke, daß Er außer seiner Tölpelei auch noch von dummem Aberglauben besessen ist, so lasse ich Ihn stehenden Fußes zum Lande hinauswerfen. Ich glaube, Er wäre im Stande, durch seine Tollheit mein Volk und die zarte hoffnungsvolle Jugend zu berücken!

Ein Mohr (eintretend).

Es ist ein Mensch draußen, der die Majestät schauen will, und ungeachtet er in einem Cabriolet bei den Vorposten ankam, sagt er doch, er sei ein Ueberläufer aus den Staaten der Prinzessin Blandina.

Kilian.

Merkt Er, Hofrath, wie das Volk dem künftigen Landesvater zuläuft? Vielleicht ist es schon gar der Bürgermeister

von Ombrombroſa mit den Schlüſſeln des Landes. — Er mag nur immer hereintreten. (Der Mohr entfernt ſich.) — Meinen Scepter! (Er giebt die Tabakspfeife dem Mohren, der den Scepter trägt, und nimmt den Scepter, indem er ſich gravitätiſch vor der Zelte Eingang ſtellt.)

Siebenter Auftritt.

Roderich
(tritt ein, von zwei Mohren begleitet).

Kilian.

Nun! — Was will Er? — Wer iſt Er? Hat Er die Schlüſſel des Landes bei ſich?

Roderich.

O Majeſtät! — großer König! zu ſchwer würden dieſe Schlüſſel ſeyn, um an meines Rockes Hintertheilen zu prangen, wo nur ſonſt ein goldnes Schlüſſelchen der geheimſten Kammer meiner Prinzeſſin neckiſch an einem Schleifchen baumelte, denn mit Erlaubniß, ich war Blandinens geheimer Kammerherr.

Kilian.

Hofrath! — Ich glaube der Kerl iſt verrückt, er prahlt mit 'nem fatalen Amte — er ſchneidet auf. Iſt denn das 'ne alberne, ſtolze Sitte am Ombrombroſer Hofe, daß man goldne Schlüſſel zum —

Balthaſar.

Ach, ſchwatzen Sie doch nicht ſolch ungewaſchenes Zeug, Majeſtät! — Fragen Sie nur den Menſchen ordentlich, wer er iſt? —

Kilian (barſch).

Wer iſt Er?

Roderich.

Großer König! ich nenne mich Roderich, ich biete Ihnen, wohlwollender Sire! meine Dienſte an, um Dero Siege zu

verkünden, denn außer dem vorher bemerkten Amte war ich Hofpoet der Prinzessin Blandina und wünsche nun den gleichen Dienst bei Ihnen, großer majestätischer König! anzutreten.

Kilian.

Poet? — Hofpoet? — Was will Er damit sagen? — Was ist das eigentlich?

Roderich.

Poet! — auch Dichter sonst nach deutscher Sprache,
Ein wunderlich geheimnißvolles Wesen! —
Im Purpur, der aus fernem Geisterlande
Herüberstrahlt, erscheint ihm die Natur,
Erscheint ihm Alles, was sein Aug' erfaßt.
Das arme dürft'ge Leben, glanzlos sonst,
Fahl — erdigt — lautlos ohne Farbenjubel,
Geht ihm dann auf in hellen, lichten Klängen!
Wie im Krystall des silberklaren Baches
Sich magisch Wolken, Büsche, Blumen spiegeln,
So spiegelt sich auch die Natur, das Leben
Im Geist des Dichters ab. — Ein Zauberschimmer
Blitzt über Alles hin in kleinen Wellchen,
Die wie im Spiel sich ineinander kräuseln.
So ging auch mir das Dichterleben auf.
Mein Aug' erfaßt' das ferne Geisterreich,
Romantischen Putz geb' ich dem, was ich sehe.
Auch Du, mein guter Sire! bist nicht Kilian,
Bist nicht der furchtbar starke Mohrenkönig —
Nein! — nur ein herrliches, poet'sches Bild,
Erreicht durch kühnen Flug des regen Dichters,
Du bist —

Kilian

(ihn im höchsten Zorn unterbrechend).

Was? — Er unverschämter Kerl! — Ich wäre kein Kilian? kein Mohrenkönig? nur ein Bild? gleichsam eine Mah-

rei? — Lug und Trug? — J ſo ſoll doch das Wetter drein ſchlagen! (Er prügelt den Hofmeiern ſtark mit dem Scepter, der Hofmeier entflieht ſchreiend: „Erbarmen! Erbarmen! — ich nehme Alles zurück — ich bin kein Poet — kein Dichter" u. ſ. w. Kilian verfolgt ihn bis außerhalb der Scene.)

Kilian

(zurückkehrend, brauſend und athemlos).

Nun — der — ſoll — daran — denken — mich — für — ein Bild — anzuſehen! — Hofrath! trockne Er mir einmal den Schweiß von der Stirne!

(Der Hofrath thut es, muß ſich aber auf den Fußſpitzen erheben, um an Kilian's Stirn hinaufzureichen, er holpert und ſtößt ihm die Krone vom Kopfe.)

Kilian.

Er iſt aber auch ein recht ungeſchickter Tölpel, Hofrath! Er kann nicht das Mindeſte zum Wohl des Staates ausrichten, ohne eine Ziegelei zu begehen.

Balthaſar.

So kann Er ſelbſt für's Wohl des Staates arbeiten und ſich den Schweiß abtrocknen, Majeſtät! (Er wirft ihm das Schnupftuch, das er von ihm empfing, wieder zu.)

Kilian.

Ja, das geht auch. (Er wiſcht ſich die Stirne ab, die Mohren ſetzen ihm wieder die Krone auf.) Jetzt will ich von meinen Geſchäften ausruhen und verſuchen, in wiefern ich noch an den morgenden Einzug in Ombrombroſa etwas Weniges denken kann. Man bringe mir einige Flaſchen Doppelbier und ein halbes Pfund geſchnittenen Rollentaback in mein Zelt. — Hofrath, leg' Er ſich auf's Ohr und ſei Er morgen vernünftiger. — Gute Nacht, Ihr Flegel allzumal! —

(Er geht tabakrauchend in's Zelt, das ſich hinter ihm ſchließt.)

Balthaſar.

Wenn der Kilian nicht ſolch ein ehrlicher Mann wäre und ſolch ein vortreffliches Herz hätte, wir alle Grobians, der Teufel hielte es bei ihm aus. (Er geht mit den Mohren ab.)

Zwischenscene hinter dem Theater.

Der Regisseur.

Herr Maschinist ziehen Sie die Glocke zum Nachtmachen.

Der Director.

Was ist das? jetzt soll es mit einem Mal Nacht werden? — Das stört die Illusion — vor ein paar Minuten hat der Dichter Recorich ja erst in der Einöde gefrühstückt.

Der Regisseur.

Es steht aber so im Buche.

Der Director.

So ist das Buch unsinnig — das Stück ohne alle Theaterkenntniß geschrieben. Dieser Akt mußte nothwendig bei Tage schließen, der folgende hätte dann in Gottesnamen in der Finsterniß anfangen können.

Der Regisseur.

Sie hätten das Stück lesen und früher an die nöthigen Aenderungen denken sollen, um vernünftige Illusion hineinzubringen. Nun wird es einmal gespielt.

Der Director.

Was? — Ich bin Director und soll auch noch die Stücke vorher lesen, ehe ich sie aufführen lasse? — Herr! — solche unsinnige Zumuthungen verbitte ich mir. Ich habe genug zu thun mit der Kasse und jede Woche die Wagen gehörig in Papier zu wickeln und zu überschreiben. — Ich mache sogar die Comödienzettel, was auch Ihres Amtes, so wie das Lesen der Stücke wäre. — Ich merke schon, das ist heute wieder so ein grundliches, ästhetisches Stück, Kraut und Rüben durcheinander, und ich habe Ihnen doch gesagt, ich will nichts Aesthetisches auf meiner Bühne — meine Bühne soll nicht ästhetisch seyn. — Verse kommen auch wieder vor, die hätten Sie hübsch in Prosa

umsetzen sollen, wie ich es Ihnen so oft befohlen habe — Sie sind auch für den Teufel da, Herr Regisseur — ich bin mit Ihnen höchst unzufrieden. —

Der Regisseur.

Aber, bester Herr Director, nun ist es einmal im Gange, was ist zu thun?

Der Director.

Es kann durchaus nicht sogleich Nacht werden, es müssen noch ein paar Scenen eingeschoben werden, damit der Zuschauer das Frühstück vergesse — Kilian mag indessen sich noch eine Pfeife stopfen. —

Der Regisseur.

Aber um des Himmels willen, was für Scenen? — Doch eben fällt mir bei — eine haben wir ja so eben selbst gespielt, werther Herr Director, und nun muß Jemand von der Gesellschaft vortreten, gleichsam wie ein in des Stückes Mitte sprechender Prologus und den Dichter förmlich des Illusionsfehlers halber entschuldigen.

Der Director.

Ja! — Ja! — aber wen nehmen wir dazu?

Der Regisseur.

Keinen Andern als den Adolar.

Der Director.

Ich hole ihn!

(Es wird ein paar Minuten hindurch stille, dann erheben sich die Stimmen aufs Neue.)

Adolar.

Ich thue es aber nicht — durchaus nicht.

Der Director.

Sie sind aber auch ein obstinater Mensch! — Herr! — reißen Sie mich *das mal* aus der Verlegenheit, ich will's Ihnen lebenslang gedenken. — Die notirte Strafe wegen Vergehens

in Scene eins wird gestrichen und ein Thaler wöchentlich Zulage. Herr! mehr kann ein ehrlicher Mann nicht thun.

Adolar.

Sie sind zwar sonst trotz dem Mohrenkönig ein Grobian, aber doch, wie ich merke, ein edler Mann, so lange es nämlich Ihr Vortheil erheischt. — Nun es sei denn, ich will mein Möglichstes thun.

Der Regisseur (schiebt ihn hinaus).

Hinaus — hinaus — bester College!

Adolar (tritt vor).

Hochgeehrteste Zuschauer!
Es würde mich versetzen in Trauer,
Wenn Sie nicht gütigst glaubten,
Daß diese Scenen den Tag wegraubten,
So, daß nun kommt die finstre Nacht,
In der viel Großes wird vollbracht.
Der Dichter — Sie glauben es, Werthe, kaum,
Sitzt hoch oben über dem Raum,
Er dort der Zeit gewaltiges Rad
Mit kühner Hand erfasset hat.
Das dreht er bald langsam, bald geschwind,
Wie er's nun gerade nöthig find't,
Und so dehnt sich die Minute zu Stunden
Und oft ist ein Jahr in Minuten verschwunden.
Drum ist's nun Mitternacht geworden,
Und Schlaf befängt die wilden Horden.
Herr Kilian, der ungeschlachte Mohr,
Liegt schnarchend im Zelte auf dem Ohr.
— Nacht machen Herr Maschinist!

Der Maschinist klingelt, die Lampen verfinstern und das Theater wird ein wenig finstrer als es vorher war.)

Seh'n Sie wohl, wie's nun finster ist?
Zwar können Sie Alles gut unterscheiden,

Doch oben hier die tollen, rußigen Heiden,
Die, weil es Nacht geklingelt, ſind
Alle betölpelt ganz ſtockblind.
Sie rennen umher keck und verwegen
Zuletzt verzweifelnd in die eigenen Degen.
Sie haben nun das Gehörige vernommen,
Adieu! — Ich höre den Amandus kommen.

(Er tritt ab.)

Achter Auftritt.

Amandus
(kommt mit bloßem Schwerte.)

Das ganze Heer hat der Schlaf wie mit bleierner Laſt zu Boden gedrückt. Der Ruf der Wachen iſt verſtummt — mit kraftloſer Fauſt das Gewehr umklammert, liegen ſie im Graſe und der Traum befängt ſie mit neckhaftem Spuk, daß ſie wähnen, keck und munter die Flinte ſcharf geſchultert einher zu ſchreiten und mit lautem Schreien und Singen die Kameraden wach zu halten, während ſie hingeſtreckt mit gelähmter Zunge nur leiſe ſtöhnen. Brighella ſchleicht ungehindert mit den Seinigen in das Lager, aber mich hat es wie mit magiſcher Gewalt hergezogen. Hier muß das Zelt des Königs Kilian ſtehen. Truffaldin! — zünde die Fackeln an.

Truffaldin (außerhalb der Scene).

Gleich! — Doch wenn Sie gütigſt erlauben, gnädiger Held! ſo thue ich es hier oben. Es nimmt ſich beſſer aus, eine recht maleriſche und romantiſche Beleuchtung ſo aus der Ferne von oben herab.

(Man ſieht den Schein von Truffaldin's Fackel hereinbrechen.)

Amandus (Kilian's Zelt erblickend).

— Ha! — da iſt Kilians Zelt!
Aus tiefem Schlaf will ich den Unhold wecken!

So laut ertönen soll im mächt'gen Klange
Des kühnen Muthes Stimme, daß das Zelt,
Wie ein zersprungenes Gehäus' zerfallend,
Den gift'gen Wurm im Innern ohne Schutz
Bloß stellen soll dem Angriff auf den Tod!
Heraus, Du ungeschlachter Mohrenkönig,
Hör's, wie des Kampfes Geist ein flamm'ger Stahl
In Funken klingend an Dein Leben schlägt!
Erwache! — Denn Dein schmachvolles Verderben
Mußt selbst Du schauen — mußt im Leben sterben!

(Er schlägt mit dem Schwert gegen das Zelt, welches sich spaltet, Kilian erhebt sich vom Lager.)

Kilian.

Was schimpft — was schreit, was tobt da draußen? wer alle Teufel unterfängt sich, mich im besten Schlaf zu stören? — Ist Er es, Hofrath, so soll Ihn das Donnerwetter —

Amandus.

Ich bin's — die Rache Blandinen's, die Dich verfolgt und tödtet! — Heraus zum Kampf!

Kilian.

Ach! — dummer Schnack, ist gar keine Rache, kein Kampf nöthig. Morgen wird alles in der Güte abgemacht. — Morgen — Morgen, mein guter Sohn! —

Amandus.

Heraus Du schnöder, feiger Wicht, oder ich tödte Dich auf Deinem Lager!

Kilian.

Nun nun! — es hat keine solche große Eile (Er steht auf und guckt zum Zelte heraus.) Was? Knäbchen, possierlich Männlein? Du, Du — willst mit mir kämpfen? gegen Dich ziehe ich nicht meinen guten Hirschfänger, Dich spieß' ich auf mit meiner Frühstücksgabel —

Amandus.

Verächtlich klingt Dein Hohn mir, ganz gemein!
In großer Masse iſt die Kraft nur klein.
Hervor mit Dir — die Augenblicke fliegen,
Vernichtet wirſt Du, wähnend, ſtolz zu ſiegen.

(Kilian kommt mit einer ungeheuren Gabel heraus und geht auf den Amandus los; Amandus ſchwingt ſein Schwert und in demſelben Augenblick fällt Kilian's Kopf hohl tönend zur Erde, der Körper ſtürzt in die Coulissen hinein.)

Truffaldin

(mit der Fackel hervorſpringend).

Juchhe! — Juchhe! — Triumph! Sieg! — Die Majeſtät iſt umgekugelt — Der Kopf iſt herunter! Als treuer Schildknappe ergreife ich das königliche Haupt und — ſchnell damit zurück nach der Stadt — in den Palaſt. Ich will exekrabel ſchreien — Blandinchen muß aus den Federn — alles muß jubiliren — die Stadtmuſikanten wiſchen ihre alten Zinken aus und blaſen ganz erſchrecklich Victoria herunter von den Thürmen — im Stockfinſtern ſuchen die Kanoniere das Zündkraut und löſen alle Kanonen, die nur jemals der Staat möglicher Weiſe beſeſſen. (Er hebt den Kopf auf, der ein bloßer Haubenſtock iſt.) Aber was iſt denn das? — gar kein Blut? — werther Held! — theure Excellenz! ſchauen Sie, das nenn' ich mir einen leeren Kopf — Wahrhaftig, der Kilian muß aus dem Laden einer Putzmacherin herſtammen. Ein bloßer Haubenſtock, dem ein königlicher Rumpf anwuchs, als ihm ein Diadem aufgepaßt wurde.

Amandus

(den Haubenſtock erblickend).

So hat mich meine Ahnung nicht betrogen,
Der Kilian war ein trüg'riſch leeres Nichts.
Nie brannt' ein Funke in der todten Maſſe,
Kein Herzblut rann in dem herzloſen Weſen,
Nur äußre Lichter liehen ihm den Schein

Des Lebens! — Wie der Fels, im Innern ſtumm,
Zu ſprechen ſcheint, nur Laute wiedertönend,
Die an ihm prallen, ſo war auch ſein Reden
Trüglicher Schein vom fremden Schein erborgt.
Den prahleriſchen nicht'gen Mohr durchſtrahlte
Der Geiſt mit ſeines Schwertes regen Blitzen,
Und er ſank hin vernichtet in ſein Nichts.

(Hin und wieder brechen im Lager der Mohren Flammen aus — man hört Schüſſe — Geheul — dumpfes Geſchrei — Mohren fliehen über die Bühne.)

Fliehende Mohren.

Rette ſich, wer retten kann — der König — die Majeſtät hat den Kopf verloren — nun iſt's aus mit uns! flieht — flieht — flieht! —

Amandus.

Schon glüh'n die Flammen auf zum Firmament,
Vernichtet iſt der Feind — ſein Lager brennt,
Blandina iſt befreit, komm', laß uns eilen,
Den frohen Jubel mit dem Volk zu theilen.
(Er will abgehen und ſtößt auf Brigbella.)

Neunter Auftritt.

Brigbella.

Alles iſt geglückt! — Während Sie Sich, mein Theuerſter! hier mit dem Abnehmen des Kilianiſchen Hauptes beſchäftigten, war ich mit meinen Getreuen in's Lager geſchlichen und wir zündeten es an an allen Ecken, die wir nur in der Nacht ausfindig machen konnten. Die Höcken in Ombrombroſa können vierzehn Tage hindurch Markt halten mit Mohrenbraten. Unſere zehn Scharfſchützen, die würdigen Quadres von zehn würdigen Regimentern, thaten Wunder der Tapferkeit; jeder lud zehn Kugeln in die Buchſe und jede Kugel traf zehntauſend Mohren, ſo daß noch viel mehr umgekommen ſind, als ſich eigentlich im

ganzen Lager befanden. — Die Straßenjungen von Ombrombrosa haben bereits den nöthigen Lärm gemacht und die Prinzessin Blandina zieht mit ihrem Hofstaat zum Stadtthor hinaus uns beiderseitigen Helden entgegen. Eilen Sie daher mit mir, werthester College, und legen Sie ihr Kilian's Haupt zu Füßen. (Er geht mit Amandus ab.)

Truffaldin.

Erfochten ist der Sieg — nun ohne Weilen
Will mit mir selbst ich Kilian's Nachlaß theilen.

(Er geht in Kilian's Zelt.)

Zehnter Auftritt.

Feierlicher Siegesmarsch. Prinzessin Blandina, Pantalon, Amandus, Brighella, Höflinge, Gefolge, die Ombrombrosische Armee — das Volk — treten ein.

Blandina.

Wie schön erfüllt ist all' mein kühnes Hoffen,
Der Feind entflieht, von Feuer — Schwert getroffen.
Erglänzt in Phöbus Golde Wald und Flur,
Ist weggetilgt der wilden Horden Spur!
Du sprachst vom Geist beseelt, ein heil'ger Seher!
Amandus, kühner Jüngling, tritt mir näher.
Zu retten mich von Schmach, gabst Du Dein Blut,
Wie soll ich lohnen Deinen Heldenmuth!
Nur Dir allein verdank' ich meine Krone.
Komm'! sei der Nächste nun an meinem Throne!

Pantalon.

Ach, süßes Herz! — — wer hätte das denken sollen vor Schlafengehen, daß wir noch in der Nacht hier jubiliren sollten unter freiem Himmel! — Vor Freude bin ich mit dem rechten Fuß in den linken Pantoffel gefahren und habe meinen Schlafrock verkehrt angezogen, welches ich blos meinem patriotischen

Entzücken zuzuschreiben und zu verzeihen bitte. Nun! — der Himmel bescheere uns bald eine fröhliche Hochzeit. —

(Wiederholung des Marsches. Alle gehen ab, bis auf Brighella.)

Brighella.

Wer das Glück hat, führt die Braut nach Hause! — Sein Blut hat er für sie vergossen, sagt Blandina, und wenn er sich nicht am Säbelknopf den Daumen geritzt hätte, als er die Prinzessin salutirte, wär' er nicht um zwei Tropfen Bluts ärmer als vorher! — Wem der Himmel wohl will, dem giebt er's im Schlafe — wenigstens ist dem Monsieur Amandus es über Nacht gekommen, er weiß selbst nicht, wie — wenn ich das Lager nicht angesteckt hätte, wenn meine zehn Scharfschützen nicht — hm — hm — hm — hm —

(Er geht unzufrieden brummend ab.)

Truffaldin

(tritt aus dem Zelt mit Killan's Krone, Scepter, Tabakspfeife — u. s. w. und spricht im Enthusiasmus):

Ihr Götter — nah' bringt mich mein Herr dem Throne!
— Indeß verkauf' ich Killan's reiche Krone! —

(Er geht eilig ab, der Vorhang fällt.)

Ende des ersten Aufzugs.

Ein Brief an Fouqué.

(1817.)

Da Sie, geliebteſter Herr Baron! Le Sage's hinkenden Teufel geleſen haben, ſo werden Sie Sich gütigſt erinnern, mit welcher tiefen Verwunderung der berühmte Student Don Cleofas Leandro Perez Zambullo jenen langen, hagren Mann erblickte, der, als Nachtmantel, Negligee, Prunk-Schlafrock, bloß ein kurzes Hemde tragend, in ſeinem, durch eine ſchlechte Lampe matt erleuchteten, Stübchen mit ſtarken Schritten auf- und abging. Bald richtete er den Blick ſtarr in die Höhe, bald ſah er zum Boden nieder, dann ſchlug er mit flacher Hand ſich an die Stirn, dann focht er mit geballten Fäuſten in der Luft — dann ſtieß er einige unverſtändliche Laute aus, dann rannte er an den Schreibtiſch und prallte wieder zurück. — Hatte Don Cleofas Leandro Perez Zambullo nur ein Quentlein mehr Menſchenkenntniß, ſo bedurfte es keines Teufels, ihm zu erklären, daß jener Mann ein Dichter war, der, einen merklichen Mangel an eigentlicher Schaffungskraft verſpürend, denn doch nun durchaus ſchreiben wollte oder ſollte. Sahen Sie, Baron! geſtern Abend Ihren gehorſamſten Freund und Diener jenem Manne gleich (obwohl bei weitem beſſer gekleidet) mit Ihrem ſehr werthen Schreiben in

der Hand ſein Zimmer nach der Länge und Breite durchmeſſen: in der That, es wäre Ihnen klar geworden, daß in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht nun eben auch mit ihm nichts anzufangen iſt. — Ich ſoll dieſes Jahr etwas für das Frauentaſchenbuch ſchreiben. — Der Aufforderung des gütigen Freundes iſt nicht zu widerſprechen, das ſehe ich wohl ein, aber eben ſo gut auch, daß, bin ich nicht anmuthig, geiſtreich, fantaſtiſch, romantiſch, witzig, empfindſam, humoriſtiſch, heiter, tief — ja bin ich nicht das Alles, ich mich großer Gefahr ausſetze. Mein Beitrag wird als ſchnöder Lückenbüßer nur unnützer Weiſe einige Blätter füllen, die jede, um den guten Geſchmack (in Kunſt und Literatur nämlich) einigermaßen beſorgte Frau mit feiner Nadel zuſammenheftet, um nicht als ein umgekehrter Neſtor (man ſehe: Zerbino) wider Willen aus dem Garten der Poeſie in die Wildniß ſeichter Proſa zu gerathen. — Gott, wie quält mich das! — Muß man denn nicht, um in zierlicher, geſchmückter Geſellſchaft zu erſcheinen, ein hochzeitlich oder doch ſonntäglich Kleid anziehen, und wie iſt es dann, wenn man ſolches Kleid, eben im Begriff es anzulegen, mit allerlei Werkeltagsſtaub beſchmutzt oder entfärbt findet? — Mag es auch ſeyn, daß ſchon ein einziger Knopf unter dem Kragen, den die, wer weiß weshalb ſich plötzlich erweiternde Bruſt wegſprengte, wider das Dekorum anſtößt, und auf dieſes halten wir was, Baron! — Jener Dichter, der den Hymnus auf die Freiheit nirgends anders ſchreiben wollte, als in der Baſtille, geſtaltete ſich in dem Augenblick, als er das äußerte, zum poetiſchen Fanfaron. (Fanfaronet heißt es in Warſchau, wo es viele giebt, aber nicht poetiſche.) Das Leben ſtellt ſeine vier Baſtille-Mauern um uns

her, und aus ihnen entwickelt ſich ja wohl jener bösartige Stoff, der wie giftiger Mehlthau auf die Flügel einer Pſyche fällt, und ſie zerfrißt bis zum kraftloſen Einſinken. — Der dem Kerker entſchlüpfte Vogel kehrt zurück, um Atzung zu finden, die er, verwöhnt und hülflos geworden, draußen nicht zu finden wußte; auch ſprachen die Sänger des Hains zu ihm: Lieber Kleiner! obſchon ſie unſere Uniform, bunte Klappen und Feder-Epauletts, zu tragen belieben, ſo zeigt doch ihr miſerabler Geſang, daß ſie längſt auf Penſion geſetzt, nicht mehr zu uns gehören. Sie merken, theuerſter Baron! daß alle dieſe rhapſodiſch vorgetragenen Gedanken und Meinungen auf nichts anders als auf die kahle Entſchuldigung hindeuten, daß, ſeit der Zeit, da ich wieder in dem Triebrad des Staats luſtig zutrete, es mit meiner poetiſchen Gabe höchſt miſerabel ausſieht, und ich wohl fühle, daß ich gar nicht im Stande bin, Ihnen dieſes Mal etwas Würdiges für Ihr, den Frauen zunächſt gewidmetes Taſchenbuch zu liefern. — Mit den Lauretten und Thereſinen iſt es nicht allemal gethan, und ſolcher Erfahrungen im Leben und ſolcher Zufälle, daß man eben dieſe Erfahrungen in heitern Farben gemalt wieder findet, giebt es auch überhaupt wenig. —

Eben habe ich, wie Rameau's famoſer Neffe, an die Stirne geklopft, und zwar in heller Verzweiflung, jedoch ganz leiſe bittend und ſehr artig gefragt: Iſt denn Niemand, Niemand zu Hauſe? — Aber keine Antwort! — Sie ſind ſämmtlich ausgegangen, Herren und Diener, ob jemals einer von ihnen zurückkehrt oder ob ſonſt gute Leute einziehen, das weiß der Himmel! —

Entſchuldigen Sie mich diesmal, verehrteſter Baron! mit meiner eignen Imbezillität, deren ich mich ſelbſt anklage, andern Leuten entgegen, die niemals etwas anders vermiſſen wollen, als höchſtens das Gedächtniß. Vielleicht kommt mir künftiges Jahr wieder ein Bild vor Augen, das ich in die Geſellſchaft der Frauen hineintragen kann.

Ganz und gar

Ihr ergebenſter
E. T. A. Hoffmann.

Friedrich von Sallet.

Geb. in Neiße, den 20. April 1812. Geſt. in Reichau, den 21. Februar 1843.

Gedichte.

Die Demagogen von Anno olim.

1.

Die Demagogen zogen
Durch's Land Utopia;
Die wilden Locken flogen,
Es staunte, wer sie sah.

Schwarz waren die Barette,
Die Hemdeltragen weiß,
Das Antlitz strotzt von Fette,
Der Bart verwirrt mit Fleiß.

Sie schwangen große Knüttel;
So ging's durch Dorn und Schmutz:
Sie brüllten wie die Büttel
In deutschem Jünglingstrutz.

Der Wirth, der mußte pumpen,
Denn sonst kam er in Ver —
Sie soffen tausend Humpen,
Und schrie'n: „Noch einen, Herr!"

Und als sie sehr gesoffen,
Gejodelt und geschmaucht,

Hat sie ein kühnes Hoffen
Von Freiheit angehaucht.

Voll treugesinnter Bierwuth,
Geschmückt mit schwarz-roth-gold,
Mit urteuton'schem Stiermuth,
So sind sie fortgetollt.

Mit Hiebern und mit Fackeln
Und mit verbot'nem Lied;
Die Häuser müssen wackeln,
Wo wild der Haufe zieht.

Sie sprachen kühne Phrasen
Wohl nach dem Cicero;
Das Volk begann zu rasen:
„Den Burschen nach, hallo!" —

„Laßt uns, ihr Leute, sorgen!
Marsch! auf die Söldner da!
'ne Republik ist morgen
Das Land Utopia." —

Der Morgen kam. Die Armen
Wälzten auf Pritschen sich,
Zerbläut von den Gensd'armen,
Gar katzenjämmerlich.

2.

Allein es war ein König
Im Land Utopia,
Der forchte sich nicht wenig,
Da er dies Schauspiel sah.

„Wie zähm ich die Geſellen?“
Sprach er zu ſeinem Narr'n.
Der ſchüttelt ſeine Schellen:
„Die bringt ihr leicht in's Garn.“

„Die Welt iſt rund,
Das Geld iſt rund;
Die Welt, die dreht ſich um,
Das Geld dreht Herzen um.“

Der König hat begriffen,
Was ihm der Narre ſang,
Denn in politiſchen Poſſen
War er geſchickt genung.

Er ließ die Burſchen kommen;
Wie ſtellten ſie ſich plump!
„Ihr Herrn, wir ha'n vernommen
Von manchem pauvren Lump,“

„Der, daß er, wie natürlich,
Zufrieden nicht, noch ſatt,
Uns leider ungebührlich
Zu laut geäußert hat.“

„Um ſolches zu verhüten,
Zu Staatesſicherheit,
Sind wir, in Gnad' und Gluten,
Zu helfen euch bereit.“

„Wir haben manches Aemtchen,
Das fett macht ſeinen Mann;
Doch bindet um die Hemdchen,
Ein Halstuch euch fertan.“

„Beschneidet auch die Löckchen,
Wie Leute von Geschmack,
Und statt der deutschen Röckchen
Tragt den gescheiten Frack."

„Auch singt so exaltiert
So manch fatales Wort,
Das uns schon längst geniert;
Das laßt in Zukunft fort."

„Denn das umhüllt dem Volke
Den richtigen Verstand
Mit einer Nebelwolke,
Als: Freiheit, Vaterland."

„Nur wenn in Noth wir stecken,
Ist solch ein Wörtlein gut;
Damit im Volk zu wecken
Edler Begeist'rung Glut." —

„Gern hören wir euch singen:
Wer singt, thut nichts gewiß;
Doch eure Lieder klingen
Zu feindlich und zu dreist."

„Darum wir kommandiren,
Daß man ein Lied euch dicht',
Und möge componiren,
Daraus Gehorsam spricht."

„Wenn ihr im Dienst des Herren
Nicht g'nug zu singen hätt',
So mögt ihr tüchtig plärren,
Das zeigt euch [illegible]."

„So geht auf dieſen Pfaden
Zu Amt und Ehren ein!
Das räth' man euch in Gnaden;
Wo nicht — ſperrt man euch ein."

3.

Wie zieht man ſo manierlich
Der wilden Bären Brut!
Wie tanzen ſie ſo zierlich,
Wenn man ſie füttert gut! —

Seht dort im Frack ſich ducken
Die kräftige Geſtalt!
Aus hellen Augen gucken
Achthundert Thaler Gehalt.

Er ſpielt am Ordensbändchen
Und ſpricht zum jungen Mann:
„Ja, ſo ein junges Fäntchen
Denkt: Alles geht ſo an!"

„Glaubt mir, der es verſteh'n muß,
Da ich's ſtudirte tief,
Daß grade ſo es geh'n muß,
Denn anders geht es ſchief;"

„Daß Alles eingerichtet
Nach gutem Recht und Brauch —"
Und wie er dies berichtet,
Klopft er auf ſeinen Bauch.

Frühlingsverkündung.

Wie von dumpfem Traum befangen
Liegt die Welt in truber Nacht,
Ohne Wonnen, ohne Bangen,
Ohne Klang und Blüthenpracht.

Horch! da tönt, wildfreudig schmetternd,
Hell der ersten Lerche Sang,
Gleich dem Blitze trifft er wetternd
Und durchzuckt die Erde bang.

Und sie fühlt die Brust sich wogen,
Fesselsprengend schlägt ihr Herz,
Durch die Tiefe kommt gezogen
Frühlingswonne, Frühlingsschmerz.

Süßer Düfte leises Wallen,
Junger Blüthen Freudenwelt,
Wilden Stromes dräuend Schallen
Zu Vernichtungsmacht geschwellt.

Zarten Grünes schüchtern Lauschen
In der Sonne Glutenkuß,
Schauerliches Windesrauschen,
Daß der Hain erseufzen muß.

Blumenwonne, Blumenthränen,
Rosenlächeln, Dornenschmerz,
Nachtigallensang voll Sehnen,
Tiefer Trauer, losem Scherz. —

Herz, mein Herz! du träumteſt lange,
Warſt dir ſelber kaum bewußt,
Wie durchzuckt dich nun ſo bange
Neuen Lenzes bittre Luſt.

Poſthornklang, wie Lerchenſchmettern,
Kündet Liebefrühlingszeit,
Leiſes Wehen, wildes Wettern,
Hohe Luſt und tiefes Leid.

Heißer Thränen wildes Klagen,
Heitern Auges Götterſtrahl:
Mache dich gefaßt, zu tragen
All' die Wonne, all' die Qual!

Traum der Liebe.

Es hat der Tag ſich matt gemüht,
Die ſtille Blume: Nacht erblüht;
Hin ſtirbt des Ruders träger Takt,
Schlaff ſinkt die Hand, die es gepackt.

Nun Seele dich nicht länger härm'!
Vergiß der Rhede Schrei'n und Lärm,
Und ſtrecke weich dich in den Kahn,
Und überlaß ihn ſeiner Bahn!

Er wiegt ſich auf den Wellen weit. —
Willkommen, ſel'ge Dunkelheit!
Die Haupt und Bruſt mir kühl umwebt,
D'rin alles Leben ſich begräbt.

Leis durch die Nacht der Nachen zieht —
Ich weiß es nicht, wie weit er flieht.
Weh' mir! hart ſtößt es auf einmal;
Weckt mich der Meiſter ſchon zur Qual?

O nein! o ſchau das ſüße Licht,
Das zitternd mir die Stirn umflicht!
Wie winkt vom grünen Inſelland
Mir aus den Zweigen Hand um Hand!

O Labyrinth von Lieb und Blüth',
Das mich umſprüht, umrankt, umglüht!
Blickt denn kein lieber Stern daher,
Mich leitend aus dem Wundermeer? —

Woher du ſüßes Angeſicht,
Du Augenſtrahl, wie Weltenlicht?
Aus Blüthe, Stern und Edelſtein
Sogſt du in dich, was hell und rein.

Ich fühl' es in mein Herze geh'n,
Wie lebendes Erſchaffungsweh'n;
In meines Buſens wilder Nacht,
Da regt es ſich wie Weltenpracht.

Wohin dein ſüßes Lächeln traf,
Da zuckt Leben durch den Schlaf;
Schon reiht ſich ſelig Stern an Stern;
Horch, wie es tönt, ſo wunderfern!

Und immer heller wird der Drang,
Und immer voller wird der Klang;
Er kreiſ't und wandelt ab und auf
In wonnigſtem Gedankenlauf. —

Wer biſt du, alſo groß und mild,
Daß ſolch ein Leben dir entquillt?
Du goſſeſt aus des Auges Glanz
In's Herz mir einen Himmel ganz. —

Du wendeſt dich? — Es dröhnt und klirrt,
Und Stern um Stern zerſtiebt, verſchwirrt.
Im Herzen iſt es wieder Nacht
Und harret bang, ob's noch erwacht.

Entſagung.

1.

Wann von fernen Donnerſchlägen
Leiſ' des Felſen Stirn erbebet,
Dann erwacht ein mächtig Regen,
Und ein alt' Erinnern lebet:

Wie er einſt umhergeriſſen
Ward im Rieſenkampf der Kräfte,
Als in wüſten Finſterniſſen
Zuckten erſte Flammenſchäfte.

Ha! das war ein luſtig Ringen,
Lebenstobend, ungeheuer,
Wie erſtickend ſich umſchlingen
Jene Rieſen: Meer und Feuer.

Ungeformte Bergesmaſſen,
Denen Halt noch nicht geboten,
Durften mit im Kampf ſich faſſen —
Jetzo ruh'n ſie, wie die Todten.

Welch ein Krachen, Gähren, Sieden!
Welch ein Zischen, Wühlen, Schäumen!
Auch dem Felſen war's beſchieden,
Lebenstrotzig ſich zu bäumen. —

Doch da fuhr von Gottes Bogen
Mittag Licht in Schauern nieder,
Und die leichten Pfeile flogen
Tödtend durch die Rieſenglieder.

Ein Verſöhnen und Vertheilen
Breitete ſich aus gelinde;
Fels muß ewig trag' nun weilen,
Mooſ umhöhnt vom flücht'gen Winde.

Doch da leben Zwerggeſchlechte
Starrt im Tod der Rieſen Orden,
Kriegern gleich, die im Gefechte
Plötzlich ſind verſteinert worden.

Thränen noch mit wilden Sternen
Himmelauf, des Zorns Bildſäulen,
Schwingen noch die zackigen Hirnen,
Sternen zu, gleich trotz'gen Keulen.

„Und hat der Gewalt'ge trieben
Auch den ſchönen Kampf erſtarret,
Mag der Trotz im Stillen toben,
Der auf neues Chaos harret."

„Doch des Lichtes ſüßes Koſen,
Nie entmark' es uns die Glieder!
Nur bei Wetterſchlag und Toſen
Bricht die alte Feſſel nieder." —

2.

So tönt es in grollendem Grimme
Tiefinnen aus felſigtem Kern.
Da ſingen mit ſäuſelnder Stimme
Die Wellen des Meeres von fern.

Und weich aus dem Weichen enttauchet,
So lieblich, gewaltig und groß,
Wie Schäume zuſammengehauchet,
Entſteigt's aus dem ſchäumenden Schooß.

Es wandelt die Siegerin: Liebe,
Die Alles Gebärende, hin,
Und wandelt zu ſchaffendem Triebe
Den wüſten, titaniſchen Sinn.

Die ewige Schöne, ſie freuet
Die Keime zu lieblichem Seyn;
Alleben nun reget und freuet
Und zeuget ſich friedlich und rein.

3.

Welch ein ſüßes, friſches Hauchen
Hat des Felſen Bruſt getroffen!
Muß er ganz in Balſam tauchen
Seinen Leib, den harten, ſchroffen?

Wuchernd junge Roſenbüſche
Weh'n vom Haupt ihm mit Genicke,
Lächeln auf zur Himmelsfriſche
Tauſend ſüße Kindesblicke.

Wirre Ranken kosend schlüpfen
Um die Stirne rings dem Alten,
Voller Muthwill sich verknüpfen
Und ihn suß gefangen halten.

Und es rieseln weiche Quellen
An der Brust dem Alten nieder;
Frische Blumenrasen schwellen,
Wecken frohe Lerchenlieder.

„Ließ ich dennoch mich bethören?“
Denkt er, schüttelnd leis' die Locken.
„Schlumm'r' ich nun bei weichen Chören,
Ließ die alten Kräfte stocken?“

„Liebe ward aus altem Zorne
Durch ein süßes Wellenhauchen,
Der, wie einem heil'gen Borne,
Goldne Kräfte nun entrauchen.“

„Ward ich bei dem Rausche schwächer? —
Leben quillt aus meinen Wänden. —
Als der alte, dunkle Rächer
Konnt' ich nicht ein Blumlein spenden.“

„Wie das sprießt und sich entfaltet
Wie das grünt und wächst und schaukelt,
Wie das kräftig sich gestaltet,
Wie das leicht und lieblich gaukelt!“

„Das ist That und Kraft des Lebens,
Nicht des Chaos dumpfes Toben;
Das ist Preis des Heldenstrebens,
Von der Liebe Hand gewoben.“

„Nur von Deiner Hand, der weichen,
Sei mein Thun mir zugemessen;
Nichts wird meinem Glücke weichen,
Und das Chaos ist vergessen.

Was hilft's?

Wenn schwüle Dünste drücken,
Kein frisches Lüftchen weht,
Sich Gras und Kräuter bücken,
Die Blume welkend steht,

Der Baum mit grüner Krone
Nicht frei zu rauschen wagt,
Der Quell mit bangem Tone
Dumpfmurmelnd schleicht und klagt,

Die Welt, so eng beklommen,
Vermag zu athmen nicht,
Weil man ihr weggenommen
Luft, Leben, Himmelslicht!

Was hilft's, wenn in der Pfütze
Die Frösche quakend schrei'n?
Wenn von dem schwanken Sitze
Rohrsperling piepst darein?

Des Storches Klapperklage?
Der Grille Jammermähr?

Des Kuckucks Trauerfrage:
„Licht, kuckſt du nie mehr her?

Was hilft's, wenn in den Zellen
Des Hains die Nachtigall
Ausſtrömt in Silberwellen
Ihr Freiheitsſchmachten all'?

Ruft Quaken, Piepſen, Singen
Herbei den Sonnenſchein?
Nein! ſoll die Feſſel ſpringen,
Schlägt Gottes Donner drein!

Da muß die Welt erzittern,
Wenn Blitzesſchwertſchlag ziſcht,
Da müſſen Eichen ſplittern,
Auftauſcht die Flut in Giſcht.

Erſt nach gewalt'gem Ringen
Lacht Himmelslicht darein;
Dann mögt ihr wieder ſingen,
Mögt klappern, quaken, ſchrei'n! —

Seltſam! Es dünkt gar lichtleer
So manchem Ehrenmann
Die Zeit, und ſo gewichtſchwer,
Daß er nicht athmen kann.

Es iſt ſchon viel geplappert,
Geklagt, gefragt, geſchwatzt,
Gekuckuckt und geklappert,
Gequakt, gegrillt, geſpatzt;

Selbſt edle Freiheitslieder
Haben uns baß ergetzt:
Doch ſenkt den Kopf hernieder
Wer fühlen kann, bis jetzt.

So ſend' in unſern Nächten
Herr! deinen Donnerſchlag!
Das iſt ein Held, der fechten,
Nicht Liedlein leiern mag.

Der nicht am Grübeln kranke,
In dem mehr Kraft, als Witz,
Bei dem That und Gedanke
Eins iſt, wie Schlag und Blitz.

Wenn der getobt, gewettert,
Und Eichen hingeſtreckt:
Dann, lichtumfloſſen, ſchmettert,
Singt, zirpt, piepſt, reckedeckt!

Waldmuſik.

Welches Wunder! es beginnen
Draußen tauſend ſüße Lieder.
Welches gröſ're Wunder! drinnen
Tönen tauſend ſüß're wider.

Jeder Klang, zum Herzen hüpfend,
Findet drinnen den Geſellen;
Lächelnd, durcheinander ſchlüpfend,
Plätſchern ſie durch Wohllautswellen.

Singt es draußen, ſingt es drinnen?
Oder ſingt es allerorten?
Bin ich's ſelber? Oder ſpinnen
Zweig' und Blüthe ſich zu Worten?

Nun, ſo will ich niedertauchen,
Und nicht weiter darnach fragen,
Heiß nur in die Friſche hauchen
Wunderſeligſtes Behagen.

Der erwachte Schmetterling.

Es lag, verpuppt in dichter Nacht,
Der Schmetterling in Träumen,
Se Blumen blüh'n in lichter Pracht,
In frühlingsbunten Räumen.

Die Sehnſucht wuchs im Stillen groß
Und ward zu hellen Schwingen,
Er machte ſich der Hüllen los,
An Licht und Duft zu dringen.

Und was er hell in Träumen ſah
Der Blumen bunt Gemiſche,
Stand auf den Flügelſäumen da
In lichter Farbenfriſche.

Da öffneten den ſüßen Mund
Die Blumen, hold beſtommen,
Der that mit leiſem Grüßen kund:
„Ei, Bruder, ſchön willkommen!“

„Wir hielten dich verwundert, ach!
Schon faſt für unſrer eine,
So glänzt dein Flügel hundertfach
Vom Blumenaugenſcheine.“

„Du ahnteſt uns im hellen Traum,
In deines Schlummers Grüften:
Komm' an des Buſens Wellenſaum,
Und ſchwelg' in ſüßen Düften.“

Die entdeckten Spitzbuben.

In einem abgelegenen, ſchlechten Wirthshauſe einer öſterreichiſchen Stadt ſaß ein fein angezogener, junger Mann, mit einer Brille auf der Naſe, eine halbe Flaſche Wein vor ſich und ſtarrte emſig auf ein Buch. Ob er wirklich darin las, darüber konnte man in Zweifel ſeyn, denn oft wandte er ſeine Augen davon ab und blickte tiefſinnend auf die Decke oder den Fußboden des räuchrigen Zimmers; dann flog ein zufriedenes Lächeln, als ob er gefunden, worüber er ſann, über ſeine Züge und er las eine halbe Zeile weiter, worauf er wieder in langes, tiefes Sinnen verfiel. Auf dieſe Weiſe mochte er in drei Viertelſtunden eine Viertelſeite geleſen haben, als zwei junge Männer eintraten, die in ihrem Weſen etwas Keckes und Verwildertes hatten, und ſich in die entgegengeſetzte Ecke des Zimmers ſetzten, wohin ihnen der Wirth verdrießlich eine Flaſche Wein brachte.

Der feine, junge Mann, ein Fremder aus Norddeutſchland, der in der Welt umherreiſte, um durch das Studium des Volkslebens und Volksgeiſtes ſeine allgemeine Bildung zu vollenden, maß die Eingetretenen mit einem forſchenden Blicke und freute ſich ihres auffallenden Aeußern, da er hoffte, endlich einmal Stoff zu intereſſanten Bemerkungen gefunden zu haben. Denn in der Regel ging's ihm mit

ſeinem Volksſtudium ſchlecht. Wenn er ſich auch voll Wißbegierde in's Gedränge und niedre Wirthshausleben miſchte, ſo kam ihm dann immer Alles, was die Leute ſprachen und thaten, ſo alltäglich und gemein vor, daß er in der Regel ſeine Zuflucht zu dem ſchon erwähnten Buche nahm, um der Langweile zu entgehn; ſei es nun, daß Alles wirklich ſo gewöhnlich und unintereſſant war, oder das er ſelbſt durch zu vielen Umgang mit Büchern den richtigen Blick für Menſchen verloren hatte. —

Heut aber ſollte es anders werden. Die Verwilderten begannen, ohne auf ihn zu achten, folgendes merkwürdige Geſpräch:

„Nun, Mauſer, erzähle mir in Ruhe, zu welchem Reſultat Du in Deinen Studien gelangt biſt."

„Zu dem erfreulichſten, Müller; höre nur! Du weißt, daß ich ſchon lange auf den Zaberl'ſchen Durchgang von der Perſon zum Staat*) aufmerkſam war. Ich wußte, daß die Säure**) einen bedeutenden, allgemeinen Maßſtab liegen hatte, auch wo. Ebenſo war mir der zum Bewußtſeyn gekommene Raum***) bekannt, wo die Säure regelmäßig anderswo und die Baſis nebſt ihrer einzigen Menſchenmöglichkeit allein war."

„Nun, und weiter?" fragte der Andere erwartungsvoll. —

Der feine, junge Mann aber hatte indeß ſcharf aufgehorcht, es durchzuckte ihn ein Schreck, er wendete ſich um, und, ſich ſtellend, als ob er weiter läſe, zog er eine zier-

*) Familie.
**) Säure und Baſis: Mann und Frau. — Allgemeiner Maßſtab: Geiſt.
***) Die Zeit. — Menſchenmöglichkeit: Kind.

liche Brieftasche hervor und schrieb schnell nach, was er gehört hatte.

„Mit dem festen Vorsatz," fuhr Mauser fort, meinen Willen in dem allgemeinen Maßstabe der Säure in die Objectivität zu übersetzen, überfiel ich die Basis. Du kennst meine praktische Fertigkeit. Es kam nur darauf an, Säure und Menschenmöglichkeit zu verhindern, ein zu starkes in sich selbst Erzittern der Materie hervorzubringen.*) Dies geschah schnell vermittelst einiger Tücher und Bänder, und in der Dunkelheit entkam ich mit dem allgemeinen Maßstabe der Säure."

„Wie? Und Du hast Basis und Menschenmöglichkeit gewaltsam an der Respiration verhindert zurückgelassen?"

„Ja wohl."

„Aber bedenke, daß dies vielleicht eine unendliche Negirung ihrer Subjectivität herbeigeführt hat."

„Meinetwegen."

Ich bewundere Dich, Mauser! Aber Du bist tollkühn. Was mich betrifft, so begnüge ich mich stets damit, die Eigenthumsrechtsfähigkeit nicht anzuerkennen, nie aber riskire ich es, Subjectivitäten unendlich zu negiren. Bedenke, wenn das Gesetz einmal sich durch Negation Deiner Negationen an Dir zur Positivität erheben will, so kann es nur durch unendliches Negiren Deiner eignen Subjectivität geschehn. Graut Dir davor nicht?" —

„Ach Possen! Da müsse man kein Genie seyn und nicht unter dornirten Stockphilistern leben. Aber sei kein Cameel und trinke! Laß uns von unsern ernsten Studien schweigen, denn ich will heut einmal lustig seyn. Laß uns

*) Zu stark schreien.

der fidelen Zeiten gedenken, da wir noch in V. Collegia schwenzten." —

Hier steckte der feine, junge Mann seine Brieftasche ein, bezahlte dem Wirth und verließ hastig das Zimmer. Die beiden Verwilderten ließen sich noch eine Flasche geben; der Wirth brachte sie kopfschüttelnd und brummte für sich:

„Uhnsinnig kscheute Leute sind'ö, denn man kann kahn Sylben verstehn, wann sie converstren. Hätten's nur nit die Mützen so statskfährlich schief aufksetzt, das schaut gar zu verdächtig aus. Aber ihre Kscheutigkeit, die geht bis in'ö Uhnsinnige hinüber. Wann's nur kahne Herenmeister sind!" —

Plötzlich sangen einige Straßenjungen vor dem Fenster: Nadrer da, Nadrer da!

Der Wirth, der verdrießlich träumend dagesessen hatte, fuhr von seiner Bank auf; Mauser und Müller erbebten und suchten ihren Schreck zu verbergen.

Es wurde stark an die Thür gepocht und herein stürzte der feine, junge Mann. Zwei lange, braune Röcke folgten ihm andächtig nach.

„Hier, meine Herren," rief der Fremde, „hier sind die Verbrecher."

Die langen Braunen knöpften sich auf, unter der braunen Schale erschien ein hechtgrauer Kern. Hechtgrau ist eine Schreckensfarbe; der Wirth, seine Kappe in der Hand, stand vernichtet. Die Verwilderten suchten ihre Angst unter Trotz zu verbergen.

„Lesen'ö noch ahnmal vor, was die Herrn ksagt," sprach ein Hechtgrauer mit fürchterlicher Stimme.

Der Fremde zog seine Brieftasche hervor und las: „Du weißt, daß ich schon lange auf die Zaberl'sche Familie auf-

merksam bin. Ich wußte, daß der Mann viel Geld liegen hatte, und wo. Ebenso war mir die Zeit bekannt, wo er regelmäßig anderswo und die Frau nebst ihrem einzigen Kinde allein war. Mit dem Vorsatz, mir sein Geld anzueignen, überfiel ich die Frau. Du kennst meine praktische Fertigkeit. Es kam nur darauf an, sie und das Kind am Schreien zu verhindern. Dies geschah schnell vermittelst einiger Tücher und Bänder." —

„Holt!" rief der wortführende Hechtgraue. „Welcher Herr hat das klagt?"

„Der da, der sich Mauser nennt," rief der feine, junge Mann.

„Was, Herr Wirth, hat er das klagt und haben's ruhig ahng'hört?"

„Verzeihen's!" stammelte der Wirth, „schaun's! die Herrn haben gar ahn confuses G'wäsch conversirt und i hab nix davon verstanden und hab's halter für uhnsinnige K'schentigkeit g'halten. Aber von Geld und aneignen haben's nit g'sprochen. I hab nur von Säure und von ahnem allgemeinen Maßstab g'hört."

„Ganz recht," rief der Fremde. „Die Herren haben sich wohl gehütet, sich populär auszudrücken. Säure heißt Mann, Basis Frau; der allgemeine Maßstab ist Geld; Menschenmöglichkeit ist Kind, denn ein Kind ist ja nichts, als die Möglichkeit zu einem Menschen."

„Ahn Kind ahne Menschenmöglichkeit? Das ist die Menschenmöglichkeit! Aber hören's, woher wissen's dann so gut die Spitzbubensprache, mein Herr?" fragte der Hechtgraue bedenklich.

„Spitzbubensprache?" rief der feine, junge Mann entrüstet. „Es ist keine Spitzbubensprache, mein Herr, es ist

die Sprache der Philosophen, die von diesen saubern Herren zwar verstanden, aber gänzlich mißverstanden und zu schlechten Zwecken entweiht wurde."

„Philosophen! Das sind gewiß Croaten oder so ahn G'sindl?" sprach der Wirth.

Der Fremde warf einen zornglühenden Blick auf den Ungebildeten und rief:

„Ich bitte Sie, meine Herren, diese beiden Verbrecher zu verhaften. Ich mache mich anheischig, zu beweisen, daß ich ihre Reden richtig gefaßt." Hier zog er sein Buch hervor und klopfte, schon im Voraus triumphirend, mit der Hand auf den Deckel. „Was aber diesen ungebildeten Wirth betrifft, so konnte er in seiner absoluten Bornirtheit freilich nichts davon begreifen: er ist ganz unschuldig. Aber hören Sie weiter!" —

„Lesen's, mein Herr!" gebot der Hechtgraue. —

Dieser andre Herr, Müller mit Namen, antwortete Mausern:

„Wie? Du hast Frau und Kind geknebelt zurückgelassen? Bedenke, daß Du sie dadurch vielleicht ermordet hast. Meinetwegen," antwortete Herr Mauser mit beispielloser Frechheit, worauf Herr Müller entgegnete: „Ich bewundre Dich, Mauser, aber Du bist tollkühn. Was mich betrifft, so begnüge ich mich stets mit dem Stehlen, nie aber riskire ich es, Leute zu ermorden. Bedenke, wenn sich das Gesetz einmal durch Bestrafung Deiner Verbrechen an Dir bethätigen wird, so kann dies nur durch Hinrichtung geschehen." —

„Hier verließ ich das Zimmer um Sie, meine Herren, schleunigst zu holen. Ich weiß daher nicht, welche Ruchlosigkeiten ferner gesprochen worden sind. Ich bitte Sie nun, diese Verwilderten dem Gesetz zu übergeben."

Die Verwilderten, die schon oft versucht hatten, den Lesenden zu unterbrechen, schrieen nun durcheinander, daß es unerhört sei, ihren wissenschaftlichen Abhandlungen solch einen schändlichen Sinn unterzuschieben, mußten aber dem Befehl der Hechtgrauen gehorchen und wurden zur Untersuchung abgeführt.

Der Wirth blieb in dumpfem Hinbrüten zurück:

„'s ist erstaunlich! aber i hab's gleich gsagt," weiter konnte er nichts vorbringen.

Einige Zeit darauf setzte der feine, junge Mann seine Reise weiter fort, und zwar, da Wetter und Gegend schön waren, zu Fuß. Er schritt leicht dahin und sang:

Willst du der Bildung Zweck erfüllen,
Nicht Willkühr, sondern Freiheit such';
Thu' stets den allgemeinen Willen,
Dann, Jüngling, bist du frei genug. —

Da erblickte er plötzlich, auf einer Anhöhe seitwärts, einen Galgen, und daran hingen im Strahl der Morgensonne die beiden Verwilderten. Er stockte, überwand aber durch Vernunft die Regung der Menschlichkeit, und sich abwendend ging und sang er weiter:

Vernünftig ist, was wirklich ist,
Und wirklich, was vernünftig;
Mit dem Bestehenden den Zwist
Vermeide, Jüngling, künftig!
Die Gegensätze bring' zur Einheit,
Zur absoluten Allgemeinheit.

Eduard Ferrand.

Geb. zu Landsberg an der Warthe, den 23. Januar 1813.
Gest. zu Berlin, den 23. Oktober 1842.

Eine Erinnerung.

Fragmente.

—

1. Meerfahrt.

Was holde Wirklichkeit mir damals war,
Tritt wieder vor die Seel' erinn'rungsklar.

Ich denke, wie auf abendsonniger Fluth
Zum ersten Mal wir Brust an Brust geruht.

Fern ragt' ein Eiland im weitblauen Raum —
Dort baute Hütten unser schönster Traum.

Des Ufers leuchtend Kreideselsgestein
Erglänzte warm im letzten Abendschein.

Lindfreundlich Wehen trug von dort uns zu
Liebliche Grüße heimathseliger Ruh'.

Ich lag in Deinem Arm in stummer Lust,
Zwiefach gewiegt, vom Meer — von Deiner Brust.

—

2. Vorabend.

Von fern herüber rauschte dumpf das Meer,
Die Linde draußen warf sich hin und her,

Schwankende Zweig' in's off'ne Fenster neigend.
Im Luftzug zitterte der Lampe Schein,
Warmtriefiger Regen sprüht' in's Kämmerlein —
Wir saßen bei einander ernst und schweigend.

Ich scheide morgen — lebensheiß geschwellt
Entgegen jauchzt mein Herz der hellen Welt —
Lockenden Auges lacht mich an die Ferne.
Du bleibst zurück, so einsam herzallein —
Dein Blick erglänzt in stillem Thränenschein,
Verschwimmend matt, wie umwölkte Sterne —

Da hast Du plötzlich Dich zu mir gewandt,
Du reichest mir die weiße, weiche Hand —
Sie zuckte warm und zitternd in der meinen.
Dein Auge sah mich an mit seelenvollem Blicke,
Als glüht' es noch im Nachglanz ersten Glücks,
Dann neigtest Du das Haupt in heftigem Weinen.

— Ein munter Wanderbursche schritt mein Geist
Schon durch die Ferne — da, Du Süße, reißt
Zurück ihn wieder ungestümes Sehnen.
Dein bleich erschreckt Köpfchen, lockenblond,
Schmieg' ich an meine Brust, Du weinend Kind,
Mit heißen Küssen trocknend heiße Thränen.

---

3. Wiedersehen.

Ein heiterer Kreis! — Der Himmel klar und blau!
O Lust, auf leichtbeschwingter Wasserau,
Am blühenden Ufern leicht dahin zu gleiten.
Hell lag die Abendsonne auf dem Fluß.

Zu glühen ſchien er ihrem Scheidekuß —
Du ſahſt mich an, Du dachteſt ſchöner Zeiten.

Der Strom zog leuchtend ſeine Spiegelbahn;
Du lehnteſt ſinnend Dich zurück im Kahn —
Du träumſt — die grünumbuſchten Ufer ſchwinden:
Das Meer — ein Eiland — fern herüber ragt's!
Und in der Gramnacht Deines Herzens tagt's —
Willſt Du, was längſt verwehte, wieder finden?

Wir ſah'n uns wieder — wie ſo anders war's,
Und ob auch nur der Zittig eines Jahrs
An unſern Häuptern raſch vorüber ſtreifte.
Mit Deinem eignen Herzen trieb'ſt Du Spiel,
Und Deines Lebens ſchönſte Knospe fiel,
Eh' ſie erblühte, eh' zur Frucht ſie reifte.

Du ſchweigſt — mir Andern nicht; welch ein Geſchwirr
Muntern Geredes, Lachens, bunt und wirr!
— Wohl wußt' ich, daß ich heut Dich wiederſähe!
Doch wenn mein Mund auch glühende Worte ſpricht,
Die alten Herzensworte ſind es nicht —
Es haucht ſo fremd mich an in Deiner Nähe.

Die alte Zeit, Du fühlſt es, ſie entſchwand.
Du wendeſt Dich zum Bord, es wühlt die Hand
Plätſchernd in abendgold-durchgoſſ'nen Wellen:
Ich aber fühle, und Du ahnſt es nicht, —
Scheu lächelt mir ein roſig Angeſicht —
Wie blühende Wünſche meinen Buſen ſchwellen.

Schon lehnt der Kahn ſich an den grünen Strand,
Ich biete ſorglich ſtützend Dir die Hand —

Du dankst mit einem Blick voll herbem Harme;
Und ohne umzublicken, schreitest Du
Allein dem nahen Dorfe zu.
Ich folge — eine Andr' an meinem Arme.

---

4. Nach Jahren.

Könnt' alte Gluth ich aus der Asche wecken,
Erfüllen würd' es mich mit süßem Schrecken.
Kalt hat des Lebens Welle weggespült,
Was wir erhofft, ersehnt, geträumt, gefühlt.

Dem Dunstbild gleich auf öden Wellenräumen,
Glänzt jener Traum mich an in meinen Träumen:
Dann flammt mein Herz — bis bleiches Morgenlicht
Kaltspöttisch weckend küßt mein Angesicht.

Denk' ich an jene Wonnen, jene Schmerzen —
Wie ward ich nur so fremd dem eignen Herzen!
Wie liegt mir Alles doch so dämmerweit —
Du schlimme Zaub'rin, tückischarge Zeit!

---

5. Der Brief.

Ihr, der Jugend holde Lustgefährten:
Wünsche, Träume, ihr so lang' entbehrten,
Sendet ihr mir diesen ernsten Boten,
Still zu mahnen mich an euch, ihr todten?

— Selten dacht' ich Deiner. Jungem Glücke
Glühten froh entgegen meine Blicke.

Ueber todter Asche längst zusammen
Schlugen stürmisch, meint' ich, andre Flammen.

Fast vergessen wähnt' ich Dich zu haben —
Aber nun: — gestorben und begraben!
Und dies Todeswort, zu neuem Leben
Hat es meinem Herzen Dich gegeben.

Du, die jugendschöne, nah'st mir wieder
Und die Brust durchhallen alte Lieder.
Als Du lebtest, mocht' ich wohl Dich meiden,
Von der Todten kann das Herz nicht scheiden.

Doch wie einst nicht mein' ich Dich zu sehen —
Aus dem Auge blickt ein stummes Flehen —
Was Dir schmerzlich auch das Herz mag pressen:
Still, o still! Ich habe jetzt vergessen.

---

6. Liebeszauber.

Ich kann's nicht denken, daß sie Dich begraben,
Daß diese Augen sich geschlossen haben —
Vom Lichte träufend, lächeln noch die klaren
Mir sonnig in die Seele wie vor Jahren.

Die heiße Rose Deines Munds verdorrte —
Gesproch'ne Küsse waren seine Worte!
Die Flamme Deines Herzens ist verlodert,
Dein schwellendsüßer Leib zerstäubt, zermodert? —

Ich kann's nicht denken, daß in fernem Städtchen
Im kält'sten Bette schlaft mein glühend Mädchen;

Ich kann's nicht denken — liebesstürmisch streite
Ich mit dem Tod um seine süße Beute!

O komm — wir spotten sein — in meine Arme
Zwing' ich Dich mir herauf, die lebenwarme!
O laß sie reden, daß Du sterben mußen —
Flammt meine Seele doch von Deinen Küssen!

---

7. Der Stern.

Auf Geist und Herzen dumpfe Schwere,
Sah trüb' ich in der Lampe Schein —
Da, wie ich mich zum Fenster kehre,
Liebfreundlich glänzt ein Stern herein.

Er ist es, der trautholde Zeuge
Aus schöner Zeit — er blickt mich an,
Als wüßt' er, was ich längst verschwiege,
Wovon ich kaum noch träumen kann.

— Eins haben wir in seligen Träumen
Zu diesem Stern emporgesehn,
Wenn unter duftigen Lindenbäumen
Wir gingen in des Abends Wehn.

Hell durch die mondbeglänzten Blüthen,
Die dunkeln Blätter, schwamm sein Schein,
Als lauscht' er uns in die erglühern,
Jungfreudigen Herzen tief hinein.

— Als Du noch lebtest, ruhig dacht' ich
Mit leiser Sehnsucht wohl an Dich —

Jetzt, wie aus taubem Schlaf erwacht' ich,
Jetzt war es mir, als riefst Du mich.

Schatten von Worten — froh erbangend
Trinkt euch das Herz mit stummem Ohr,
Und sehnend breitet und verlangend
Der Geist gewaltige Arm' empor.

Er sucht Dir schwindelnd nach zu klimmen
Durch tief verhüllter Fernen Raum —
Bald ruft die Welt mit grellen Stimmen
Ihn wach aus seinem heißen Traum.

Doch schmeichelt in das Herz sich sühe,
Traumhelle, lieblichlinde Ruh,
Als winktest Du mir lichte Grüße
Von jenen stillen Höhen zu.

---

8. Du lebst.

Du lebst in meinem Leben noch wie immer —
Erinn'rung zeigt dem Geist Dich lächelnd noch,
Verklärt von süßer Anmuth Blüthenschimmer —
Noch drückt Dich nicht der Zeit wuchtschweres Joch.

Du lebst, Du blühst wie sonst — ich flüchte träumend
Gar oft zu Dir aus wirrer Welt Gewühl:
Wohl wallt das Herz nicht mehr gluthuberschäumend,
Mir wird dann lieblichmilde, ruhekühl.

Wie leis' auf sommerwelk durchhitzte Matten
Nach roßgem Abend Dämm'rung still sich senkt:

So auf mein heißes Herz sinkt holder Schatten,
Wenn es so ganz, so voll an Dich nur denkt.

Wo? mich gedrückt, gequält, — verweht und schwindet —
Mein unruhpochend Herz, zur Ruh', zur Ruh'!
Es ahnt wohl, wen in schönem Traum es findet?
— Ich lächle — Traum schon deckt mein Auge zu. —

---

9. Ein Traum.

Die Lampe glimmte fort, todtbleichen Scheins,
Schlafstumme Ruh' lag auf der weiten Stadt.
Ich hieß die schaale Neige fort des Weins,
Das heiße Antlitz senkt ich sinnend-matt.

Da weht ein Grau'n mich an — ich sah mich um —
Und Du stehst neben mir und blickst auf mich,
Wie Frag' erharrend, aber düsterstumm —
Ich bebte, meines Busens Wang' erblich.

Du kamst in jenem mir so lieben Kleid',
In dem ich Dich zum ersten Mal gesehn;
Um Deinen Mund ein leiser Zug von Leid
Ließ Dunkles mehr errathen, als verstehn.

Das weiße Kleid, ich hab' es einst geküßt —
Jetzt scheint es mir so seltsam schauerfremd.
Du stehst wie lebend vor mir — doch mir ist,
Als rauschet' um Dich das starre Todtenhemd'.

Du neigst Dich zu mir, fassest meine Hand —
Dein einst so süßer Mund durchgrauset kalt!

Mir ſtockt das Herz, das ſelig liebentbrannt,
Liebſchwanger ſonſt entgegen Dir gewallt.

Ich fuhr empor — der Schauertraum entſchwand.
Doch weht es noch um mich wie Geiſtergruß:
Ich fühl' in meiner Hand bleichkalte Hand
Und meine Lippen kühl von Deinem Kuß. —

---

10. Noch ein Traum.

Was willſt Du nur — das Auge wendet ſich,
— Scheu vor dem eig'nen Blick — Dich nicht zu ſchauen —
Mit Luſterinn'rung ſtreitet Todesgrauen —
Was willſt Du nur — warum verſtörſt Du mich?

In meine Träume drängſt Du bleich Dich ein,
Du ruheſt kalt mit mir auf einem Kiſſen —
Was mir das Leben und der Tod entriſſen,
Was ich erſehnte, ſo nur wird es mein? —

Was willſt Du? — Soll mit matten Thränen noch
Dein dürrberaſ'tes Grab ich überthauen?
Die Thräne ſtockt vor ernſtem, eiſigen Grauen —
Dein Grab, ich ſah' es nie — und ſeh' es doch.

Der Herbſtwind ſpielt im dünnen, falben Gras —
Wer denkt noch an der Fremden Ruheſtätte?
Du ſchlummerſt einſam in dem kalten Bette,
Von Thau und Reif nur wird Dein Hügel naß.

Und kommt der Lenz mit Duft und Sonnenſchein —
Er einzig nur wird mild Dir Blumen bringen,

Das Heimchen nur wird Schlummerlieder ſingen —
Du aber ſchläfſt im dunklen Grab — allein!

— Wir waren jung; verwandelt hat die Welt
Dem Blick ſich wie ein Gaukeltraumgebilde,
Seit Deine Schön' und Anmuth, Huld und Milde
Nicht mehr mit ſtillem Glanze ſie erhellt.

Was willſt Du? Laß mich gehen meinen Pfad,
Laß zuſchau'n mich des Lebens ernſtem Spiele,
Bis ich die Schwelle fand am dunkeln Ziele,
Die lieb mir iſt, weil ſie Dein Fuß betrat!

---

11. Mein!

Des Gartens denk' ich mit den laubigen Hecken,
Der Stunde, wo Du neckend zu verſtecken
Vor meiner Sehnſucht Augen Dich gewußt.
Schwül lag die Sommerſonne auf den Beeten,
Und müde, überhitzte Lüft' umwehten
Mit heißem Fittig Dir die heiße Bruſt.

Du ſahſt mich nah an Dir vorübergehen,
Du lauſchteſt, lachteſt ſtumm bei meinem Spähen —
Scharfaugige Liebe, biſt Du doch ſo blind? —
Durch grüne Nacht lieblächelten zwei Sterne,
Umſonſt — ich ſuchte zweifelnd in der Ferne —
Und mir im Arme lag mein roſig Kind!

— Du biſt geſtorben — und doch iſt mir immer,
Als müßteſt Du im Jugendmorgenſchimmer

Wie damals noch mir heimlich nahe ſeyn —
Du haſt Dich nur verſteckt — bald wirſt Du blühend
Hell lachend mich umſchlingen, lebenglühend,
Nun wieder mein, für Ewigkeiten mein!

12.

Ich fühl' es wohl — Du biſt mir geiſtig nah',
Ob auch mein irdiſch' Auge Dich nicht ſah'.

Wenn froh auf Weib und Kindern weilt der Blick —
In Nacht und Schatten weichſt Du ſtumm zurück.

Doch ſitz' ich einſam bei der Lampe Schein,
Da iſt mir oft, als wär' ich nicht allein.

Da ſeh' ich Dich — da ſchaut aus Deinem Blick
Schmerzvolle Klage um verlornes Glück.

Du Roſ' im Lebensgarten, glühend roth,
Wie brach Dich früh der ernſte Gärtner Tod!

Mir, Bleichverblühte, lebſt Du blühend jung
Im heiligen Leben der Erinnerung. —

Ein Frühlingstraum.

1.

Weil ich wieder, wie schon oftmals,
Etwas spät die Heimath grüßte,
Weil ich statt des Abendsternes
Meinem Pfad zu holder Leuchte
Mir den Stern des Morgens wählte,
Willst Du schmollen, willst Du grollen,
Willst umwölkten Angesichtes
Mit den liebemilden Augen,
Die sonst frühlingsfreundlich lächeln,
Mir in's helle Herz gewittern —
Liebste, das gelingt Dir nicht.

Jener Morgenfreuden denk' ich,
Die in unsrer Liebe Brautlenz
Ich genoß, geduldig duldend.

Kaum im Osten bebt ein Schimmer
Ueber dunkler Häuser Dächer,
Ueber öder Straße Dämm'rung,
Horch! da pocht es an mein Fenster,
Daß ergrimmend klirrt die Scheibe —
Weh'! es reißt aus schönstem Traume
(Wie ich gestern ihm geboten)
Mich der Nacht getreuer Wächter,
Heischend vier versproch'ne Groschen.

Während ich bedeutsam gähne
In nicht morgenheller Laune,
Rüft' ich zum Naturgenuß mich;
Dumpfen Sinn's durchlauf' ich Straßen,
In halbdunkler Zimmer Wirrniß,
Wo verträumte Lampen brennen,
Wünsch' ich gähnend guten Morgen —
Wünschte lieber gute Nacht.

Und Du lachst und schiltst den Träumer.
Liebe Sippschaft, gute Freunde,
Alle, schönen Tags Genossen
Schütteln wundernd ihre Häupter.
Doch zum Wagen! — wachend träum' ich
Weiter jenen schönen Traum.

Und wir kommen an zum Orte
Reiner, ländlich stiller Freuden,
Steigen auf des Hügels Höhen,
Watend tief in gutem Sande;
Sehen ob Kartoffelwäldern
Längst schon aufgegang'ne Sonne;
Gähnen Alle d'rauf Bewund'rung,
Gehen Alle wohl befriedigt
Zu dem ländlich schlichten Frühmahl.
„Sonnenaufgang!" — „„Schlechter Kaffee!"" —
„O Natur!" — „„Weh'! alte Semmel!""
„Welch' Entzücken!" — „„Dünne Milch!"" —

Also nicht, o Vielgeliebte,
Mag man eines schönen Morgens
Hier genießen — man genießt ihn
Besser, wenn man sänftlich schlummert.
Aber dann, wenn der Stunde

Sonst so widerwärtig träge,
Lahme Schritte spornbeeilte,
Daß dem Abend gleich der Morgen
Wunderbar zu folgen schien:
Dann durchhaucht, durchfrischt, durchleuchtet
Uns des Morgens höchste Wonne;
Und die lustgetränkte Seele
Schwillt dem Himmelslicht entgegen,
Das die Erde segnend küßt.

Dann das lampenmüde Auge
Wach im Morgenhauch zu baden,
Dann mit munter hallendem Schritte
Durch verschlaf'ne Straßen wandern,
Wo der Flieder weiche Düfte
Ueber Gartenmauern streut, —
Wo mit freiem Liederjauchzen
Aus dem engen Fensterkäfig
Nachtigall den Morgen grüßt —
Dann in rothem Glanz erglühen
Nachthauchtrübe Scheiben sehn,
Still zu blumumblühten Fenstern
Aufzuschaun, wo holde Mädchen
Roßig, schlummerglühend ruhn,
Und in vollen, vollen Zügen
In die schwüle Brust zu trinken
Deinen Athem, junger Tag: —
Sieh', das nenn' ich Morgenluft!

2.

Laß Dir einen Traum erzählen,
Welcher heut den Geist noch schimmernd,
Blumenduftig mir durchweht.

Sieh, mir war: ich ruht' in einem
Blühenden Garten, lenzgemuthig,
Hell das Herz und hell das Auge;
Und der Garten mahnte traulich
Mich an jenen stillen Blühplatz
Hinter schlichtem Vaterhause
In der lieben Heimathstadt.

Auf dem sonnigduftigen Rasen
Lag ich sanft, behaglich müde,
Vor dem Mauerwandspaliere,
Wo die Rebe blühend rankte.

Weh! sie war höchst melancholisch,
Meine sonst so heitre Freundin,
Wie ich's war, als helle Liebe
Mir das junge Auge trübte.
Und sie weinte stumm und leise,
Weinte bitterlichste Thränen
Aus den großen Knospenaugen.
Als ich wundernd sie betrachte,
Mitgefühlvoll, herzerschüttert,
Hör' ich seufzerliches Schluchzen
Mir zu Füßen, und ich lausche:

„O, daß ich, der Unglückselige,
Nieder'm Unkraut zugesellet,
Scheu zu Dir nur, der Holdhohen,
Muthvoll aufblicken kann,
Während ich, nach Höh'rem strebend,
Weltbeglückung heißersehnend,
Trostlos, rathlos mich verzehre!
Welch ein Loos ist mir geworden,

Mir von Selbstgefühlqual-Wunden!
Schnöde Regenwürmer schlängeln
Sich durch meine zarten Wurzeln;
Eine ganz gemeine Raupe
Zehrt an meinen Blättergliedern;
Traurig muß ich so verkommen
In der Welt, der kalten, rauhen,
Die Talent, Beruf verachtet, —
Und Du bleibst mir ewig ferne!
Deines Ruhms voll ist die Erde,
Auf den Wahnwunsch schon verzicht' ich,
Einmal Deiner werth zu seyn.
Hätt' ich nimmer Dich verlassen
Trauter, heimathlicher Wald,
Wo ich herrschte, wo ich aller
Blumen Herr und Meister war!"

Und sie lauscht der stillen Klage,
Wie die Fürstin, heimlich liebend,
(In verschiedenen Romanzen)
Auf den schönen Pagen huldblickt,
Schaut die hohe, sehnsuchtschmerzvoll,
Thränenschauertrüben Auges
Diesen edlen Blumenjüngling,
Der so duftre Liebesklagen
Auf zur holden Herrin duftet.

Rebe ringt die Rankenarme,
Weint, wo möglich, mehr als früher,
Möchte neue Augen treiben
Eiligst, um noch mehr zu weinen;
Und die Tropfen regnen nieder,
Stäuben hierhin, stäuben dorthin,

Leicht verweht vom Frühlingswinde,
Träufen lind auf Tausendschönchen,
Tulpe, Veilchen, Sonnenblume,
Lilie, Rose, Aster — Alle,
Die ich in dem bunt'sten Kranze
— Zeitgeschieden, traumverbunden —
Blüh'n auf jenem Beete sah.

Tausendschönchen sah verdrießlich,
Wie ein Mädchen auf dem Balle,
Wenn der heimlich Herzerkorne
Sie nicht sieht, nach Andern blickend.
— Ei, wie lächelt sie jetzt lockend,
Freudeschimmerüberstrahlet,
Hebt das holde Blüthenhäuptchen
Trutzig-lieblich, und der Falter,
Der der prunkend stolzen Tulpe
Eben noch Visite machte,
Kann am ländlich holden Kindchen
Gar nicht satt sich sehn — er naht ihr —
Wie er flüstre, trau' ihm nicht!

Und die Tulpe wird vor Aerger
Röther noch, als sie gewesen —
Sieh, da tropft es duftig nieder —
O, wie blickt sie still beruhigt,
Adlig würdigen Freudelächelns!
Denkt sie jener schönen Zeiten,
Welche leider längst dahin sind,
Wo sie aus dem Blumenpöbel
Ragt in angeborenem Glanze?
Neue Zeit, du mußt dich schämen
Vor der alten guten Zeit! —

Veilchen, traf auch dich ein Tropfen
Jener duftigen Labethränen?
Bietest schüchtern den bescheidnen
Blumenkelch zum ersten Male
Rausch der Sonne Flammenblick? —

Sonnenblume, wie? du starrest
Mit dem etwas dummen Antlitz
Nicht hinauf zur Himmelsfürstin?
Neigst zur Rede dich — dir dämmert
Wohl ein Ahnen: wie sie sauge
Satt sich an der Sonne Strahlen,
Daß sie mild uns schenken könne
Eine flüssige Sonnengluth! —

Blasse Lilie, du erröthest,
Wie die Jungfrau, süß erbangend,
Vor dem scheuen Traum erröthet,
Der sie kosend Nachts geküßt.

Holde Rose, trübe blickst du,
Und ich lausche — Bienensummen,
Sperlingzwitschern — hat die Schönheit
Keinen würdigen Sänger mehr?
Nachtigallenlied ertönt nicht? —
Treulos hat er dich verlassen,
Seines jungen Herzens Braut!
Hat solide sich vermählet,
Hat erzielet manche Kinder,
Und als pflichtgetreuer Gatte
Atzt er seine süßen Kleinen —
Aber singt nicht mehr: — es mangelt
Ihm die Zeit zu eitlem Singsang.

Hör' ſie piepſen dort im Neſte,
Des philiſterhaften Lieblings
Hungrig ungezogne Brut.
Doch du wendeſt ſtill das ernſte,
Schönheitſtolze Auge ab.

— Sieh, da ſendet deine Freundin
Dir der Liebe Thränengruß,
Und es färbt in ſüßem Rauſche
Roſiger deine Wange ſich;
Schüttelſt von dir Gramgedanken,
Wie im Morgenwind den Thau:
Haſt verziehen, haſt vergeſſen,
Träumſt dich wohl in lichte Heimath,
Grüßeſt wohl die holden Schweſtern,
In des Oſtens Blumenreich.

Aſter wundert ſich: „Ich hörte
Einſt von einer Spätlingsroſe,
Die ſich einſam langeweilte,
Daß die Sonne warm und linde
Auf gewiſſe Blumen ſcheine.
Ja, ſie ſterben auch, doch freudig,
Wenn der letzte Duft verathmet.
Und wir Armen, wir erfrieren,
Die noch gar nicht ſterben wollen,
Eh' wir's merken, über Nacht.
Dieſes ſcheint mir ungebührlich — —
Doch wie wird mir — welch ein Wunder!
Iſt die Erde jung geworden?
In's gelobte Land des Frühlings
Hab' ich einen Blick gethan!
— Beſten Dank, Frau Nachbarin!“

— Und die Rede, freudedarbend,
Sieht das helle Freudelächeln
Auf so vielen Blumenwangen —
Und nur er, er lächelt nicht.
Er ersehnt im glühenden Herzen
Vollste, süßeste Vereinung
Mit der heißgeliebten Braut.
In dem frohen Sonnenscheine
Düster blickend steht er da.

Und ich seh' ihn an voll Mitleid,
Denk' an altgewordne Schmerzen,
Wünsche, möchtet doch ihr Armen
Bald so glücklich seyn wie ich!

Dichterwünschen lacht Erfüllung
Wohl im Traum nur — so geschah es,
Daß ich eine schlanke Jungfrau
Plötzlich vor mir stehen sah.
Breite, grüne Blätter schlangen,
Wie zum Brautkranz um die vollen,
Goldenhellen Locken sich.
Und ein Mädchenkreis umstand sie
Mit brautjungferlichen Mienen: —

Ei, Dich kenn' ich, Jungfräulein!
Stolze Dame, Sie auch kenn' ich,
Dich, Du still blauaugig Kind —
Dich, vom Sonnenstrahl Erglühte, —
Dich, Du feines, bleiches Mägdlein, —
Dich, Du rosenwangige, —
Dich, die herbstlich frösteind altert. —

Und ein Jüngling, hold und blühend,
Kniete vor der schönen Herrin.
Bebend vor des heißen Herzens
Still geheimen Liebeswünschen,
Neigt sie sich, sie reicht die Hand ihm —
Und in seligem Umfangen
Glühen Beid' im ersten Kuß!

3.

Welch ein Klang! — Ist auch der Rose
Alter Liebling rauscherglühet? —
Doch so süß erklang noch nimmer
Eines Sprossers Liebesgirren —
Und der Traum verschwebt, erblassend
Vor der holden Wirklichkeit.

Nicht auf frühlingsduftigem Rasen, —
In dem dämmrigkühlen Keller,
Auf dem harten Wirthshaustische,
Ruhte mir das traumdurchflammte,
Schwere Haupt — ich hob es langsam
— Ihrem alten Freunde winkend,
Vor mir stand die edle Bowle,
Goldenvoll von Maiennektar.
— Wahrheit war der Traum geworden —
Und die Freunde ließen klingend
Sich die hellen Gläser küssen. —

Meine heiße Lippe kühlt' ich
Sanft mit eines Glases Inhalt,
Auf das Wohl der wohlvermählten
Rebe mit Waizmeisterlein;

Füllt' es wieder, lächelblickend:
Sie! — Die vollen Gläser klangen. — —

Liebste, klang es Dir im Ohr nicht,
Wie ein Liebeswort des Freundes?
Hat ein Traum Dir nicht verkündet,
Daß ich fröhlich Dein gedacht? —
Wie hier Blüth' und Frucht sich einten,
Freudig Lenz und Herbst sich küßten,
Werd' einst unser's hellen Lebens
Stiller Herbst durchweht vom Lenzduft
Blühender Erinnerung! —

Besuch bei Ludwig Tieck.

(1835.)

Es geschieht selten, daß man einem Dichter bei seinen Lebzeiten jene aus Bewunderung und Ehrfurcht gemischte Huldigung erweist, mit der oft der Name des Todten überschüttet wird. Nur einer hat im vollsten Maaße diese Huldigung lebend genossen, seine Stirn hat der Weihrauch umspielt, der sonst nur die starren Züge einer Leiche umduftet. Dieser Eine war Goethe. Mit einer Ehrfurcht, die man nur Königen oder Todten zollt, ward der Name dieses Dichters genannt, als er ein achtzigjähriger Greis mit dem jugendkräftigen Herzen, mit dem Auge des Zeus, wie eine Erscheinung aus andern Welten vor uns stand. Es war, als sei ein Gott des versunkenen Olympos Geheimrath und Minister geworden in Weimar, und im Herzen baute Jeder unwillkührlich dem vermummten Gotte Altäre. — Goethe ward als deutscher Dichterkönig von seinem Volke anerkannt, und trug den unsichtbaren Purpurmantel über seinem geheimräthlichen Frack mit vieler Würde, viele Jahre lang.

Er starb, und nun wollten Viele schnell einen neuen Dichterkönig wählen; man wußte aber nicht recht, auf wen die Wahl eigentlich fallen solle. Daß Ludwig Tieck dieser

Wahl würdig sei, litt vielleicht kaum einen Zweifel; aber es war ein eigenes Ding, einen Mann zum deutschen Dichterfürsten zu machen, von dem das deutsche Volk wenig oder gar nichts wußte, den es höchstens zuweilen kühl bewunderte, aber keineswegs liebte. Außer Ludwig Tieck ward noch ein anderer Ludwig in dieser mißlichen Angelegenheit vorgeschlagen, nämlich Ludwig Uhland. Auf seiner Seite war das deutsche Volk, während die Vornehmen im Reiche der Poesie, die Gebildeten, die Beisenen, für Ludwig Tieck stimmten. Da man über die Wahl nicht einig werden konnte, fiel es den Meisten ein, daß das Reich der deutschen Poesie auch sehr wohl ohne erklärtes Oberhaupt bestehen könne und Niemand zerbrach sich weiter den Kopf, welcher Ludwig auf Wolfgang I. folgen solle.

Ludwig Tieck nahm von jeher eine Stellung ein, die ihn immer dem deutschen Volke fremd bleiben ließ. Nur in seinen frühsten, ziemlich unbedeutenden Productionen, in dem Abdallah, William Lowell bequemte er sich dem Zeitgeschmack, bald aber folgte er einer eigenthümlichen, seines Genius würdigern Richtung, seine Märchen, seine Genoveva, sein Octavian, Werke, in denen sich seine Poesie, sein Witz auf das glänzendste zeigten, hatten das Unglück, nicht gelesen zu werden. Daß der „Phantasus", ein Werk, wie unsere Literatur kein ähnliches besitzt, nicht zu Makulatur geworden ist, hat es nicht seinem inneren Werthe, sondern nur seinem beispiellos schlechten Papier des Verlegers zu verdanken, welches selbst zur Makulatur unbrauchbar ist.

Daß er auf diesem Wege keine Hoffnung habe, bekannt zu werden, mochte Tieck wohl einsehen; er schlug

eine andere Richtung ein, die ihn bekannter, wenn auch nicht bekannt gemacht hat. Im Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für das Jahr 1822 erschien seine Novelle: „die Gemälde", die als etwas Gottreffliches, Eigenthümliches anerkannt, aber doch mehr bewundert als gelesen wurde. Gleiches Loos traf die rasch darauf folgenden übrigen Novellen. Man hält Tieck jetzt allerdings für unsern ersten Novellisten, aber daß die Erzählungen von Spindler, Tromlitz, Blumenhagen ꝛc. mehr gelesen werden, als die seinen, unterliegt keinem Zweifel. Auch seine kritischen und Uebersetzer-Verdienste sind kaum anerkannt worden.

Die Bewunderung Einzelner hat diesen Dichter für die Theilnahmelosigkeit seines Volkes entschädigt. Er steht als der erste unter unsern jetzt lebenden Dichtern da, wenn man ihm auch nicht jene allgemeine Huldigung darbringt, wie sie Goethe zu Theil wurde. Auch gilt Tieck für eine Merkwürdigkeit Dresdens, die man sehen muß, wie die Gemäldegallerie oder das grüne Gewölbe. Es kommt wohl nur selten vor, daß ein Fremder in Dresden gewesen ist, ohne Tieck besucht zu haben.

Ich kam Abends in Dresden an, und mein erster Gang am andern Morgen war zu Tieck, dem von mir hochverehrten Dichter. Man führte mich durch ein saalartiges Zimmer in ein kleines Gemach, dessen Wände mit hohen Bücherschränken bedeckt waren. Vor einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tische stand Ludwig Tieck. Seine Haltung ist gebeugt, seine Gestalt nach der einen Seite zu gekrümmt, das Hohe, Ergreifende seiner Erscheinung liegt nur in seinem Gesicht. Seine Gestalt ist die eines Greises, sein Kopf der eines kräftigen Mannes. Ich

habe selten einen schönern Kopf gesehen; die Portraits, die man von ihm hat, taugen sämmtlich nichts. Ein hoher Adel des Geistes spricht aus den feinen Zügen des blassen, schönen Gesichts und aus dem wunderbaren Auge, das in einem eigenen, seltenen Glanze leuchtet. Das ist ein Auge, zu dem jedes schöne Mädchen sich Glück wünschen könnte. Tieck war in einem Hausrock von schwarzem Sammet gekleidet, ein Barett von schwarzem Sammet bedeckte seinen Kopf und Schuhe von demselben Stoff seine Füße. Mit höflich freundlichen Worten reichte er mir seine schöne Hand, und behielt dieselbe höfliche Freundlichkeit während unserer Unterhaltung bei. Man hatte mir Tieck ganz anders geschildert, nämlich als kalthöflich und gemessen; später hörte ich, daß er gegen die Dresdener, die er nicht liebe, sich auf diese Weise benehme, während er gegen Fremde, und namentlich gegen seine Landsleute, die Berliner, sich liebenswürdig und freundlich zeige.

Nach den Einleitungsworten wandte sich das Gespräch natürlich auf Literatur — ich sage natürlich, denn mit einem Schriftsteller unter Büchern kann man kaum von andern Dingen sprechen, als eben von Büchern. Ich erzählte ihm, welche Wirkung sein Phantasus vor kurzer Zeit auf mich gemacht habe.

Ich hatte nämlich einige Wochen in Teplitz zugebracht und bei dem dortigen Mangel an geistigem Leben zu einer Leihbibliothek die Zuflucht genommen, in der ich einen Wiener Nachdruck des Phantasus fand. Freudig eilte ich in den „Tempel" und begann dort bei einem Seidel Rehwecker-Ausstich im Phantasus zu blättern. Ich las das wunderbare Märchen: „der Runenberg," in welchem jener

geheimnißvolle Grauen, das oft sinnüberwältigend aus Gebirg und Wald spricht, so tief erschütternd geschildert ist. Jetzt erst glaubte ich, diese Dichtung ganz verstanden zu haben. Ich hatte das Märchen schon oft gelesen, aber im märkischen Flachlande, fern von Gebirgen, die ich nie gesehen, und deren Bild ich mir nur nach den Rüdersdorfer Kalkalpen entwerfen konnte. Mir ward märchenscheu und zauberbang zu Muth in dem einsamen Zimmer. Es dämmerte schon, als ich das Buch zuschlug und den Heimweg nach meiner Wohnung in Schönau antrat. Dieser Weg ist der Aussicht wegen überaus reizend. Auf der einen Seite zogen sich dunkele Waldhöhen des Erzgebirges hin, auf der andern ragte hoch der Milleschauer Berg aus der Bergreihe des Mittelgebirges empor; vor mir lag der Schloßberg mit seinem weißen Gemäuer. Meine Seele war noch voll von Märchendrang und Zaubersehnsucht. Ich stand still und schaute hinüber nach der Bergkette des Erzgebirges. So hatte mich der Anblick dieser Berge noch nie ergriffen wie heut. Mir war, als wollten unsichtbare Bande mich mächtig hinziehen nach dem Gebirge, als käme ein wunderbares stummes Locken von dort her zu mir, als riefen mich tausend seltsame Naturstimmen! Dort, wo die Trümmer der Geyersburg sich deutlich auf dem Walddunkel abzeichneten, meinte ich jenes wunderbare Waldweib zu sehen, die glänzende Marmorpracht der riesig schönen Glieder, umwogt von dem dunklen Lockenmeer, in der Hand die blitzende, zauberische Tafel. — Wie in einem unruhigen Traume kam ich nach Hause, ich konnte wenig schlafen, und als die Sonne über der Baskopola emporstieg, schritt ich schon, den Blick auf die duftumsponnenen Gipfel des Erz-

gebirges gerichtet, jene märchenhafte Gebirgsliebe im Herzen, rüstig in den frischen Morgen hinein. Ich streifte einige Tage, wie von einem seltsamen Märchentraume befangen, in den Waldungen des Gebirges umher, und lauschte den lauten Worten der rauschenden Wipfel und der stummen Sprache der Berge. Endlich aber rieb sich dieser Märchentraum an der Prosa des Lebens auf, an meinen müden Beinen und wundgelaufenen Füßen. Müde und matt kam ich am Abend des zweiten Tages nach Teplitz zurück, um meine Lectüre des Phantasus ruhiger fortzusetzen.

Als ich nun dem Dichter des Phantasus von dieser Gebirgswanderung erzählte, flog ein Lächeln der Erinnerung über seine Züge und er sprach lebhaft von seiner Jugend, von dem Eindruck, den der erste Anblick einer Gebirgsgegend auf ihn gemacht habe. So ergreifend er solche Eindrücke in seinen Schriften zu schildern weiß, so ergreifend weiß er auch davon zu sprechen, ich sah bei seinen Worten den Dichter, der jetzt ein ältlicher Mann, als ein Hofrath, vor mir saß in der keineswegs poetischen Stadt Dresden, als rüstigen Jüngling in romantischer Tracht mit hellem Auge von Berg zu Berg steigen, ich sah ihn athmend ruhen in kühlgrüner Waldeinsamkeit, und durch die Waldschatten kam in überirdischer Schöne die Fee Gloriana und ihr Kuß weih'te den Jüngling zum Dichter.

Einige Fragen nach Berliner literarischen Zuständen weckten mich aus dem Traume, in den mich seine Worte gezaubert hatten. Er fragte mich nach Raumer, Steffens, W. Alexis. Das Gespräch irrte nun unstät, oft schmetterlingsartig, über die verschiedensten Gegenstände der Literatur.

Tieck zeigte eine genaue Kenntniß der neuern literarischen Erscheinungen, wie man sie selten bei ältern Leuten findet. Damals war gerade die Aufmerksamkeit auf einige neuere Schriftsteller gerichtet, die sich unter einem vielfach angefochtenen Namen bekannt machten. Die Schriften Gutzkow's mißbehagten Tieck, ihrer Frostigkeit wegen, gänzlich. Von Th. Mundt lobte er eine Rezension seiner Novelle „Tod des Dichters" sehr, die ihm dieser zugesandt hatte; er sagte mir, daß ihn diese Aufmerksamkeit eines ihm persönlich unbekannten Freundes sehr freue; aber mit dem damals erschienenen neuesten Werke dieses Schriftstellers könne er sich nicht befreunden, und begreife nicht, was Mundt damit wolle und bezwecke. Aehnliches sagte er von dem „Haus Düsterweg" seines Freundes Häring, so sehr er das Talent desselben auch in diesem Buche schätzte.

Daß Tieck Heine's dichterische Eigenthümlichkeit nicht erkannt hat, bewies mir sein Urtheil über das Buch der Lieder. Dieser Mensch, sagte er, macht recht hübsche Lieder; er zeigt nachher aber deutlich, daß diese Dinger nur gemacht sind; denn im letzten Verse zerstört er sie wieder durch irgend eine Dummheit oder einen Witz, der da gar nicht hingehört. — Als ich ihm einwandte, daß es ja auch einen Schmerz gebe, der sich eben in einer solchen Zerstörungswuth kund thue, daß ein wundes Dichterherz sich ja nicht blos in lyrischen Thränen, sondern auch in bittern Hohnworten Luft machen könne und daß diese Dornen Heine's Poesie-Rosen gerade charakterisirten — schüttelte er den Kopf. —

Die in der letzten Zeit neu aufgetauchten bedeutenderen Lyriker kannte Tieck sehr wohl; über Karl Mayer und

Lenau äußerte er sich beifällig, während Gustav Pfizer ihm unbedeutend und verdienstlos erschien. Eichendorff's Lieder lobte er sehr; aber seine größeren erzählenden Arbeiten, namentlich „Dichter und ihre Gesellen", desgleichen die phantastisch-polemischen Dramen dieses Dichters (Krieg den Philistern, Meierbeth's Glück und Ende), nannte er Nachahmungen seines Sternbald und seiner dramatischen Märchen. Daß ihm unter unsern jetzt lebenden dramatischen Dichtern Immermann und Uechtritz am höchsten stehen, hat er schon früher öffentlich ausgesprochen. Ueber Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde und Bettina's Tagebuch äußerte er sich mit Empörung: er begreife nicht, wie das Publikum das Unsittliche und Erlogene in diesem Buche nicht merken wolle.

Als ich nach seinen jetzigen literarischen Beschäftigungen fragte, sagte er, daß er mit Eifer an einem Werke über das Leben des Cervantes arbeite. Auch werde er ein Buch über das spanische Theater und die dramatische Literatur der Spanier, die bis auf Calderon und Lope de Vega sonst gar nicht gekannt sei, vollenden. Eine größere Novelle in zwei Theilen, „der junge Tischlermeister", die er schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen habe, und von der seit zwölf Jahren schon mehrere Bogen gedruckt seien, solle in Kurzem erscheinen. Einige kleine, unbedeutende Neuigkeiten enthalte auch die Sammlung seiner neueren Novellen, von der vier Bände so eben herausgekommen wären. Zu seinen bessern und eigenthümlichsten Novellen rechne er eine Novelle, welche der nächste Jahrgang der Urania bringen werde. (Diese Novelle, „Eigensinn und Laune", ist erschienen und vielfach besprochen

und angefochten worden; wenige Stimmen nur haben ihre Verdienste anerkannt.) — Auch sagte Tieck, daß er dem dritten Bande von Shakespeare's Vorschule einen Theil seiner Muße widme.

Da ich ihm mein Erstaunen über diese vielfachen Beschäftigungen zu erkennen gab, erwiederte er, daß er die Eigenheit habe, an mehreren Werken zugleich zu arbeiten, daß aber seine Kränklichkeit seine literarischen Beschäftigungen oft unterbreche. Ich fragte nach dem so oft angekündigten zweiten Theil des „Aufruhrs in den Cevennen"; er erwiederte, daß er den nächsten Winter zur Vollendung desselben bestimmt habe.

Die neufranzösische Romantik verdammt Tieck bekanntlich. Seinem ruhig klaren Wesen sagte das wilde Treiben in jenen Dichtungen nicht zu. In Hugo's Notre Dame erkennt er wenigstens ein Talent des Autors, das Talent, unwiderstehlich zu fesseln, während er die Schauspiele von Victor Hugo und besonders „le roi s'amuse", ganz verwirft. Ueber der oft stümperhaften Erfindung und Effekthascherei in Hugo's Dramen übersieht er das Dichterfeuer, das unläugbar diese allerdings mangelhaften Schöpfungen belebt.

Als ich aufbrach, lud er mich zu den Abendgesellschaften ein, die er täglich bei sich sieht. Von diesen Gesellschaften und Tieck's Vorlesen hatte ich schon so viel gehört, daß ich dem Abend mit nicht geringer Erwartung entgegensah.

Als es sechs Uhr schlug, eilte man von der wahrhaft erbärmlichen Kunstausstellung auf der Brühl'schen Terrasse, in der nur wenige Gemälde den Namen einer Kunstausstellung verdienten, nach dem Hause am Altmarkt, dessen

Belle-Etage Tieck bewohnt. Unterwegens fiel mir der Aufsatz von K. Gutzkow ein: „der Hofrath Tieck", abgedruckt im Phönix. In diesem Artikel zeichnet Gutzkow eine boshafte Karrikatur von Tieck's häuslichem Leben: er schildert den Dichter als einen von Weibern beherrschten Schwächling, der täglich sein Pensum schreiben müsse, weil seine Tyranninnen das so haben wollten. Darauf persiflirt Gutzkow auf malitiöse Weise Tieck's Vorlesungen; er kommt nach dieser langen Einleitung auf Tieck's Novellen: „die Vogelscheuche" und „die Reise in's Blaue", indem er durch ein falsches und abgeschmacktes Urtheil bewies, daß er keine von diesen Novellen gelesen habe. Diesen Aufsatz konnte ich an dem Abend nicht vergessen; Vieles erinnerte mich daran, obgleich Gutzkow die einfachsten Dinge auf das Lächerlichste übertrieben hat. Die Gesellschaft bei Tieck bestand, außer mir und einem jungen Prager Literaten, nur aus Damen. Die interessantesten Erscheinungen darunter waren mir Tieck's Tochter, Dorothea, von der man erzählt, daß viele Parthien von ihres Vaters Novellen von ihr herrührten, und die Gräfin v. F., Tieck's Hausgenossin, die er im Phantasus unter dem Namen Emilie so anziehend gezeichnet hat.

Nach dem Thee ward Tieck aufgefordert, etwas vorzulesen. Er wollte ein neues Werk von F. v. Uechtritz, „die Chaldäer", dessen Manuscript ihm der Dichter zugesendet hatte, und das er sehr rühmte, wählen, entschied sich aber, da mehrere seiner Zuhörerinnen dasselbe Drama erst vor wenigen Tagen gehört hatten, für die „Rosamunde" desselben Autors.

Tieck liest auf eine Weise vor, wie ich sonst nie habe

vorlesen hören. Er besitzt ein sehr schönes Organ und hat dasselbe auf eine bewundernswerthe Weise ausgebildet. Was ihn aber gänzlich von den Vorlesern unterscheidet, die sich in großen Städten zuweilen öffentlich hören lassen, ist sein Streben, nie die Schönheit seines Vorlesens, sondern nur die Schönheit des Gedichtes zu zeigen.

Jene öffentlichen Vorleser wollen nur sich zeigen und bewundern lassen, und verhunzen nicht selten bei den sogenannten Prachtstellen ein poetisches Meisterwerk, um den Beifall des Haufens zu erhaschen, der das harmonische Ganze eines Kunstwerkes nicht zu erfassen versteht. Tieck hebt in seinen Vorlesungen nie ein Einzelnes auf Kosten des Ganzen hervor; da ist kein Haschen nach Effekt, nach momentanem Beifall, und die Kunst seines Vorlesens erscheint um so bewundernswürdiger, als er diese Kunst kaum merken läßt. Der Beifall der Zuhörer äußert sich darum auch am Schluß der Vorlesung fast nur in Bewunderung des Gedichts, dessen Schönheiten Jeder erst jetzt ganz verstanden zu haben glaubt, eine Bewunderung, in die Tieck mit treffenden Bemerkungen über das Stück einstimmt. Die Vorlesung der Rosamunde machte einen sehr verschiedenen Eindruck. Während mehrere von den Zuhörerinnen dem Gedicht mit Theilnahme folgten, suchten andere umsonst unter gemachter Bewunderung ihre Langeweile zu verstecken. Die Eine, eine ältliche, runde Frau, nahm an Rosamunden's Liebe und Rache nicht den geringsten Antheil, und während des großartigen Kampfs der Leidenschaften kämpfte sie sichtlich mit dem Schlafe.

Als ich ging, wiederholte Tieck seine Einladung, ihn des Abends so oft es mir beliebe zu besuchen. Leider konnte

ich von dieser Einladung keinen Gebrauch machen, da die Zeit für meinen Aufenthalt in Dresden gemessen war.

Am andern Abend besuchte ich das Dresdner Theater. Meine Hoffnung, hier einem erfreulichen Einfluß von Tieck's Wirken zu begegnen, wurde getäuscht; eine höchst mittelmäßige Aufführung von zwei höchst mittelmäßigen Stücken trieb mich bald aus dem Theater.

Tieck's Stellung in Dresden ist keineswegs eine erfreuliche. In seinem Wirkungskreise beim Theater muß ihm der Hofrath Winkler bei der Verschiedenheit ihrer Ansichten schroff gegenüberstehen, und der letztere hat das Publikum auf seiner Seite; denn „Christinens Liebe und Entsagung" wurde mit Beifall aufgenommen, während Calderon's „Dame Kobold" und Shakespeare's „Heinrich der Vierte", von Tieck auf die Bühne gebracht, durchfielen.

Tieck kam in einer Zeit nach Dresden, wo die deutsche Unterhaltungsliteratur fast ganz in den Händen der Dresdner Schriftsteller und ihres Anhanges war. Kind, Schilling, Laun, Theodor Hell waren damals Männer des Tags: ihr Hauptorgan, die Abendzeitung, war das Beliebteste von allen deutschen Journalen. H. Clauren, van der Velde, Tromlitz, Bronikowsky, Houwald, Weisflog, E. Gehe und viele Andere schlossen sich den Dresdner Literaten an. Lorbeerkränze waren damals wohlfeil in Dresden; da galten Alle für große Schriftsteller, und sie lobten und priesen einander in Friede und Eintracht, und der alte Böttiger schrieb weitläuftige, citatenreiche Abhandlungen über die großen Verdienste eines Jeden. Alle waren sehr betriebsam und entsetzlich productiv; sie gaben Almanache heraus

und Sammlungen und Journale, um nur ihre poetischen Kindlein unterbringen zu können, und die Arnoldische Buchhandlung mußte die Erzählungen aus der Abendzeitung noch einmal drucken zur Freude der Leihbibliotheken.

In diesen literarischen Ameisenhaufen trat nun Tieck. Daß jenen Leuten ein solcher Beobachter sehr ungelegen kam, läßt sich denken; hatte er sich doch früher selbst unterfangen, ihnen den würdigen Böttiger lächerlich zu machen im gestiefelten Kater. Daß sie dessenungeachtet gute Miene machten, ließ sich erwarten. Tieck zeigte sich auch gar nicht zurückstoßend, er ließ mit sich umgehen, er schrieb selbst Theaterrezensionen für Dresdner Journale; aber er wollte ihnen doch nicht recht behagen, er stimmte doch nicht mit ihnen überein. Wie malitiös und treffend beurtheilte er z. B. das Houwald'sche Machwerk, den Leuchtthurm, das der gutmüthige Böttiger bis zu den Sternen erhoben hatte. Tieck gefiel den Dresdner Literaten nicht, und sie gefielen ihm nicht. Er zog sich von ihnen zurück und kümmerte sich nicht um sie; aber seine bloße Anwesenheit war doch den Meisten ein Stein des Anstoßes. Wilhelm Müller sagte einmal darüber sehr treffend: „es genirt die Zwerge, wenn ein Riese auf ihrem Spielplatze steht, ob er ihnen auch den Rücken zugewendet." — Reibungen und Feindseligkeiten waren häufig; Tieck hielt sich lange ruhig. Endlich, in der „Vogelscheuche", geißelte er seine Gegner, und schilderte sie in der Gesellschaft der „Ledernen".

Tieck steht ziemlich einsam in Dresden; er ist auf einen kleinen Kreis und auf die zahlreichen Fremden beschränkt, die ihn täglich besuchen. Er repräsentirte gegenwärtig allein die Literatur Dresdens; denn seine literarischen Antipoden

sind alt und schwach geworden und spuken nur zuweilen noch in der Literatur als ihre eigenen Gespenster. Von jüngeren Kräften aber finden wir in Dresden keine Spur, und so erscheint dort gegenwärtig Tieck, wie die Pyramiden im Wüstensande, um so größer und bedeutender, je flacher seine literarischen Umgebungen sind.

Ein neuer Ueberall und Nirgends.

(1835.)

Im Menschen liegt der Wunsch, nicht wie die Blume des Feldes zu blühen und verblühen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Es drängt uns, auch in den Baum der Zeit unsere Namen zu graben, daß sie, spät verwachsend, unser Gedächtniß auf die Geschlechter nach uns bringen. Jener Drang im Menschen, etwas zu thun, was unser Gedächtniß leben läßt, wenn wir dahin sind, hat große Männer gemacht, aber auch einen Herostrat und manchen großen Schurken ausgebrütet. Es leben auch Viele, die weder zu einem großen Mann, noch zu einem großen Bösewicht Anlage haben. Diese guten Leute sind es, welche ihre respective Namen, um sie zu „verewigen", wie man es nennt, in alle möglichen Fensterscheiben schreiben, in Bäume und Bänke schneiden, in Steine und Mauern kratzen. Für diese Leute sind die Folio-Stammbücher in Ruinen, auf Bergen, die um der Aussicht willen berühmt sind, welche man dort genießt, und an andern besuchten Orten. Da hat Jeder das Recht, seinen Namen und seine Empfindungen aufzuzeichnen, und von dieser Erlaubniß macht der deutsche Philister stets Gebrauch. Das schadet auch Nichts, denn Niemand braucht das Geschreibsel zu lesen; aber was

soll man sagen, wenn die Besudelung der Wände in's Große getrieben wird, wie das der Fall ist in der sächsischen Schweiz, in dem Kuhstall und Predischthore, wo die Felswände mit vielen Hunderten von Namen so bedeckt sind, daß man kaum die Farbe des Felsens erkennen kann.

Dort kann man übrigens noch allenfalls meinen: ein Narr hat Viele gemacht; aber bei manchen Menschen ist diese Beschmutzung der Wände zu einer Manie geworden, die keinen Ort verschont, die sich in seltsamen Uebertreibungen gefällt.

Ich lebte einige Wochen in Teplitz, und versäumte nicht, die reizenden Umgebungen des Badeortes zu durchstreifen. An einem schönen Abend bestieg ich den Schloßberg; meine trunkenen Blicke schweiften über die schöne Gegend hin, und weilten bald auf den duftumhauchten Waldhöhen des Erzgebirges, auf dem Biliner Felsen oder der waldigen Baskopola, aus deren Waldkronen sich der Mileschauer Berg und der spitze Kletschenberg hoch in die blaue Luft hoben; bald ruhte das Auge auf dem fernen Silberband der Elbe bei Außig oder auf den zahlreichen Dörfern und Häusern in der Ebene. Als ich endlich den ermüdeten Blick, vom Abendroth geblendet, auf die Burgtrümmer des Schloßberges wandte, fiel mir ein Name auf, der mit kolossalen schwarzen Buchstaben hoch auf die eine gelblichweiße Mauer gemalt war; ich las: „J. KISELAC, 1828." Der Schreiber muß sich's haben sauer werden lassen, denn ohne Leiter oder eine Vorrichtung kann es ihm nicht möglich gewesen seyn, dort hinauf zu gelangen.

Am andern Morgen fuhr ich mit dem Stellwagen, der von Teplitz dreimal täglich nach dem Bergstädtchen Graupen

geht, um die Ruinen des Bergſchloſſes, das man jetzt Roſenburg nennt, zu beſehen. Das iſt ein gar freundliches Plätzchen, wo ſich die Poeſie eine Hütte gebaut zu haben ſcheint. In einen blühenden Garten ſind die Trümmer verwandelt; überall duftige Blumenbeete — aus jeder Mauerſpalte keimen Roſenbüſche. Ich warf mich auf eine Raſenbank, die grün überſchattet ward von den Sträuchern, welche in den Mauerritzen wurzelten. Die Blätter über mir zitterten leiſe im Luftzug, eine Lerche wiegte ſich in der ſonnenhellen Luft; ich hörte ihr Lied nicht, aber mir im Herzen klang und ſang es ... das waren einige Verſe, die mir aus früheren Tagen nachhallten im Buſen:

„In Trümmer iſt zerfallen das alte ſtolze Schloß;
Nun wiegt ſich auf den Trümmern manch' junger Blüthenſproß.
Die Mauern überwuchert des Frühlings junges Grün,
Die Blätterranken flüſtern, die Blumen duften und blühn. —
Du meiner Jugendliebe hellleuchtender Zauberpalaſt
Zerfielſt im Sturm des Lebens in Schutt und Trümmer faſt.
Nun überwölbt die Ruinen Erinn'rung mit ihrem Grün,
Und läßt viel duftige Blumen aus wüſtem Schutt erblühn.
Nun ſtehn die öden Hallen, ein Blüthenhaus voll Duft,
Da weht ſo ſchlummerkühle, ſo träumeriſch die Luft.
Da ruht ſich's von den Müden des Lebens wonnig aus —
Nimm mich in deine Schatten, du ſtilles Blüthenhaus!"

Erinnerung! .... Ein ſüßer, langvergeſſener Name bebte auf meinen Lippen ... da fiel mein Blick auf die Wand eines halbzerfallenen Thurms, und ſtatt „Karoline" zu flüſtern, rief ich „Kiſelak", denn auf der Mauerwand ſtand, hoch oben mit ellenlangen Buchſtaben, „J. KISELAC, 1828"

Ich sprang auf: ich weiß nicht, warum mir mit einem Male alle poetischen Träume wie weggeblasen waren. Ich war so prosaisch gestimmt, daß mich plötzlich zu hungern anfing.

— Von Rosenduft und Träumen wird man nicht satt, murrte ich und stieg herunter nach der Wilhemshöhe, um in dem Pavillon zu frühstücken. Dort kümmerte ich mich nicht viel um die Aussicht, denn die Aussicht, die man von der Wilhelmshöhe hat, war von mir schon auf der höher liegenden Rosenburg bewundert worden. Als ich den zierlichen Pavillon betrachtete, stutzte ich.

— Täuscht mich mein Auge? Die Wände des Pavillons scheinen vor Kurzem neu angestrichen zu seyn, aber unter der weißen Farbe schimmern dort schwarze Buchstaben dunkel und undeutlich hervor . . . Sollte das . . .? Ja wirklich! Das heißt „J. KISELAC, 1828!" —

Als ich nach Graupen fuhr, hatte ich aus den Waldungen des Erzgebirges, seitwärts von der Rosenburg, Thurm und Mauerwerk emporragen sehen. Ich fragte danach auf der Wilhelmshöhe.

— Das sind die Ruinen des Geyerberges, die nur selten besucht werden, weil der Weg dahin beschwerlich ist.

Ich nahm mir den rothbackigen Jungen eines Bergmanns zum Cicerone nach dem Geyersberg. Ich sehnte mich danach, einmal wieder eine Ruine zu sehen, die keine verschönernde Hand angetastet hat. Die alten Burgen unseres Vaterlandes theilen sich bekanntlich in cultivirte und uncultivirte; der letztern werden immer weniger. Ueberall legt man menschenfreundliche Anstalten an, in denen man gegen eine billige Entschädigung Kaffee, Bier und Wein

erhalten kann; es wird noch dahin kommen, daß aus jeder alten Ritterburg eine harmlose Bürgertabagie mit Billard und Kegelbahn wird.

Das war ein mühseliges Steigen in der brennenden Sonnenhitze nach dem Gipfel des Geyersberges. Der Fuß glitschte auf dem dürren Gras. Die dicht verwachsenen Sträucher, die tief niederhängenden, harzklebrigen Zweige der alten Tannen schlugen mir in's Gesicht. Mein kleiner Führer sprang munter vor mir her, während ich langer Mensch, der fast nur auf den steilen Höhen und Klüften des Berliner Kreuzberges seine Vorstudien zu einer Gebirgswanderung gemacht hatte, in Schweiß gebadet, nachkeuchte.

Da wird ja die Waldung freier, ich stand athemlos still und blickte empor .... Da liegt ja die Burg dicht vor mir .... Das ist ein schöner Thurm .... Ha! — Laut rief ich: „Kiselak!" daß das Echo den Namen wiederholte. An der Thurmmauer über mir entdeckte mein scharfer Blick die bekannten langen Schriftzüge: „J. KISELAC, 1828."

Ich faßte einen vorspringenden Mauerstein, um mir daran emporzuhelfen, da hier von einem Burgthor sich nichts zeigte .... Der Stein gab nach, ich fiel zurück, mehrere Steine rollten nach und schlugen mir die Hand blutig. Das Gemäuer ist so morsch; ich begreife nicht, wie dieser Herr Kiselak so hoch emporgeklettert ist, um dort seinen Namen an die Wand zu pinseln. Ohne Gefahr war dies Beginnen gewiß nicht.

Ich lag ausruhend in dem hohen Grase des Burghofes; über mir am blauen Sonnenhimmel zogen die Wölkchen

hin. Es war tiefſtill ringsum: nur aus weiter Ferne drang zuweilen, wenn der Wind ſich friſcher regte, der Axtſchlag eines Holzfällers herüber; mein junger Führer hatte ſich verloren, um Waldhimbeeren zu ſuchen ... ich war allein ... Waldeinſamkeit! Waldeinſamkeit!

Wer Mittags an ſchwülheißen, windſtillen Tagen einſam in einem weiten Walde raſtete, hat vielleicht jenes ſeltſame Märchenbangen empfunden, das in ſolchen Stunden durch die unbewegten Blätter, durch die heißduftige Luft zittert. Da ergreift uns allmälig ein nie gefühltes Grauen, jenes geheimnißvolle Grauen, das Tieck in dem blonden Eckbert, in dem Runenberg geſchildert hat. So ward auch mir an jenem Tage, als ich, von Bienen umſummt, träumeriſch im Graſe lag.

— Wer iſt dieſer Kiſelak? fragte ich mich, und in dieſer märchenhaften Waldeinſamkeit ward mir der Unbekannte zu einer wunderlichen, waldgeſpenſtigen Geſtalt .... ich ſah ihn am Fuß des alten Thurmes ſtehen, in der einen Hand einen Farbentopf, in der andern einen Pinſel ... ich ſah ihn ſich recken und allmälig emporſtrecken, bis er ſo hoch war wie eine Tanne, und nun malte er, heiſer lachend, lange Buchſtaben an die Wand. Dann tauchte er den Pinſel wieder in den Farbentopf, und wuchs höher und höher; dabei hantirte er mit dem Pinſel über ſich in der Luft ... es ſchien, als wolle er ſeinen Namen auch an die Himmelsdecke anſchreiben; aber er reichte nicht ſo weit und ſank endlich wieder ohnmächtig in ſich zuſammen.

Es rauſchte in den Zweigen, ich ſah verwirrt hin ... es war mein Cicerone, der mir bemerkbar machte, wenn ich noch das Kloſter Mariaſchein beſehen und den nach

Teplitz zurückfahrenden Wagen nicht versäumen wolle, so sei es Zeit zum Aufbruch.

Als ich den Berg hinunterstieg, warf ich noch einen Blick des Abschieds auf den Namen . . . ich wußte nicht, daß ich heut diesem Namen noch einmal begegnen sollte. Ich ging vor dem ehemaligen Kloster Mariaschein, das von den Teplitzer Badegästen vielfach besucht wird, auf und nieder, und wartete auf den von Wilhelmshöhe kommenden Gesellschaftswagen. Ein alter Mann, ein Bauer des Dorfes, gesellte sich zu mir; ich ließ mir von ihm erzählen, weshalb das Kloster gegründet worden sei: wie eine Schlange ein Hirtenmädchen habe verwunden wollen und, von einem hellen Schein geblendet, von ihr abgelassen habe, wie dieser Schein von einer Eiche gekommen sei, an der man ein Bild der heiligen Jungfrau entdeckt, der zu Ehren man dies Kloster erbaut habe . . . ich hörte die letzten Worte kaum . . . meine Blicke hafteten auf der Mauer des Klosters — ich las: „J. KISELAC, 1828." —

Am Nachmittag des andern Tages fuhr ich nach Bilin, das wegen seines Sauerbrunnens bekannt ist. Hier versammeln sich täglich in einer reizenden Anlage um den Brunnen zahlreiche Gäste, um sich des aus Biliner Wasser, Zucker und böhmischem oder österreichischem Wein bereiteten mousirenden Getränks, das man „böhmischen Champagner" nennt, zu erfreuen. Der Trank schmeckt recht gut, aber ich ward seiner und noch mehr der keineswegs vorzüglichen Musik doch bald überdrüssig; ich ging, mir den Biliner Felsen, Borzen genannt, näher zu beschauen, den ich oft schon von Weitem gesehen hatte. Ich suchte mir den nächsten Weg, und ich fand, daß dieser gerade Weg, obgleich

er über einige Zäune, einen halbausgetrockneten Weg und mehrere Anhöhen führte, doch der beste war, denn nach einer halben Stunde stand ich am Fuße der kahlen Steinmasse. Den Felsen, auf den die Sonne mit scharfem Strahl brannte, zu besteigen, fiel mir nicht ein. Wie ich empor sah, um ihn wenigstens mit den Blicken zu ersteigen, gewahrte ich nicht weit über mir, auf einer vorragenden, ziemlich platten Steinschicht den wohlbekannten Namen: „J. KISELAC, 1828.“

Die Riesenburg gehört zu den schönsten Burgruinen Böhmens. Sie liegt auf einem Berge am Fuße des Erzgebirges, unfern von der Zisterzienser-Abtei Osseg. So sehr auch die letztere von den Fremden besucht wird, so ist doch die Riesenburg wenig bekannt, woran der für Wagen nur schwer zugängliche Weg Schuld seyn mag. Die Burg wurde im neunten Jahrhundert gegründet und schon im vierzehnten Jahrhundert vom Kaiser Siegmund zerstört, aber ihre Trümmer trotzen noch immer der Macht der Zeit. — Die Tochter des dort wohnenden Försters, ein blasses, schüchtern-freundliches Mädchen, schloß mir die Thür der Thurmwarte auf, zu deren Zinne eine Treppe von 126 Stufen führt, die der als Botaniker bekannte Graf Franz Adam von Waldstein errichten ließ.

Es war ein stürmischer Tag; die schwarzen Tannen des Erzgebirges schlugen rauschend aneinander; dunkle Wolken lagen drückend auf den Höhen. In grauen Nebeldust gehüllt verschwammen die Berge des böhmischen Mittelgebirges und der Biliner Felsen. Der Wind wühlte kalt in meinem Haar; ein Regenschauer drohte. Ringsum großartige Einsamkeit; nichts ließ sich hören, als das Sausen

des Windes, das Rauschen der Wälder, das Krächzen einer Krähe, die schreiend an mir vorüberflog. Ich wandte den Blick auf die Trümmer des Schlosses; mit dem elegischen Matthisson zu sprechen: dacht' ich trauernd, was vor langen Jahren diese morschen Ueberreste waren ... ich dachte „der Tage, die nicht mehr sind," wo hier stolze Geschlechter herrschten, wo die Burg wiederhallte vom Klang der Harnische und Waffen, oder von der Lust des Festes, wo dort im Burghof sich munter die Knappen tummelten, wo das Fräulein sehnend den Blick über die Waldung hin durch das abendhelle Thal gleiten ließ ... ich wandte mich nach der andern Seite, meine Blicke fielen auf die Mauerbrüstung der Thurmzinne ... o Himmel! dort wo vielleicht einst die Jungfrau lehnte und hinausah nach dem Geliebten, dort wo damals, als „Schild und Panzer im Abendgolde glühten und Rosse flogen, ihr feuchtes Auge sprach, was selbst Petrark und Sappho nicht sängen," wie Matthisson sagt ... dort steht jetzt der prosaische Name: „J. KISELAC, 1826!" „O der Wandlung!"

Bei dem Städtchen Außig liegt auf einem schroffen Felsen, dessen Fuß die Elbe umspült, das zerfallene Raubschloß, der Schreckstein, das für die Schifffahrt auf der Elbe früher gefährlich war. Ein alter invalider Soldat gesellte sich dort zu mir, und zeigte mir die einzelnen Theile der Burg, den Speisesaal, die Kapelle ꝛc. Auf dem Schreckstein ist eine Brauerei befindlich; der Alte erzählte mir, als wir über eine Brücke gingen, daß der jetzige Besitzer dieser Brauerei als Kind von der Brücke in den Abgrund gestürzt sei, ohne Schaden zu nehmen. Auch eine Volkssage lebt in diesen Ruinen: der Herr von Schreckenstein stürzte

in eifersüchtiger Wuth die ungetreue Burgfrau aus dem Fenster des Schlosses über die Felsen in die Elbe . . . das Fenster dort muß es gewesen seyn . . . Ha! Ueber dem Fenster steht: „J. KISELAC, 1828.“

Wer in Teplitz gewesen ist, wird schwerlich versäumt haben, den Mileschauer oder Donnersberg, den höchsten Berg des Mittelgebirges zu besteigen; denn von seinem Gipfel aus hat man einen Ueberblick über einen großen Theil Böhmens, und das aussichttrunkene Auge eilt entzückt von dem blauen Riesengebirge zu den mährischen Gebirgen, von dem fernen Prag zu der Kette des Erzgebirges, die man hier in ihrer ganzen Ausdehnung übersieht. Als die Gegend schon im Abendglanz erglühte, nahm ich Abschied von dem Gipfel des Mileschauer und machte mich auf den Heimweg nach dem Dorfe Boriblan, wo der Wagen wartete.

Als ich in der Mitte des Berges auf einer Moosbank unter Haselgebüschen rastete, fiel mir ein, daß ich heut jenen Namen, der sich sonst überall vor mein Auge drängte, nicht gefunden habe. Doch wohin sollte auch jener Unermüdliche seinen Namen gemalt haben? An die Mooshütten, welche man auf dem kahlen Berggipfel angelegt hat?

Als ich so fragte, fiel mir ein etwas großer Stein in's Auge, der mir gegenüber am Wege lag . . . auf dem Steine stand: „J. KISELAC, 1828.“

Soll ich noch erzählen, daß ich denselben Namen auf der Ruine von Kostenblat, auf der Schlackenburg, auf den Porphyrblöcken des Judenberges, in Krzemusch, in Dux, in Offegg, in Topperiburg ꝛc. fand? Ich fragte, ich forschte nach dem Inhaber dieses Namens. Jeder hatte den Na-

men gelesen, Jeder war neugierig wie ich, aber Auskunft wußte mir Niemand zu geben.

Bald darauf fuhr ich von Teplitz nach Prag. Ich war allein auf dem Stellwagen; aber in dem Dorfe Welemin, das unfern vom Mileschauer Berge liegt, bekam ich mehrere Berliner zu Reisegefährten, die auf dem Mileschauer Berge übernachtet hatten, um die Sonne aufgehen zu sehen, und nun nach Prag fahren wollten. Während der Badezeit wimmelt Teplitz und die Umgegend von Bewohnern Berlins; überall schlagen heimathliche Töne an unser Ohr, vaterländische Witze und Redensarten hört man überall; wenn man im Teplitzer Schloßgarten umherwandelt, glaubt man sich im Berliner Thiergarten zu befinden — ringsum bekannte Gesichter. Die Berliner, mit denen mich der Zufall auf dem Leitmeritzer Stellwagen zusammenführte, äußerten sich kritisch über die Teplitzer Umgegend. Der Eine hielt die aus Schlacken nach Art eines alten Schlosses erbaute sogenannte Schlackenburg für ein wirkliches altes Ritterschloß; der Andere zog den Kreuzberg wegen des Tivoli's und der Rutschbahn dem Teplitzer Schloßberg vor; der Dritte ärgerte sich, daß er auf dem Mileschauer für ein Glas Wasser habe zwei Kreuzer bezahlen müssen, obgleich das Wasser mit Mühe von den Esels des Wirths auf die Gipfel des Berges geschleppt wird. Lachen mußt' ich, als alle Drei auch auf den Namen „KISELAC“ zu sprechen kamen, den sie auch überall bemerkt hatten. Sie fanden die Manie des nach Verewigung Dürstenden vortrefflich, und schienen nicht abgeneigt zu seyn, ihm nachzuahmen. Ich aber blickte hinaus auf die an Ruinen reiche Gegend, und meinte an den Thürmen der Hasenburg, an den Trüm-

mern von Kamenik, Kostialow, oder den Ruinen der Todtenwarte am Fuß des Lobolschberges mit großen Buchstaben „J. KISELAC, 1828“ zu lesen.

In Prag fand ich einen Bekannten, den Rent-Amtmann J. aus P., der dort eben den Weg angekommen war. Wir durchwanderten gemeinschaftlich die alte, an Sehenswürdigkeiten reiche Stadt.

Die Herzogsburg der Przemidi und der Libussa, der Wisherad, ist jetzt eine österreichische Festung, die wenig Bemerkenswerthes darbietet; nur um der Vergangenheit willen besuchten wir den Wisherad. Wir stiegen eine Steintreppe hinan, die hinauf nach der Festung führt, als mein Geführte plötzlich in ein Gelächter ausbrach. Ich sah ihn erstaunt an; er zeigte auf die Steinwand der Treppe . . . ich erblickte bekannte Züge: „J. KISELAC, 1828.“

Von seinem Lachen angesteckt, fragte ich nach diesem „Ueberall und Nirgends.“ Er erzählte mir, daß dies der Name eines jungen Handlungsdieners aus Pommern sei, der durch einen bedeutenden Lotteriegewinnst in den Stand gesetzt wurde, seiner Reiselust zu folgen.

— Bis auf die Grille, habe mein Begleiter fort, seinen Namen auf diese auffallende Weise überall zu „verewigen,“ soll er ein verständiger, wackrer junger Mann gewesen seyn. Aber in Böhmen, in der sächsischen Schweiz, in einem Theil Schlesiens, in Mähren, im Oesterreichischen, in Tyrol findet man seinen Namen auf Burgtrümmern und Felswänden immer mit denselben langen schwarzen Buchstaben. Da ich auf meinen Wanderungen mich oft derselben Führer bediente, die er gebraucht hatte, so hörte ich von ihm mancherlei erzählen. Sein Führer wußte immer,

außer dem Felseisen, noch eine Leiter tragen, deren sich der Reisende oft bediente, um auf jeden in die Augen fallenden Ort seinen Namen und die Jahreszahl zu zeichnen. Farbentopf und Pinsel führte er zu dem Behuf immer bei sich. Jetzt ist er todt. In Tyrol soll er verunglückt seyn; er wollte, ich weiß nicht mehr wo, auf eine Steinplatte an einem Felsabhange seinen Namen malen; aber die Leiter glitschte aus, oder eine Sprosse brach, und er stürzte in die Tiefe. Friede seiner Asche! Ich hoffe, man hat auf seinen Leichenstein gegraben:

„J. KISELAC, 1828."

Ritter- und Räuberroman.

Wer erinnert sich nicht zuweilen mit Vergnügen jener Zeit, wo seine junge Seele den romantischen Einflüssen der Ritter- und Räuberromane ausgesetzt war? Das ist eine Zeit, an die ich mit einer warmen Erinnerung zurückdenke, die sich wohl unterscheidet von jener gewöhnlichen kalten Erinnerung an gestorbene Zeiten, von jener Erinnerung, die uns gemahnt wie Mondschein auf Gräbern. Der Gedanke an jene Romanenlectüre erwärmt mir das Herz, ich hänge diesen Erinnerungen mit einer eigenen Lust nach — ich liebe noch jetzt jene vielverlachten Ritter- und Räubergeschichten; aber freilich nur so, wie ich das Spielzeug meiner Kindheit liebe.

Diese Ritter- und Räuberromane haben auch ihr Gutes: sie bilden ein erfreuliches Gegengewicht zur Langweiligkeit der Schulstunden. Wie gern flüchtet der müde Geist des Schulknaben nach geschlossener Klasse vom Zumpt und Jakobs zu Spieß und Leibrock; wie gern vergißt er die kahle Schulstube über die Schauer des Räuberfels oder die Schrecknisse der Todtengruft unter den Trümmern der Bärenburg. Unser Geist will in der Jugend nun einmal mehr haben, als das älterliche Haus und die Schule ihm bieten. In frühster Kindheit lauscht er entzückt den Märchen der

Amme vom Däumchen und der böſen Hexe im Pfefferkuchenhaus. Die Poeſie verklärt mit dieſen Märchen ſchon die Wiege des Kindes. Jene Abendſtunden, wo uns lieb Mutter Märchen um Märchen erzählen mußte, wo wir nicht müde wurden, zu hören, wenn auch die Augen zuweilen zufielen! Wenn wir uns dann ſo ſelig behaglich und ſchläfrig im kleinen Bettchen ausſtreckten, und daran dachten, wie es dem armen Däumchen ſo gut nicht ward, als er in der kalten, windigen Nacht unter einem Pilz übernachten mußte! Wie wir uns dann fürchteten, wir wußten nicht wovor? Wie die Mutter dann neben unſerm Bettchen ſitzen mußte, weil wir in ſchaurigſüßem Bangen ihre Hand nicht eher losließen, bis wir eingeſchlafen waren unter dem tiefſinnigen Liede:

„Schlaf, Kindchen, ſchlaf!
Im Garten gehn zwei Schaf',
Ein ſchwarzes und ein weißes,
Und wenn das Kindchen nicht ſchlafen will,
So kommt das ſchwarze und beißt es!"

Der Geiſt des Knaben hat gewiſſe literariſche Perioden durchzumachen, wie der Geiſt des Jünglings. Auf die Kindermärchen folgen die Robinſonaden, eine Zeit, wo man mit dem guten Robinſon Cruſoe auf einer wüſten Inſel hauſt und Lama's zähmt und ſich vor den Wilden fürchtet. Als ich den Robinſon kennen lernte, wollte ich weglaufen vom Hauſe und zu Schiffe gehen, um das Vergnügen zu haben, an einer wüſten Inſel zu ſcheitern. Und um wie viel klüger wollt' ich ſeyn als Robinſon! Das nöthigſte Handwerkzeug wollte ich in den Rocktaſchen mit mir führen und vor allen Dingen ein Feuerzeug mit vielen Schwe-

selbst zu machen, damit ich nicht erst wie Robinson auf einen Blitz zu warten brauchte. Den Wilden aber, den ich mir zähmen würde, wollte ich nicht Freitag, sondern Sonnabend nennen, zum Andenken an die schönsten Tage meines Lebens — die Sonnabende in jeder Woche. Ach, die Leute in einer großen Stadt wissen kaum, welche Fülle von stiller Poesie sich in kleinen Städten auf den Sonnabend zusammendrängt. Sie begreifen nicht, welchen Eindruck das macht, wenn die Straßen gegen Abend sauber vor jedem Hause gefegt werden, und die Stadt mit einem Male ein feiertägliches Ansehn bekömmt; wenn die Leute, von der Wochenarbeit ausruhend, in der Abendkühle auf der Bank vor dem Hause sitzen, mit stillheitern Gesichtern, in denen sich schon die Ruhe und Lust des Sonntags spiegelt. Und für den mit der Schule geplagten Knaben, welche Wonnen umfaßt da der Sonnabend. Wie fröhlich ist man selbst in der Schule, denn man tröstet sich mit der seligen Gewißheit: um 12 Uhr ist die Schule aus, und dann ist keine Schule den Nachmittag und den ganzen andern Tag! — Und am Nachmittag, welche Pläne werden da für den Sonntag gemacht, welche Freuden erwarten uns da... Mit einem überaus seligen Gefühl schlürft man die ganze Lust des Sonntags hoffend und erwartungsvoll in die Seele. Denn am Sonntag kommt es gewöhnlich anders und in der Erfüllung sieht Alles nüchterner aus als in der Erwartung. Ueberdies wirft die Nähe des Montags einen dunklen Schein auf den Sonntag; man kann den Gedanken an die nicht gemachten Schularbeiten, an die nicht gelernten Vokabeln nicht los werden, und so bleibt der Sonnabend der schönste Tag.

Wie freute ich mich damals darauf, meinem guten Sonnabend auf der wüſten Inſel von den Freuden jener Sonnabende zu erzählen, damit er ordentlich ſtolz werde auf ſeinen Namen. Es kam aber anders; ich ward verhindert, jene Inſel zu entdecken, denn gerade, als ich nach Hamburg gehen wollte, um mich einzuſchiffen, ward ich von meiner kleinen Vaterſtadt nach Berlin gebracht, und ich weiß kaum, wie es kam, aber in dem Gewirr der Hauptſtadt trat jener friedliche Inſeltraum bald in den Hintergrund meiner Seele.

In dem Gewühl der Reſidenz fühlte ſich der aus der ſtillen Heimath geriſſene Knabe ſehr unheimlich; ich verlebte trübe Tage und ward aus Schwermuth ſehr fleißig, was ſonſt meine Sache nicht war.

Bald ſollte mir Troſt werden. Eines Tages trat ein noch junger Menſch zu mir in's Zimmer, unter jedem Arm ein Pack Bücher, in blaue Tücher gebunden. Mehrere von den unbedeutenderen Leihbibliothekaren ſchicken hier bekanntlich ihre Bücher von Haus zu Haus und tragen ſie auch wohl ſelbſt den werthen Kunden zu. Der Fremde entfaltete ſeine literariſchen Schätze — o welche lockende Titel, ich wußte nicht, welches von dieſen vielverſprechenden Werken ich wählen ſollte ... da half der Inhaber dieſer Schätze mein ſchwankendes Urtheil leiten. Er empfahl mir dringend ein Schaudergemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge, und ich folgte ſeinem Wink.

Als er acht Tage darauf kam, um das „Schaudergemälde" wieder abzuholen, fragte er mich angelegentlich, wie mir die Lectüre behagt habe. Ich war entzückt und äußerte mich wie ein Entzückter. Das lange Geſicht des

blassen Menschen röthete sich lieblich, er lächelte selig-süß, und langte ein neues Werk von dem Verfasser jenes Schaudergemäldes hervor.

Später erst erfuhr ich, daß dieser Laufbursche einer Leihbibliothek der pseudonyme Verfasser jenes schauerhaften Schaudergemäldes und verschiedener anderer Werke gleichen Schlages sei. Die Lectüre der Spieß, Cramer, Leibrock ꝛc.; hatte ihn auf den Einfall gebracht, dergleichen auch zu schreiben. Ein dreibändiger Roman war das erste Erzeugniß dieses Einfalls. Der glückliche Verfasser schickte sein Werk an Gottfried Basse in Quedlinburg, der es unter seinen Verlag aufnahm und den Bogen mit achtzehn guten Groschen honorirte. Das Glück lächelte dem jungen Dichter. Ernst Friedrich Fürst von Nordhausen, der Mäcen der Romanschreiber, ward auf den jungen Dichter aufmerksam und suchte ihn für seine Romanfabrik zu engagiren. Um dieser Concurrenz willen steigerte sich das Honorar des Autors bis auf einen Thaler Preußisch pro Bogen. Wer war glücklicher als der Dichter? Wenn er seine Romane von Haus zu Haus getragen hatte und müde und matt in seine friedliche Schlafstelle kam, schrieb er im Schweiß seines Angesichts bei dem trüben Schein einer Oellampe, deren Schein zugleich einem fleißigen Schuhflicker bei seinem Berufsgeschäfte leuchtete, jene Dichtungen, welche die Wonne so manches Bibliothekenlesers wurden. — Glaubt nicht, daß ich euch Märchen erzähle! Der Pseudoname jenes Autors, der meinen poesiehungrigen Geist damals aufspäppelte, um einen der Kinderstube entlehnten Ausdruck zu gebrauchen, ist rühmlich bekannt in den Annalen der Leihbibliotheken; seine „... von ...

oder die ... der ... Schaudergemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge" hat ſelbſt eine zweite Auflage erlebt, ein Glück, das vielen berühmten Dichtern nicht geworden iſt.

O jene Zeit! — Die Entzückungen jener Tage kann ich nicht ſchildern. Wie glühte mein jugendliches Herz, als Kuno von Kyburg die Silberlocke ſeines ermordeten Vaters in der Hand hielt, und den Schwur leiſtete, die Vehmgerichte zu vernichten. Wie war ich voll von Bewunderung, wenn ich Haspar'n a Spada, oder Adolph, Raugrafen von Daſſel Nierſteiner trinken ſah! Wie faßte ich damals erſtaunt an meinen Leib, und begriff nicht, wie ein ſo ſchwaches Gefäß eine ſolche Fülle von Humpen in ſich aufnehmen könne, wie dort auf das Verderben der ſchändlichen Pfaffen geleert wurden. — Und dieſe Pfaffen! Dieſe ſchlechten Subjecte! Dieſe Wölfe in Schafskleidern! Wie wüthete ich mit dem edlen Haspar gegen dieſe Lügenbrut! — Wie viel Geiſter und wandernde Todtengerippe aus der Fabrik Leidrock's, des Schrecklichen, ſah ich erlöſen, wie viel holde Jungfrauen ſah ich mit männlichen Rittern, groß in der Schlacht und beim Humpen, zum Altar treten!

Das war eine ſchöne Zeit! Ich wohnte damals in der kleinen Frankfurter-Straße und beſuchte eine untere Klaſſe des Joachimsthalſchen Gymnaſiums. Da las ich mich immer von meiner Wohnung durch die Straßen bis zur Schule hin; das offene Buch in der Hand ſchritt ich wie im Traume an den Häuſern hin, verſenkt in romantiſche Schauer. Welche Spannung und Erwartung, wenn ich grade über die Schwelle des Gymnaſiums trat, während das mitternächtliche Geſpenſt rein „Wehe! wehe!"

rief. Und wenn die Glocke läutete, mit welchem Entzücken griff ich dann wieder zu meinem theuern Buch, um zu sehen, was auf jenes mitternächtliche „Wehe! wehe!“ weiter erfolgt war.

Doch wie könnt' ich ich euch vergessen, ihr hehren Räuber, die in brüderlicher Eintracht mit jenen biedern Rittern in meiner Seele lebten, dich, edler Rinaldo Rinaldini, tapferr Orlando Orlandini, und wie diese O—inis alle heißen mögen. Welche schöne Stunden verlebte ich in den Gebirgen Calabriens oder in den böhmischen Wäldern! Ihr verkannten Wohlthäter der Menschheit, meine Seele schwärmte für euch. „Bei den Gebeinen Rollers!“ ich hatte nicht übel Lust, zum Wohle der Menschheit eine Räuberbande zu gründen in den Wildnissen des Berliner Thiergartens. Karl Moor, dein Geist war über mich gekommen. Ein junges Mädchen, das in der Landsbergerstraße wohnte, und Putz machte, sollte Amalie seyn, meine Amalie.

Dieser großartige Gedanke wäre wahrscheinlich zur Ausführung gekommen, wenn ich damals nicht hätte fleißig seyn müssen, um von Quinta nach Quarta versetzt zu werden. An solchen Geringfügigkeiten hängt oft das Wohl der Menschheit.

Bald kam ich um jene literarische Unschuld, die durchaus erforderlich ist, wenn man Geschmack an Ritter- und Räuberromanen finden will. Die Kritik begann sich meines unerfahrenen Herzens zu bemächtigen. Ich machte die Entdeckung, daß Goethe's „Götz von Berlichingen“ doch gewissermaßen besser sei, als der vortreffliche Roman von C. Hildebrandt „Götz von Berlichingen, der furchtbare Ritter mit der eisernen Hand.“ Unselige Kritik! Der Zau-

der, der mich umfing, war gelöst. Ich lächelte über die tapfern Ritter und heimtückischen Pfaffen, ich lächelte über die edlen Räuber und furchtbaren Bösewichter; jene bewunderten Autoren sanken herab von ihrer romantischen Höhe und waren nun nichts mehr, als arme Teufel, welche, um nicht Hungers zu sterben, alle die Herrlichkeiten und Gräuel erfunden hatten, den Bogen zu 18 Groschen Courant.

Stadien der Liebe und Poeſie.

(1836.)

—

Es giebt Dichter, die nur dann dichten können, wenn ſie zuvor dem heitern Dionyſos gehuldigt haben; und wieder giebt es Dichter, die nur dann dichten können, wenn ſie verliebt ſind. Das Eine wie das Andere iſt ganz gut und wirkſam; die Blumen der Poeſie blühen gar luſtig, wenn edles Naß ſie begießt, wenn ſchöne Augen ihnen ſonnen. Es iſt nur ſchade, daß man nicht beſtändig trinken, daß man nicht beſtändig verliebt ſeyn kann; es iſt ſchade, daß dieſem ſchönen Doppelrauſche gewöhnlich jener fatale Zuſtand folgt, welchen die Perſer Bidamachbuden und wir Deutſchen Katzenjammer nennen. Katzenjammer der Liebe — ſchreckliche Krankheit! Wohl dem, der ſie nicht kennt! Da hilft kein Sardellenſalat, kein marinirter Häring! Die Welt zieht ſeufzend das bunte Traumgewand aus, trübſelig, wie ein Mädchen nach dem Balle den erborgten Ballſtaat ablegt. Alles ſieht ſo ganz anders aus. Der Blick bekommt ſo etwas unglückſelig Zergliederndes, traurig Scharfſichtiges; jedes ſchöne Mädchen, früher ein Engel des Himmels, iſt dann nichts, als eben ein Mädchen, und ſieht ſo haubenſtockartig, ſo puppenhaft aus; in jedem Glas

Wein ſchmeckt man Schwefel und Bleizucker; bei jeder Blume möchte man, ſtatt ihren Duft zu athmen, fragen, zu welcher Klaſſe ſie nach Linné gehört; man könnte beſtändig Recenſionen ſchreiben und läuft umher, ſelbſt eine verkörperte, mißfällige Recenſion der ganzen Welt. Und wie langweilig iſt Einem dann zu Muthe, wie langweilig, wie ſpree-athenienſiſch. Ach, der Katzenjammer der Liebe iſt eine entſetzliche Krankheit!

Ich kenne nichts Beklagenswertheres, als einen Dichter, der an dieſem Uebel ſiecht. Da kann er kein Lied dichten; kindesmörderiſch tödtet er die Embryonen noch ungeborener Lieder; Alles, was er früher geſchrieben, findet er noch ſchlechter, als es ſeine Recenſenten gefunden haben. Es iſt ſeltſam, daß noch kein Dichter an ſolch einer poetiſchen Verſtopfung geſtorben iſt.

Lacht nicht! Damit iſt nicht zu ſcherzen. Wer kann leben, ohne zu athmen, und dem Poeten iſt Dichten das Athemholen des Geiſtes.

Es iſt ſchön, wenn nach trüben Wintertagen der Frühling beginnt, wenn die Erde ihre geſchloſſenen Augen wieder aufſchlägt, wenn die Blumen neugierig hervorkommen und ſich die Bäume grün herausputzen zum Geburtsfeſt der Erde. Dann geht ein Wonneſchauern durch die Welt, das nicht blos im Menſchenherzen, das auch in jedem Baum, in jeder Blume, in jedem Hälmchen wiederzittert. Und wie ſchön ſind ſchon die Vorboten dieſer ſchönen Zeit: wenn die ſtarren Eiszapfen ſich klingend von den Dächern löſen, wenn der Schnee ſich allmälig verkriecht, wenn der Tauwind lau und brauſend durch die Straßen zieht, und die Erde ſo friſch, ſo eigen duftet!

Das ist das Weben jedes neuen Frühlings, und die Welt jauchzt dem Nahenden entgegen: die Lieder lenztrunkener Vögel grüßen ihn. Aber wie selig schwillt erst das Herz, wenn ihm ein neuer Frühling des Herzens anbricht, wenn das Eis des Busens schmilzt im Augensonnenstrahl eines schönen Mädchens, wenn die Wogen des Gefühls wieder lustig emporbrausen, wie die vom Frühlingswind geschwellten Fluthen des Stromes, wenn tausend duftige Traumblumen im Geiste erblühen, und die Nachtigallen des Herzens ihre süßesten Melodieengrüße dem neuen Liebesfrühling bringen . . . Neue Liebe, neue Lieder!

Wie ist da die Welt mit einem Male verwandelt! Eine blühende Braut, liebend und geliebt, breitet sie glühend unsichtbare Arme aus, den Bräutigam zu umschlingen, und der Bräutigam ist der Dichter. Er ruht wonneträumend an ihrem Busen, er fühlt ihren Herzschlag, sie schauert selig in seiner Umarmung, er küßt sie, und jeder Kuß ist ein Gedicht. Und wie jenes Kind der Elemente, Undine, (in Fouqué's Dichtung), erst in der Umarmung des Geliebten die Seele empfängt, so beseelt auch der Dichter jetzt erst die Schöpfung; sie schaut, wie Undine am Brautmorgen, mit einem Male so wundersam fremd und eigen und doch so bekannt, so kindheitraulich!

Aber ehe solch ein neuer Liebesfrühling uns anbricht, wie lange dauert das! Wie viele Märzfröste und Aprilregenschauer des Gefühls gehen dem Mai der Liebe vorher! Wir sind ja keine idealtrunkene Knaben mehr, wir haben ja schon geliebt und sind im Katzenjammer der Liebe sehr vernünftige und langweilige Menschen geworden, die sich von thörichten Gefühlsschwärmereien nicht sollten über-

flügeln lassen. Da reflectirt man dann sehr vernünftig und sehr langweilig:

— Was ist denn so ein Mädchen? Pah — ein Mädchen! Freilich . . . hübsch ist sie, sehr hübsch, aber was weiter? Nichts, nichts! Da suche Niemand Geist oder Gefühl! Einen Mann, das heißt einen Mann, wie ihn Mutter Natur schafft, nicht wie ihn der Schneider nach dem Modenjournal näht, wissen sie nicht zu würdigen, eben so wie eine Schriftstellerin nie einen Mann im wahren Sinne des Wortes wird zu zeichnen wissen. Eine hübsche Uniform, ein flinker Tänzer oder ein solider Freier reussiren immer, während ein Herz voll Treue und Liebe einen leeren Geldbeutel nicht aufwiegen kann. Wenn man die Liebe eines Mädchens zergliedern wollte, seltsame Resultate würden an den Tag kommen. Und solch einem Geschöpfchen willst Du den Blüthenschnee Deiner Lieder in den Schooß streuen? Ein Verlobungsring ist ihr lieber als die Sternenkränze der Dichtung. Sie will lieber die Frau eines soliden Philisters, als die Beatrice, Laura, Leonore eines Dante, Petrarca, Tasso werden. Dummes Herz, das vor Lust springen möchte, wenn ihr Gewand — ein Kleid von schnödem Kattun — mich flüchtig berührte!

Aber was helfen solche Betrachtungen! Das ist gerade, als wollte die Blume im Lenze fragen, warum sie blüht, warum die Sonne scheint. Wir lieben und suchen vergebens Gründe für diese Liebe. Ach, Liebe erklärt sich nur durch sich selbst! — Wir zucken bedauernd die Achseln über das Mädchen unserer Liebe, während die Seele sich wund kniet vor dem Altar, wo dies gewöhnliche Mädchen als Göttin thront. Die Ader der Poesie springt und blutet

hin in Liebesströmen, ihr Bild und nur ihr Bild wiederspiegelnd.

Wie sehr ist jeder neue Liebeslenz von jenem Jugendfrühling des Lebens verschieden, den man erste Liebe nennt. Dasselbe Gefühl und doch so ganz anders! Damals liebte das Herz, aber man fragte nicht, wie jetzt: Herz, warum liebst Du? — Wir träumten wundersüße Träume, aber wir weckten uns nicht selbst auf aus diesen Träumen, um uns zu fragen: Warum träumst Du? Stürmische Gefühle hoben unsere Brust, aber wir kritisirten diese Gefühle nicht. Unser ganzes Leben verschwamm in Liebe und Poesie . . . in dem Rosengarten unseres Herzens blieb kein Plätzchen übrig für die Disteln modern kalter Lebensanschauung. O jene Zeit! Da war jeder Kuß eine reinheilige Offenbarung der Liebe und Poesie, während man später im Entzücken des ersten Kusses doch fatale Besonnenheit genug besitzt, um argwöhnisch zu fragen: Diese süßen Lippen, haben sie vielleicht schon früher geküßt? Hat dieser Busen schon für einen Andern geklopft? Hat diesen schlanken, warmen Leib schon ein anderer Arm liebend umfangen? Das sind unangenehme Betrachtungen, die feindlich rauh den zarten Pfahcheflügelstaub der Liebe wegblasen.

So fragte man damals nicht, als das Herz noch ein schwellendes Samenkorn war, das tausend Keime der Lust in sich trug. Das Einzige, was wir jetzt errungen haben, ist das Bewußtseyn unserer Schwäche. Wir selbst haben Rosenbande in Ketten verwandelt . . . was hilft es, daß wir an der Kette rütteln — wir sprengen sie nicht. Der ist der Vernünftigste, der die Fesseln mit Anstand, leicht und zierlich trägt.

Aus solchen Liebeszuständen gehen Lieder hervor, wie man sie jetzt sehr häufig findet, und die man kurz absprechend „heinisch" nennt. Ein Jüngling, der zum ersten Male liebt, kann solche Lieder nicht machen, in diesem idealen Liebesrausche schwärmt man mit Schiller und Ernst Schulze, und selbst das rechte Verständniß heine'scher Lieder fehlt uns. Das sollen Gedichte seyn? fragte ich damals ganz verächtlich, als mir einige Lieder von Heine zu Gesicht kamen. Ich hielt mich damals, gegen diesen unbedeutenden Heinrich Heine betrachtet, für einen ungeheuer großen Dichter; denn ich machte damals viele längliche, hochtrabende Gedichte, und in jedem kam das Wort „Ideal" mehrere Male vor. Später, als aus jenem Liebestaumel sich ein bedeutender Liebeskatzenjammer entwickelte, als ich wieder lieben lernte, aber auf eine andere Weise, ging mir erst das Verständniß der modernen Poesie auf, wie sie sich jetzt in unsern Liedern ausgeprägt hat. Ich begriff, wie man sich über ein Mädchen ärgern und moquiren, und ihr poetische Sottisen sagen kann, und doch nicht unterläßt, die Steine der Treppe zu küssen,

„Die oft ihr kleiner Fuß berührt
Und ihres Kleides Schleppe."

Ich begriff jenes charakteristische Gedicht:

„Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!

Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit und — sterbe."

Das Bewußtseyn seiner selbst charakterisirt den modernen Dichter. Er sieht sich beständig wie in einem Spiegel; sein Herz liegt offen vor ihm, und jede Blume des Gefühls weiß er zu verfolgen bis in ihre geheimsten Wurzelfasern; der moderne Dichter ist der Anatom seines eigenen Herzens. Früher besang der Dichter fast nur die Geliebte und goß allen Schmuck, allen Reiz der Erde und des Himmels über sie; jetzt besingt man eigentlich nur sich selbst, und die Geliebte des Dichters sehen wir nur, wie sich ihr Bild in dem bewegten Spiegel seines Herzens abschattet. Die moderne Poesie ist eine Poesie des Egoismus.

Norddeutsche Volkssagen.*)

1. Die Todten.

Des Nachts versammeln sich in den Kirchen die Todten und halten dort ihren Gottesdienst. Sie sollen es schwer rächen, wenn ein Fürwitziger sich dann in ihre Nähe wagt oder gar ihre Andacht stört.

In einer Stadt mußte das Mädchen, das bei dem Pfarrer diente, die Sitze in den Kirchstühlen abbürsten und rein halten, konnte dies aber gewöhnlich nur des Abends thun, wenn sie ihre sonstige häusliche Arbeit besorgt hatte. Sie pflegte sich dabei immer in Gedanken ein frommes Lied herzusagen, und nie war ihr in der stillen dunkeln Kirche etwas Unheimliches begegnet. — Einst war es wieder zehn Uhr geworden, als sie mit einer Laterne in die Kirche trat, um ihre Arbeit zu verrichten. Diesmal schlich ihr ein junger, lustiger Mann, ihr Liebhaber, nach, der sich einen Spaß mit ihr machen und sie erschrecken wollte. Er tappte leise zur Orgel hinauf und rief von dort mit dumpfer Stimme den Namen des Mädchens. Sie schrak zusammen, sie sah nach der Stelle hin, wo die Stimme herkam und gewahrte dort eine dunkle Gestalt. Von Angst und Grauen ergriffen, wandte sie der Gegend den Rücken

*) Nach mündlicher Ueberlieferung.

zu, bürstete mit bebender Hand in Eile den Sitz noch vollends rein, ergriff dann ihre Laterne und rannte wie gejagt nach der Kirchenpforte. Sein Lachen, sein Ruf: Ich bin's ja! verhallte in dem Krachen der zuschlagenden Thür; er hörte, wie der Schlüssel umgedreht wurde, er sah durch das Fenster das Mädchen mit ihrer Laterne eilig über den Hof laufen und in der Straße verschwinden — er war allein in der Kirche.

Am andern Morgen fand man den Boden des Gotteshauses mit Blut befleckt, den Leichnam des jungen Mannes zerrissen und zerfetzt, und auf jedem Sitze ein Stücklein von seinem Leibe.

2. Das Steinbild.

Beim Graben in einem Garten ward vor Jahren in Itzehoe ein altes Steinbild in der Erde gefunden und einstweilen auf den Flur des Hauses gestellt. Zufällig stand es dort der offenen Küchenthür gegenüber, so daß der Schein von der Flamme des Herdes auf den Stein fiel. Am Abend legte das Dienstmädchen auf die Gluth einige Stücke Torf und schüttete Asche darüber, wie es dort die Mägde zu thun pflegen, um am andern Morgen gleich Gluth auf dem Herde zu finden. Als sie die erste Schaufel voll Asche auf das Feuer schüttete und die Flamme zischend aufschlug, hörte sie ein lautes Lachen: Hahahahaha! Sie sah sich um und erblickte nichts, als das Steinbild, das in dem ungewissen Lichte zu leben und sich zu regen schien. Nun schüttete sie eine zweite Schaufel auf die Gluth, die Flamme schlug empor und wieder scholl es: Hahahahaha! Diesmal

täuſchte ſie ſich nicht, der Stein lachte. Voll Angſt rief ſie den Hausherrn und warf in ſeiner Gegenwart die dritte Schaufel Aſche auf die Kohlen; Beide hörten, als die Flamme aufzüngte, daſſelbe Lachen: Hahahahaha! — Der Mann raffte all' ſeinen Muth zuſammen und beſchwor das Steinbild und fragte: Wer da gelacht habe? Eine Stimme antwortete: „Wer ich bin, kann ich dir nicht ſagen; aber ſeit vielen hundert Jahren war ich in dieſen Stein gebannt. Jedesmal, wenn hier die Flamme ſo zornig emporfuhr, machten die erſchrockenen Geiſter in dem Feuer ſo tolle und vertrackte Geberden, daß ich darüber laut auflachen mußte. Weil ich aber dreimal habe lachen müſſen, bin ich erlöſt.“ — Nun ſchwieg die Stimme, und es blieb auch ruhig, als nun Aſche auf die Gluth geſchüttet wurde. Der Stein aber zerbröckelte bald darauf und zerfiel.

Wenn das Feuer zuweilen hell aufſchlägt und ziſcht und ſprudelt, ſo muß die Köchin ſchnell in die Flamme ſpucken, ſonſt bekommt ſie bald hernach Verdruß und Zank. Dieß plötzliche Ziſchen und Brauſen des Feuers rührt nach dem Volksglauben von den kleinen Geiſtern in der Flamme her, und man ſagt dann: Das Feuer zankt.

3. Die Hünen.

Nicht weit von Bergelau im Flataner Kreiſe (Hinterpommern) ſtehen vierzig große Steine in der Runde; davon geht die Sage: die Götter hätten den Hünen verboten, am Sonnabend zu tanzen; als aber dennoch einſt vierzig Hünen dieß Gebot nicht beachteten, wurden ſie von den erzürnten Göttern in Stein verwandelt.

4. Die versunkene Stadt.

Vom Fehrbelliner See in der Ukermark geht die Sage, daß dort vor Zeiten eine Stadt versunken sei, wo jetzt der See fluthet. Die Fischer, welche des Abends jenen See befahren, der sehr tief und fast immer unruhig ist, hören zuweilen die Glocken aus der Tiefe herauf läuten. Dann eilen die Fischer, das Land zu erreichen, denn die Glocken verkünden nahen Sturm.

5. Blumenthal.

Nicht weit von Wrietzen im dortigen Walde soll vor Zeiten eine Stadt, Namens Blumenthal, gestanden haben, in welcher einst alle Einwohner an der Pest gestorben sind. Seitdem ist die Stadt, verfallen und versunken und vom Wald überwachsen, nicht mehr zu finden.

6. Menschen in Stein verwandelt.

Bei dem Dorfe Wirchow in der Neumark sieht man vierzehn Steine in einem Kreise stehen. Von diesen Steinen geht die Sage, daß einmal am Pfingsttage auf diesem Felde mehrere Menschen nackend einen Tanz aufgeführt haben und zur Strafe dafür in Stein verwandelt worden sind. Einer dieser Steine, der zwei Ellen hoch und wie mit Reifen umgeben ist, gilt bei dem Volke für einen verwandelten Bierschänker. Außerhalb des Kreises stehen die gleichfalls verwandelten Spielleute, an denen man noch die Spuren von Geigen bemerkt.

7. Riesenstein.

Auf dem Stolpenhagenschen Felde, bei dem Amte Müllenbeck, befindet sich ein ungeheurer Stein, auf dessen Ober-

fläche man den Eindruck einer großen Mannshand gewahrt. Diesen Stein soll einst ein Riese zum Zeichen seiner Kraft über den dortigen Wandelitzer See geworfen haben. Beim Anfassen hat seine Hand sich in den Stein gedrückt.

8. Die Glocken.

Zu Bernau gab es früher, so weit der Schall der sogenannten Bürgerglocke hörbar war, keine Schlangen und Nattern, höchstens alle sieben Jahre ein oder drei Stück. Die Ursache soll Folgendes gewesen sein: Als man diese Glocke gegossen, und die nach damaligem Gebrauch erbetenen Pathen Silber und anderes Erz in den Guß gethan, ist ein altes Weib gekommen und hat gesagt, sie wolle dem Glockenkindlein auch etwas schenken. Darauf hat sie eine lebendige Schlange in den Guß laufen lassen und hinzugefügt, daß sich nun bald die damals so häufigen Schlangen und Nattern verlieren würden, welches auch eingetroffen ist. Doch fügte es sich einmal, daß diese Glocke einen Riß bekam und nicht mehr gezogen wurde; da nahm jenes Ungeziefer wieder sehr überhand, bis im Jahre 1649 die Glocke wieder geläutet wurde.

Aehnliches erzählt man von der St. Marienglocke zu Stargard. Dort soll man beim Guß der Glocke Schlangenfett gebraucht haben, um das Glockengut, das sich nicht zum Guß bequemen wollte, geschmeidig zu machen. Als die Glocke zum ersten Male geläutet wurde, fand man eine Meile weit um die Stadt allenthalben todte Schlangen. Auch die große Glocke zu Prenzlau soll im Besitz ähnlicher Wunder seyn.

9. Zwei Bäume.

Im Jahre 1741 soll unweit Müncheberg eine Birke, statt der gewöhnlichen Blüthe, seltsame weiße Blumen getragen, und zu Wollin ein Kirschbaum gestanden haben, dessen Blüthe die Gestalt der Ranunkeln hatte. Man hat damals viel Wunderbares aus der Blüthe dieser Bäume prophezeihen wollen.

10. Die Wundereiche.

Hinter Zauke am Wege nach Bliesendorf, nahe bei Wittstock, stand vor Zeiten eine ästige, gespaltene Eiche, zu der eine Menge Lahmer wallfahrteten, die durch den Spalt des Eichbaums krochen und gesund wurden. Der Erste, bei dem sich die Wunderkraft der Eiche bewährte, soll ein Fleischerknecht aus Wiburg in Holstein gewesen seyn, der ums Jahr 1665 geheilt wurde. Besonders stark war der Zulauf der Kranken im Jahre 1680. — Churfürst Friedrich Wilhelm ließ die Eiche umhauen.

11. Der Hirsch.

Der Churfürst Joachim I. soll einmal auf der Jagd einen Hirsch wahrgenommen haben, der auf dem Kopfe statt des Geweihes ein Kruzifix trug. Bald darauf ist der Churfürst gestorben. — Jene Begebenheit war in eine Tapete gewirkt, welche sich auf dem Schlosse zu Köpenick befand.

12. Die Waldfrau.

Als einst in der Nacht ein Mann bei der sogenannten gebrannten Eiche auf dem Wege zwischen Neustadt und

Joachimsthal vorbei kam, fühlte er plötzlich auf seinem Rücken eine schwere Last, als wenn Jemand auf ihm säße und die Hände um seinen Hals geschlungen hätte. Eine Strecke Wegs mußte der Mann die Last tragen, dann fiel sie von seinem Rücken ab, und er sah eine weiße Frau durch die Gebüsche huschen. — Mehreren Leuten, die in der Nacht dieses Wegs kamen, ist daſselbe begegnet, und noch jetzt geht nicht leicht Jemand des Wegs, ohne mit Angst der weißen Frau zu gedenken.

13. Der Barmsee.

An der Stelle, wo jetzt der Barmsee ist, in der Forst bei Falkenwalde, hat vormals eine Stadt gestanden, die ist versunken, daß man keine Spur davon gewahr wird. Aber am Johannistage tönen im See noch die Glocken, doch nur für Sonntagskinder vernehmbar.

14. Der Johannistag.

Der Johannistag ist auch wichtig für den, welcher den hohen Stein bei Anklam besteigen will. Das ist ein alter Wartthurm bei Anklam, bei dem es nicht geheuer ist. Wer am Johannistage hineinkommt, findet oben einen Sack voller Erbsen. Von diesen darf er nehmen, so viel er tragen kann. Gelingt's ihm, die rechte Stunde zu treffen, so ist sein Glück gemacht; denn die Erbsen verwandeln sich in Goldstücke.

15. Der Freuden- und der Trauerberg.

Auf der Feldmark Trebenow, unweit Wollin, liegt ein Hügel und auf demselben ein Feldblock, bei welchem

die Heiden Freudenfeste gefeiert haben. Davon hieß er sonst der Freudenberg. Als nun Herzog Barnim mit seinen Rittern zu einem Kreuzzuge in's gelobte Land zog, da folgte ihm auch der Ritter von der Trebenower Burg, Flemming genannt. Als er in Pilgertracht endlich wieder heimkehrte, erschlugen ihn seine Knechte ohne ihn zu kennen am Freudenberge, wo sie Wegelagerung hielten. Aber die Unthat ward durch einen Ring entdeckt. Seitdem heißt jener Hügel der Trauerberg, und die Wiesen am Fuße desselben, nach der Mutter des Erschlagenen, die Barbara-Wiesen.

16. Das Teufelsbruch.

Auf der Feldmark Polchow, Amts Stettin, liegt nicht weit von dem Teufelsbruche ein Felsblock, der Teufelsstein genannt, weil der Teufel am Johannistage darauf sein Mittagsschläfchen hält. Derselbe wird alsdann so weich wie frischer Käse; denn der Teufel hat in die Seitenfläche den Kopf, die Schulter, den Arm, Leib und Fuß abgedrückt. Nach der Mittagsruhe entfernt er sich durch das nahe gelegene Bruch, davon heißt es das Teufelsbruch. — Neben jenem Steine liegen sieben andere kleinere Steine, welche die Siebenbrüdersteine genannt werden, und dem Bache, der nicht weit davon entspringt, den Namen des Siebenbrüderbaches gegeben haben. Es haben nämlich sieben Brüder die Gegend besessen, die haben bei dem großen Steine zusammen gegessen, und sich der sieben kleinen Steine zum Sitzen bedient.

17. Der Schatz und die Jungfrau.

In der Ziegenorter Forst, da wo der Weg von Ziegenort nach Hammer führt, wird eine kleine Grube gezeigt, in der früher ein Schatz verborgen war. Dort ließ sich von Zeit zu Zeit eine schöne goldgelockte Jungfrau sehen, welche dem den Schatz verhieß, der sie durch die Furth tragen würde. Lange hat es Niemand gewagt, bis sich endlich ein Waldmann ihrer erbarmt und sie durch die Fluth getragen haben soll. Er hat den Schatz gehoben, und die Jungfrau ist nicht wieder gesehen worden.

18. Der Schutzgeist.

Wenn ein Baum, unter dem ein Kind begraben wurde, bei dem Bau eines Schiffes gebraucht wird, glaubte der Seemann, das Schiff werde von dem Kinde beschützt, und nur wenn das Fahrzeug untergeht, zeige sich die Gestalt des Kindes am Mittelmast, um mit dem Schiff zu versinken.

19. Der Fluch.

In Pommern liegt das Stammschloß der Herren v. K. Vor mehreren hundert Jahren lebte hier Einer aus diesem Geschlecht, der gar harten und grausamen Gemüths war und sich gegen seine Unterthanen oft arge Gewaltthätigkeiten erlaubte. Einst an einem regnerischen, stürmischen Abend kam ein hochschwangeres Bettelweib auf das Schloß und bat um ein Nachtlager. Rauh schlug ihr der Herr v. K. die Bitte ab; doch sie sträubte sich zu gehen und ließ nicht nach mit ihrem Verlangen. Sie flehte, er möge ihr

nur erlauben, auf der Thürschwelle seines Hauses die Nacht hinzubringen. Da gebot der Schloßherr seinem Diener, die Frau zu halten und auf der Thürschwelle zwischen Thür und Angel einzuklemmen. Der Befehl ward vollzogen, und die Unglückliche gab dabei ihren Geist auf. Ehe sie aber starb, sprach sie einen schweren Fluch über den Schloßherrn und — da er auch ihres Kindes nicht geschont — über sein ganzes Geschlecht aus.

Von dieser Zeit an hatte der Herr v. R. seine Ruhe mehr in seinem Schlosse, es trieb ihn rastlos durch die Zimmer und Gänge. Er starb bald darauf; aber es duldete ihn auch nicht im Grabe. Man sah ihn oft im Leichenkleide mit verwachsenem Gesicht umherwandeln. Der Spuk verscheuchte bald die Bewohner des Schlosses; alle Versuche, ihn zu bannen, waren fruchtlos. Das prächtige Gebäude steht seit langer Zeit verödet und wird nur als Erbbegräbnis der Familie gebraucht. Einige Zimmer im Erdgeschoß bewahrt ein Verwalter, der wenig von dem gespenstischen Treiben angefochten wird. Sobald aber Einer aus dem Geschlechte der Herren v. R. auf dem Schlosse einkehrt, beginnt es zu toben und zu lärmen; der tote Ehtherr zeigt sich in seinem Leichengewande, und Alles ruht nicht eher, bis der Gast das Schloß verlassen hat.

Auch an den Nachkommen jenes Herrn v. R. schaut sich der Fluch der Hexerin zu erfüllen; das Unglück verfolgte sie, und die meisten starben eines frühzeitigen Todes. Jetzt ist nur noch Einer auf der Familie leben. Man glaubt, daß nach dem Tode des letzten auch dem Geschlechte der Spuk aufhören und der Todte Frieden im Grabe finden werde.

20. Die Schanze.

Bei dem Dorfe Klein-Luckow liegt ein hoher Berg, die Schanze genannt; hier hat Wallenſtein Wälle aufwerfen und Gräben machen laſſen; er hat dort gelagert. Aber es war eine unfreundliche Stätte. In einer Nacht wurde die Mannſchaft überfallen und größtentheils getödtet; darunter viele Lieblinge des Feldherrn. Und alle hundert Jahr in derſelben Nacht bauen unſichtbare Geiſterhände die Zelte wieder auf, die rieſigen Musketiergeſtalten wachen auf aus dem Todesſchlummer, die Schanze belebt ſich mit wildem Kriegstumulte. — Der Feldherr reitet ſtill und ſchweigſam durch die Reihen! Nach Mitternacht verſchwindet Alles wieder.

21. Der Mann ohne Kopf.

In dem Städchen Ellrich im Harz ſoll ſich Nachts auf den Straßen die Geſtalt eines Mannes ohne Kopf zeigen. — Eine Frau ging Nachts mit ihrem Kinde über die Straße, um es von einer Bekannten ſtillen zu laſſen. Da ſtand das Geſpenſt neben ihr und langte nach dem Kinde. Sie ſchrie auf und floh. Als ſie der andern Frau, die das Kind ſäugen ſollte, erzählte, was ihr begegnet war, ſagte dieſe: Das war der Müller von Harzingerode! Sein Erſcheinen bedeutet nichts Gutes. Am andern Tage ſtarb das Kind.

22. Goldkohlen.

Ein armes Mädchen, das bei einem Bauer in Landsberg an der Warthe diente, hatte an einem heißen Sommertage allein im Brauhauſe zu thun. Eben ſchüttete ſie

frische Kohlen unter den Kessel, als sie hinter sich ein Geräusch hörte. Sie sah sich um und erblickte ein kleines, steinaltes Männchen; ehrerbietig grüßte sie den Kleinen, und er dankte gar freundlich. Die Magd achtete der Erscheinung weiter nicht und wandte sich zu ihrer Arbeit. Wie erstaunte sie aber, als sie die Gluth erloschen und die Kohlen alle in eitel gediegen Gold verwandelt sah. Sie rief ihren Dienstherrn, der mit ihrer Hülfe den Schatz verbarg und nach und nach die Goldklumpen verkaufte. Er theilte das Geld mit ihr und beide wurden die reichsten Leute in der Stadt.

23. Ein Schatz will gehoben seyn.

Eine Frau in Stettin fuhr einst in der Nacht aus dem Schlaf auf und hörte, während die Uhr zwölf schlug, eine Stimme: „Steh' auf! Komm mit! Du sollst einen Schatz heben!" — Die Frau barg sich bebend in die Kissen und antwortete nicht. In der folgenden Nacht ließ sich dieselbe Stimme hören: „Steh' auf! Komm mit! Du sollst einen Schatz heben!" Und wieder vermochte die Frau nicht zu antworten. In der dritten Nacht ließ sie ihre Kinder und Dienstleute in dem hellerleuchteten Zimmer bei sich wachen. Deutlich vernahm sie zu derselben Stunde, während kein Andrer etwas hörte, die nämlichen Worte: „Steh' auf! Komm mit! Du sollst einen Schatz heben!" Sie selbst sah nichts an der Stelle, von der die Stimme herkam. Da schrie sie auf, Angstschweiß trat auf ihre Stirn. Alle eilten herzu. — Noch hörte sie die Worte, aber leise verhallend: „Nun ist's zu spät — zu spät — zu spät." —

Seit der Zeit hat ſich in dem Hauſe nichts Geſpenſtiſches weiter zugetragen.

24. Das Rieſengrab.

Ein großes Grab liegt in der Böck'ſchen Kieferhaide nicht weit von Rehhagen bei Dader, ſüdweſtlich davon ein großer Stein; nordwärts der Rothkamp.

Dort beſchloß ein mächtiger Rieſe, ſeines Lebens überdrüßig, zu ſterben. Von der Stelle, wo jetzt die Böck'ſche Mühle ſteht, wirft er den erwähnten großen Stein durch die Luft; in der Abſicht, ſich da den Tod zu geben, wo er zur Erde fallen wird. Er thut es und aus der Wunde ſpritzt der Blutſtrahl zwölfhundert Fuß weit über die Flur die noch jetzt der Rothkamp heißt. Unter dem Erdwalle hat man den Körper des Rieſen beſtattet.

25. Das Schloßfräulein.

In Bromberg zeigt ſich in den Trümmern des alten Schloſſes nächtlich ein ſchönes, blaſſes Frauenbild. Vor mehreren Jahrhunderten ſoll die Jungfrau gelebt haben und die Tochter des Schloßherrn geweſen ſeyn. Sie liebte einen jungen Ritter, aber der Vater wollte ihre Hand nicht in die des Geliebten legen. Da entſpann ſich zwiſchen Beiden eine Fehde; es kam zum Kampf. In Rittertracht vermummt, miſchte ſich das Fräulein in's Gewühl des Streites. Sie ſah, wie ihr Geliebter eben vor dem Schwert ihres Vaters erliegen wollte; da hob ſie ihr Schwert gegen den Vater, — er ſank, von der Hand der Tochter zum Tode getroffen. — Zur Strafe muß ihr ruheloſer Geiſt noch jetzt umherirren.

26. Das Riesenmägdlein.

Das Jasmunder Landvolk erzählt von der Entstehung des Dubberworth, eines Hügels in der Gegend von Sagard: Es habe vor undenklichen Zeiten eine ungeheure Riesin auf Jasmund gewohnt, der das Land unterworfen gewesen sei. Diese hätte sich dem Fürsten von Rügen zur Gemahlin angetragen, welcher aber für die große Ehre gedankt habe, worauf sie beschlossen, ihn durch die Gewalt der Waffen dazu zu zwingen. Um aber schnell und sicher mit einem Heere nach Rügen hinüber zu kommen, sei sie auf den Einfall gerathen, den jasmundischen Boden mit Sand zu verschütten. Allein schon in der ersten Ladung sei sie so unglücklich gewesen, daß sie den ganzen Ausfüllungsplan aufgegeben habe. Denn schon bei Sagard sei in der Schürze oder dem Sack, den sie getragen, ein Loch entstanden, woraus ein mächtiger Sandstrom sich ergossen, und den Dubberworth gebildet habe.

27.

Der Dubberworth, ein Hünengrab bei Sagard, soll auf folgende Weise entstanden seyn. Früher hausten Riesen auf der Insel Rügen; ein Riesenmägdlein, das in der Stubbnitz wohnte, besuchte oft eine Freundin auf dem Rugard bei Bergen und mußte dann immer wegen des Wassers (Jasmunder Bodden) einen bedeutenden Umweg nehmen. Da beschloß sie, um diesem Uebelstande abzuhelfen, das Wasser an einer Stelle zu verschütten und sich einen Damm zu erbauen. Zu diesem Behuf füllte sie die Schürze mit Erde und machte sich auf den Weg. Aber schon auf

haldem Wege, da, wo jetzt der Flecken Sagard ſteht, riß ihr die Schürze und die Laſt ſtürzte zu Boden, wo ſie noch heutigen Tages als ein gründewachſener Hügel zu ſehen iſt.

28. Der Schwur.

In einem Städtchen im Harzgebirge lebten zwei Brautleute: ſie gingen eines Tages vor dem Thor nebeneinander, und er äußerte Zweifel an ihrer Liebe. Da ſchwur ihm die Braut unter Gottes freiem Himmel ewige Treue, und übergab Leib und Seele der Hölle, wenn ſie ihm je untreu würde: der Teufel ſolle ſie holen, wenn ſie ihren Schwur bräche.

Der Hochzeittag war gekommen; die Braut tanzte mit einem ſchönen, jungen Manne, und mit eiferſüchtigem Schrecken gewahrte der Bräutigam Zeichen eines innigen Verſtändniſſes zwiſchen den Beiden. Eh' er die Braut nach beendigtem Tanz zur Rede ſtellen konnte, war ein Fremder eingetreten, und hatte ſie zum neuen Tanz aufgefordert. Sie reichte ihm willig die Hand, und der Fremde tanzte mit ihr raſcher und immer raſcher, bis er endlich mit ihr ſeitwärts durch das Fenſter ſauſte. Beide waren verſchwunden, und man hat von ihnen nichts wieder geſehen und gehört.

29. Geſpenſtiſcher Wagen.

Durch die Straßen von Berlin fährt des Nachts zu verſchiedenen Stunden ein Wagen mit dumpfem Geroll. Wer dies Rollen, welches gar grauſig ſeyn und Jeden, der es hört, mit Todesangſt erfüllen ſoll, einmal vernommen

hat, der muß von da in jeder Nacht in der nämlichen Stunde erwachen, von einer unerklärlichen Angst aus dem Schlafe geschreckt. Gesehen hat diesen Wagen, den man den Rollwagen nennt, noch Niemand. Auch über seinen Ursprung habe ich nichts erfahren können.

30. Der Vogel.

Ein Bauer fuhr durch einen dichten Wald bei Bromberg. Der Abend brach herein, und noch ließ sich kein Haus, kein Dorf erblicken. Da hörte er etwas rauschen und sah einen großen, weißen Vogel, der sich auf den Wagen niederließ und dort still sitzen blieb. Er schlug mit der Peitsche nach dem Thier, das aber regungslos verharrte und ihn mit hellen Augen starr anblickte. Dabei ward dem Bauer ganz unheimlich; er ergriff den seltsamen Gast, um ihn vom Wagen zu werfen, vermochte aber mit aller Kraft das Thier nicht von der Stelle zu bewegen. Nun begannen die Pferde zu laufen, der Mann konnte sie nicht mehr zügeln; es ward dunkler und dunkler, er kam vom Wege ab, und bald lag der Wagen im Sumpfe. Vergebens mühte sich der Bauer, weiter zu kommen; er mußte dort die Nacht zubringen. — Als der Tag anbrach, war der Vogel verschwunden.

31. Der Schatz.

Auf dem Kirchhofe zu Prenzlau hütete vor etwa hundert Jahren ein kleines Mägdlein. Da trat sie sich einen Splitter tief in den Fuß und sank weinend an einem Grabe nieder; das Blut rieselte auf den Boden. Zufällig griff

ſie mit der Hand nach der Stelle und faßte eine Menge klingender Münzen. Sie ſah hin und erblickte ein großes Gefäß voll Geld, welches an dem Ort, wohin das Blut gefloſſen war, aus der Erde zu ſteigen ſchien. Sie griff auch mit der andern Hand hinein und rief, die Hände emporhaltend, ihren Geſpielinnen zu: Seht, ſeht! was ich gefunden habe! — Da hörte ſie einen dumpfen Klang, als wenn etwas in große Tiefe ſänke, und verlor plötzlich auf einige Augenblicke die Beſinnung. Als ſie wieder zu ſich kam, war der Schatz verſchwunden; doch hielt ſie noch die alten Münzen in der Hand. — Man hat an dem Platz tief nachgegraben, aber nichts entdecken können.

32. Die Unterirdiſchen.

Ein Bauer von der Inſel Rügen wollte nach Stralſund fahren, um dort Getreide zu verkaufen. Als er bei dem Dorfe Rothkirchen vorbeikam, öffnete ſich ein kleiner Berg: ein greiſes Männlein trat heraus und fragte: „Was haſt Du auf dem Wagen?“ — Hafer! war die Antwort. — „Verkaufe mir den Hafer.“ — Hm! dachte der Bauer, da könnt' ich den weiten Weg und das Fährgeld ſparen, und er antwortete: Gern, wenn Ihr mir den Preis zahlen wollt, welchen ich in Stralſund bekomme. — Jener war's zufrieden, und hieß ihn den Hafer abladen. Dann führte er ihn in den Berg durch ein Zimmer, wo ein alter Mann an einem Tiſche ſaß und emſig ſchrieb. Sie gingen weiter und kamen in einen großen Saal, in welchem viele, viele Menſchen umherſtanden, ſaßen und lagen, alle wie ſchlafend, ohne Bewegung. In einem dritten Gewölbe

waren mehrere Pferde angebunden: diesen wurde der Hafer vorgeschüttet. Dann sagte das Männlein: „Ich werde Dir jetzt Dein Geld holen, verhalte Dich ruhig und fasse hier ja nichts an.“ — Als der Bauer allein war, schaute er sich genauer um in der Halle und sah an den Wänden zierlich gearbeitetes Sattel- und Riemenzeug hängen. Er vergaß die Ermahnung des Alten und wollte einen Zaum herabnehmen, um ihn näher zu betrachten. Kaum aber hatte er ihn berührt, als in dem Saale daneben Alles zu leben begann, ein wirres Geräusch ließ sich hören, die Gestalten regten und bewegten die verschlafenen Glieder. — Schnell ließ der Bauer den Zaum fahren, und Alles sank wieder in die vorige Todesruhe. — Der Alte, der ihn hereingebracht hatte, kehrte eilig zurück und schalt ihn wegen seines Ungehorsams. Darauf zahlte er ihm den bedungenen Preis in ganz alten Münzen und führte ihn wieder fort. In dem ersten Zimmer wandte sich der schreibende Alte zu dem Bauer und sagte, er möge ihm seine Hand geben. Der Andere aber flüsterte ihm zu, er solle es nicht thun, sondern jenem die Heugabel, die er in der Hand halte, hinreichen. Der Bauer that's, und der Alte drückte das starke Eisen zusammen, als wär' es weiches Wachs. Indem er seine Hand wieder zurückzog, sagte er: „Hu, wie ist das Menschenblut so kalt!“ — Den erschrockenen Bauer brachte darauf sein Führer wieder in's Freie, und verbot ihm, von dem Abenteuer zu sprechen. Dann kehrte er in den Berg zurück, der sich hinter ihm schloß.

33. Bestrafter Spott.

Als vor vielen Jahren die Kirche zu Joachimsthal in der Ukermark abbrannte, wachten in der Nacht mehrere Männer bei der Gluth. Einer spottete in wildem Uebermuth und rief den letztverstorbenen Prediger bei Namen, und forderte ihn auf, sich bei dem Feuer zu wärmen und mit ihnen zu essen. Da soll der Todte erschienen seyn; der Spötter aber ward sehr krank, und änderte von dieser Zeit an seinen bösen Lebenswandel.

34. Eine feurige Kutsche.

In Danzig fährt in jeder Nacht eine feurige Kutsche vom Kirchhofe nach dem Schauspielhause. In diesem Wagen sitzt eine Frau, die bei ihren Lebzeiten das Theater so thöricht liebte, daß sie darüber die Kirche und ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter vernachlässigte und vergaß und in großer Armuth starb. Zu ihrer Strafe muß sie nun in jeder Nacht in dem Schauspielhause ein Stück aufführen sehn. Was das für Schauspiele sind, weiß man nicht. (Der mir diese Sage erzählte, meinte, es würden wohl immer unsre beliebtesten, neuesten Stücke seyn, deren Aufführung jene Frau beiwohnen müsse. Das bezweifle ich aber, weil mir diese Strafe zu hart scheint.)

35. Gold, Silber, Eisen.

Eine Frau in Berlin fühlte einmal nach dem Mittagsessen, wie ihr etwas schwer auf die Zunge fiel. Sie fand im Munde eine kleine goldene Kugel von der Größe einer Erbse, die ihr kalt und schwer in der Hand lag. Sie rief

ihren Mann; dieser faßte kaum mit den Fingern nach der Kugel, als dieselbe sich plötzlich wie in Luft löste und verschwand.

Kurz darauf fiel ihr eine ähnliche kleinere Kugel aus dem Munde. Sie lief mit geschlossener Hand zu ihren Nachbarsleuten; Alle sahen das Kügelchen, als es aber Einer berühren wollte, verschwand es. Da verlor die Frau auf einen Augenblick das Bewußtsehn, und es war ihr nachher, als habe ihr Jemand gesagt: du hättest die Kugeln keinem Menschen zeigen sollen! — Vergebens wartete sie auf eine dritte Kugel.

Sie hatte ein Geschäft abzumachen, und ging von ihrem Hause — sie wohnte auf dem Alexanderplatz — nach der Königsstraße. Auf der Brücke sah sie auf einem Stein nebeneinander zwei Groschen liegen, die so neu und blank waren, als ob sie eben aus der Münze gekommen wären; sie hob die Groschen auf, und gab sie gleich darauf, als sie etwas einzukaufen hatte, aus der Hand. Auf dem Rückwege aber fiel es ihr schwer aufs Herz: Du hättest die Münzen nicht weggeben sollen! — Doch mochte sie dieselben nicht wieder zurückfordern und ging weiter. Auf eben jener Stelle, wo sie die beiden silbernen Groschen gefunden hatte, fand sie jetzt zwei ganz neue eiserne Nägel kreuzweise übereinander gelegt. Sie nahm sie auf und verwahrte sie sorgfältig.

Bald darauf kamen schwere Kriegszeiten. Die Frau verlor ihr ganzes Vermögen, und ward lange vom Unglück arg heimgesucht, bis sie durch einen Zufall jene beiden Nägel verlor. Von dieser Zeit an kam sie wieder zum Glück und Wohlstand.

36. Es klopft in Särgen.

Bei einem Tischler, der immer mehrere Särge zum Verkauf stehen hatte, ließ sich stets in jedem Sarge, ehe er verkauft wurde, ein leises Klopfen vernehmen. Jedes Mal wurde dann dieser Sarg noch an demselben Tage abgeholt. Der Mann gewöhnte sich allmälig so an den schauerlichen Klang, daß er kein Grauen mehr dabei empfand. — Eines Tages hatte sich in einem Sarge das Klopfen hören lassen, und es ward das erste Mal Abend, ohne daß sich ein Käufer zu dem also bezeichneten Sarge fand. In der Nacht aber starb der Tischler selbst und ward in jenem Sarge begraben.

37. Der Riesenstein.

Eine halbe Stunde von Garrentin, in der Nähe von Loitz, liegt ein ungewöhnlich großer Granitblock, der Riesenstein genannt, auf welchem sich fünf runde, künstlich gemachte Vertiefungen befinden. Um ihn her liegen zerstreut mehrere größere und kleinere Steine. Hier, erzählt die Sage, wohnten einst Riesen; als das Christenthum sich verbreitete, mußten sie an den Strand zurückweichen, grollend und rachverlangend. Besonders ergrimmt waren sie über den hohen, weithin sichtbaren Kirchthurm des Dorfes Sassen: den beschlossen sie von der Gegend von Stralsund her (fünfstehalb Meilen von Sassen) niederzuwerfen. Dazu wurden drei der stärksten Riesen eine Zeit lang gefüttert, der Eine mit Rindfleisch, der Andere mit Hammelfleisch und der Dritte mit Schweinefleisch. Aber nur dem Ersten gelang der gewaltige Wurf, und der Stein, der den Thurm

niedergerissen, ist mit den noch sichtbaren Fingerspuren bis an den obenbezeichneten Ort geflogen.

38. Die Liebenden.

Bei Grumsdorf und Sassenberg im Neustettiner Kreis finden sich zwei Burgwälle. Der Wunthsberg liegt an dem Wurchowschen See bei Sassenberg, der andere auf einer Insel mitten im See.

Ein Prinz, so erzählt man, bewohnte das Schloß im See, eine Prinzessin den hohen Wunthsberg. Von jenem zu diesem führt eine seichte Stelle, welche hin und wieder mit Tiefen durchschnitten ist. Allnächtlich ritt der Prinz auf einem weißen Pferde zu seinem Liebchen; eine Lampe, welche sie in ihrem Fenster aufstellte, bezeichnete ihm den Weg, daß er nach langem Schwimmen die seichten Stellen fände, wo er sein Roß ausruhen könne. Die Prinzessin aber hatte eine böse Stiefmutter, welche diese Verbindung haßte und zu zerstören trachtete. In einer Nacht löschte die Mutter heimlich die Lampe aus, und der Prinz, als sein Leitstern verschwand, verfehlte die seichten Ruhestellen, und sein müdes Roß versank mit ihm in die bodenlose Tiefe.

Die Prinzessin harrte umsonst; am Morgen schwammen der Geliebte und sein treues Roß bei dem Wunthsberge todt an's Land, die Geliebte mit leiser Mahnung in's Brautbett zu rufen; die Wogen umfingen auch sie. Nun ruhen sie Beide vereint dort unten im krystallnen Schloß.

Seitdem ist stets ein weißer Streif in dem Wasser sichtbar, der den Weg des Prinzen bezeichnet. Selten friert die Stelle zu, wenn es geschehn, entsteht dort sogleich eine mächtige Spalte im Eis.

39. Drigge.

Rechts am Wege von Stralsund nach Bergen, bei dem Dorfe Negaſt, liegen neun Hügel in gerader Linie, die Hünéberge genannt. Ein großer Rieſe will den Strom zwiſchen Pommern und Rügen zuſchütten und hat zu dem Ende ſeine Schürze mit Erde gefüllt. In der Gegend von Negaſt reißt ein Loch in die Schürze, und indem er weiter geht fällt die Erde heraus und bildet die neun Hügel. Den übrigen Theil ſchüttet er voll Verdruß in den Strom und es entſteht die Halbinſel Drigge. Denn driggen heißt trügen und der Rieſe iſt um ſeine Hoffnung betrogen.

40. Haus Demmin.

Bei der Stadt Demmin liegt eine alte Ruine, Haus Demmin genannt, zwiſchen den Strömungen der Peene und Tollenſee in Sumpf und Wieſen, wie auf einer Inſel. Drei Prinzeſſinnen ſollen die Burg haben erbauen laſſen und ſich ihr Eigenthum gegenſeitig mit den Worten zugeſichert: „Dat Hus is din und min.“ Daher der Name.

In ihr ſind noch viele Schätze vergraben. Ungeachtet vielen Suchens hat man doch nichts als eine Tonne Bier gefunden; die Stäbe der Tonne waren zwar ſchon verfault, aber über das Bier, das ſehr ſchön und kräftig geſchmeckt, hatte ſich eine dicke, elaſtiſche Haut geſetzt. Endlich hat man von dem Nachgraben abſtehn müſſen, weil der Schutt in der zwölften Stunde immer wieder nachgeſtürzt iſt. Es kann nämlich der Schatz, den ein ſchwarzer Hund bewacht, nur von dem rechten Manne gehoben werde. Einſt ſtieg ein armer, elternloſer Junge, dem ſein Ball beim Spiel in

eine Oeffnung der Ruine gerollt war, in dieſe hinein. Unten bemerkt er eine Thür, aus der Licht ſchimmert. Er geht hinein, ſieht die vielen Schätze, nimmt beide Taſchen voll und kehrt um. An der Thür bemerkt der Knabe den ſchwarzen Hund, der ſchläft aber, und ſo kommt er glücklich nach oben und verkündet die Mähre. Eine habſüchtige Stiefmutter zwingt ihn, noch einmal hinabzuſteigen; es geſchieht, die Oeffnung verſchließt ſich; der Knabe iſt nie wieder geſehn worden.

41. Die Ufer von Jasmund.

Nicht minder unermeßliche Schätze liegen in den Kreide-Ufern von Jasmund. Eine Fürſtin hat ſie dort in uralten Zeiten vergraben und die Vergraber hernach hinrichten laſſen, damit die Orte nicht kund wurden. Deshalb muß die Fürſtin die Schätze noch jetzt bewachen. Alljährlich in der Mittagsſtunde des Johannistages zeigt ſie ſich in ſchwarzen Trauerkleidern und harrt auf den Erlöſer, der die Schätze hebt und ihr die Bewachung abnimmt.

42. Das Blutchor.

In der St. Jakobskirche zu Stettin findet ſich ein Chor von blutrother Farbe. Nach der Sage hat der Teufel einen Chorknaben, der während des Gottesdienſtes in der Kirche Karten geſpielt hat, an dieſem Chor zerſchmettert. Weil die Blutſpuren daſelbſt immer wieder zum Vorſchein kamen, ſo oft man die Stelle auch übertünchte, hat man die Wand des ganzen Chors roth anſtreichen müſſen.

43. Der Görne-See.

Zwiſchen den Dörfern Gornow und Wildenbruch, im Dreifenhagenſchen Kreiſe, liegt der Görne-See. Da waren vor langer Zeit Glocken hinabgeſenkt, das frühere ſchöne Geläut des Dorfes Gornow. Einſt am Johannistage wurden ſie von badenden Mädchen gefunden. Man wollte die Glocken erſt nach Wildenbruch bringen, aber die Pferde ſtürzten kraftlos nieder, und man mußte ſie nach Gornow führen. Die größte Glocke iſt aber durch Unvorſichtigkeit in den See zurückgeſunken.

44. Der verwundete Teufel.

Bei Katharinenhof iſt ein dunkler See und unfern davon finden ſich einige Steine. Dort ſah der Teufel ein ſchönes Mädchen und wollte ſie fangen — ſie aber floh und warf ihm mit einem ſpitzen Stecken in die Bruſt. Schwarzes Blut quoll hervor und daraus entſtand der See. Der erzürnte Teufel ergriff haſtig mit jedem Finger einen Stein und ſchleuderte ſie ihr nach, aber ohne zu treffen.

45. Der Rieſenkampf.

An dem Ufer des Madü-See's bei Stargard findet man zwei gewaltig große Steine, in deren jedem man zwei Abdrücke von menſchlichen Händen ſieht; von dieſen Steinen erzählt man ſich Folgendes: Vor Zeiten lebten an jenem See zwei gewaltige Rieſen, die nie Frieden hielten, ſondern in ſtetem Kampfe mit einander begriffen waren. In einem ihrer Gefechte ergriff der eine der beiden Rieſen einen ſehr

großen Stein, um denſelben gegen ſeinen Gegner zu werfen, der ſich am entgegengeſetzten Ufer befand. Sobald dies der andere Rieſe bemerkte, griff auch er nach einem großen Felsſtücke, und ſo ſchleuderten beide Rieſen die Steine gegeneinander. Der eine dieſer beiden Steine kam wirklich auf das jenſeitige Ufer des See's; ob aber der Rieſe getödtet iſt, weiß man nicht. Der andere Stein, der wohl nicht mit ſolcher Gewalt fortgeſchleudert war, als der erſte, erreichte nicht vollends das Ufer, ſondern fiel noch in das Waſſer, wo er noch heutigen Tages zu ſehen iſt.

46. Das Geſchenk der Zwerge.

Als die Gattin eines Ritters von Malzahn ihren Gatten mit einem Knäblein beſchenkt hatte, und entkräftet von der Entbindung halb wachend auf ihrem Bette lag, erſchien in nächtlicher Stille ein Männchen in wunderlicher Tracht, wie man ſie wohl auf Gemälden aus der älteſten Zeit zu ſehen pflegt. Dieſer Zwerg bat die Wöchnerin um die Erlaubniß, in ihrem Zimmer ſeine Hochzeitfeier begehen, und mit ſeinen Gäſten vor ihrem Bette ein fröhliches Mahl halten zu dürfen. Gerne gewährte die zwar erſtaunte, aber nicht erſchrockene Dame die Bitte; der Zwerg entfernte ſich, erſchien aber bald wieder mit ſeiner kleinen Braut, und eine Schaar von kleinen Gäſten folgte dem glücklichen Paare. Es wurde von dieſer Zwerggeſellſchaft das Feſt fröhlich begangen, und nach aufgehobener Tafel verſchwanden ſie alle, nur der kleine Mann, der zuerſt der Wöchnerin erſchienen war, blieb zurück. Er trat an das Bett, und nachdem er ſeinen Dank für die Gewährung ſeiner Bitte ausgeſprochen hatte, legte er eine Schnur Perlen auf das Bett, worauf

dann auch er plötzlich verſchwand. Dieſe Perlen ſind nun noch in der Familie von Malzahn vorhanden; kein Juwelier kennt die Maſſe, aus der ſie gearbeitet ſind. Der jedesmalige Beſitzer weiß ſehr genau, wann der Tod eines Gliedes der Familie nahe iſt, denn in dieſem Falle ſtirbt eine der Perlen ab.

47. Die Opferſteine.

Auf der Feldmark von Schönwalde im Uckermünder Kreiſe liegt ein Opferſtein: dort treibt der Teufel ſein Weſen und ergötzt ſich am Kegelſpiel. — Auch bei einem Opferſtein vor dem Dorfe Stolzenburg am Darskowſee waltet der Spuk des Böſen. Auf dem alten Schloßberg im Darskowſee, wo einſt die Stolzenburg geſtanden, iſt es in der Nacht nicht geheuer; man ſieht dort oft Geld brennen.

48. Die Brüder.

Vor dem Dorfe Stolzenburg bei Paſewalk liegt ein See, aus dem die Gipfel zweier Hügel hervorragen. Auf jedem derſelben ſtand ein prächtig Schloß, einem Brüderpaar zugehörig. Der Jüngere zog nach dem gelobten Lande und übergab dem Aelteren ſein Beſitzthum zu Schutz und Schirmung. Viele, viele Jahre verfloſſen. Des Aelteren Sohn hielt Hochzeit; der Vater hatte ihm des Bruders Schloß geſchenkt; da kam dieſer als lebensmüder Greis gerade am Hochzeittage zurück. Er nannte ſeinen Namen den Dienern; ſie höhnten und verlachten ihn; er begehrte den Bruder zu ſprechen, der drohte ihn zur Thür hinauswerfen zu laſſen. Und als man ihn endlich, ſeinem ſtürmiſchen Fordern nachgebend, vor den Hausherrn brachte,

erkannte ihn der Bruder nicht wieder und schalt ihn einen Betrüger. Ingrimmig ging der Verstoßene hinaus, er rief den Teufel zur Rache, und der versenkte Berg, Schloß und Alles, was drin und drum war, in die dunkle Fluth eines See's, aus der nur die Bergeshäupter noch hervorschauen.

49. Die Neujahrsnacht.

Ein Mädchen, das in Berlin bei einem reichen Manne diente, wollte ihren zukünftigen Mann sehen. Sie wandte sich deshalb an eine alte Frau, die in dem Ruf stand, daß sie sich mit übernatürlichen Künsten befasse. Die Alte gab ihr Rath, und das Mädchen that in der Neujahrsnacht, wie ihr gesagt worden. Als es zwölf schlug öffnete sich die Thür und der Herr des Hauses schritt lautlos durch das Zimmer; er sah blaß aus und hatte den Blick starr auf das Mädchen geheftet. — Bald darauf starb in dem Hause die Frau und der Wittwer heirathete das Dienstmädchen noch ehe das Jahr verflossen war.

50. Die Erscheinung der Herzogin.

Sobald im Schlosse zu Alt-Stettin gebaut wird, soll die Unruhe, welche durch den Bau veranlaßt wird, eine der alten pommerschen Herzoginnen aus ihrer Gruft aufschrecken, und ihr Geist soll dann, nicht nur während der Geisterstunde, sondern auch am hellen Tage im Schlosse umherwandeln, bis der Bau beendet ist, wo dann die Fürstin in ihr Gewölbe zurückkehrt. Durch diesen Geist wurde einst ein Mann während des Gottesdienstes sehr geäfft. Er war auf dem Chor und bemerkte nach angefangener

Predigt auf dem ihm gegenüber liegenden Chore eine äußerſt wunderliche Geſtalt, die nicht nur ganz alterthümlich gekleidet war, ſondern auch in ihren Bewegungen und in ihrem Geſichte ſo viel Auffallendes hatte, daß ſich der Mann veranlaßt ſah, ſeinen Sitz zu verlaſſen und nach jenem Chore zu gehen, wo er die Geſtalt erblickt hatte. Doch wie groß war ſein Erſtaunen, als er jenes räthſelhafte Weſen hier nicht fand, ſondern alle Sitze in dieſem Chore leer waren: er blickte um ſich, und ſiehe, die Geſtalt war wieder ihm gegenüber, alſo in dem Chore, wo er zuvor geweſen war. Er blickte ſchärfer auf die Geſtalt, und ſah bald, daß ſie mit einem fürſtlichen Gewande angethan war und eine Krone auf ihrem Haupte trug, plötzlich verſchwand die geiſterhafte Figur. —

51. Der Teufelsſtein.

An der Abdachung eines Hügels auf dem Wege von Demmin nach Buſchmühl liegt ein merkwürdiger Stein. Er iſt mit einer Menge regelmäßig geordneter Löcher überſäet. Zwiſchen durch laufen mehrere Rinnen, die von anderen faſt unter rechten Winkeln durchſchnitten werden. Wo die Grübchen ſind, ſagt der Landmann, hat der Teufel mit Bohnen geſpielt. Nebenbei ſind Menſchenfuß und Pferdehuf eingedrückt; der Teufel hat ſich da feſt hingeſtellt, um beſſer ſpielen zu können. Reiſende erblicken in nächtlicher Zeit einen ſchwarzen Hund darauf mit feuriger Zunge. Blaue Flammen tanzen um denſelben, und man vernimmt ein dumpfes Geheul.

52. Willſt du Brod?

In einer mondhellen Nacht kehrte ein Mann in Stettin nach ſeinem Hauſe zurück. Plötzlich ſtand ein kleines Männlein neben ihm, das aber einen ungeheuren Sack auf dem Rücken trug, ſo daß die unförmliche Geſtalt des Kleinen ſich kaum erkennen ließ. Mit heiſerer Stimme fragte das Zwergenbild: „Willſt du Brod?“ Von Angſt und Grauen ergriffen, eilte der Mann ohne zu antworten, ſo raſch er konnte, weiter. Aber immer ſchritt das Männlein rüſtig neben ihm hin und fragte beſtändig: „Willſt du Brod? willſt du Brod!“ — Endlich hatte der Mann ſein Haus erreicht und pochte mit bebender Hand an die Thür. Da rief der Kleine nochmals: „Du Thor! du Thor! willſt du Brod?“ — Jener wagte nichts zu erwiedern, und eben ward die Thür geöffnet. Da warf der Zwerg den Sack wild zu Boden, daß es einen gewaltigen Schlag gab — es klang, als wenn eine ungeheure Menge Goldes zu Boden fiele, — und Alles war verſchwunden. Der Knecht, welcher die Thür öffnete, hatte nichts geſehn und gehört.

53. Der verſteinerte Schäfer.

In dem Forſt bei Burchow iſt eine mäßige Anhöhe, welche ganz und gar mit ungeheuren Granitblöcken bedeckt iſt, in der Mitte ſteht ein ſpitzer, aufgerichteter Stein, und neben ihm ein kleinerer, von ähnlicher Form.

Das iſt ein verſteinerter Schäfer, welcher am Sonntag ſehr geflucht und gelogen und ſeine Lüge mit der Erklärung: er wolle zu Stein werden, wenn ſie nicht wahr ſei, be-

kräftigt habe. Der große Stein ist er selbst, der nebenstehende sein Hund.

34. Die schwarze Frau vom Gollm.

Für den Johannistag ist auch die schwarze Frau vom Gollm, einem Berge bei Swinemünde, bedeutsam. Dort herrschte einst ein unermeßlich reicher Fürst, der aus Geiz alle Freier seiner Tochter abwies. Er starb; ein Zauberertrat als Bewerber auf, den sie aber verschmähte. Dafür verwandelte er ihr Schloß in einen Berg und verzauberte sie sammt ihren Schätzen.

35. Der Tanzstein.

Auf dem Wege von Demmin nach Buschmühl liegt ein großer Stein, auf welchem die Spuren eines Pferdehufes, eines Hühnerbeins und eines Menschenfußes sichtbar sind. Dort hat der Teufel alljährlich eine schöne Jungfrau verlangt oder die Gegend zu verheeren gedroht. Wie er nun einst mit einem solchen sehr schönen und frommen Kinde den Reigen tanzen will, ruft sie in der höchsten Noth Gott um Hülfe an. Da zieht der Teufel ab und die Spuren der Tanzenden sind in dem harten Stein abgedrückt geblieben.

36. Die Beschwörung.

In Ziethen lebte in alten Zeiten ein Prediger, der mit der Geisterwelt sehr vertraut war. An allen Sonn- und Festtagen predigte er zweimal in der Kirche, einmal am Tage für die Bewohner der Stadt, und dann in der Nacht darauf, in der Mitternachtsstunde, für die Todten, die sich dort unsichtbar einfanden und ihren stillen Gottesdienst hiel-

ten. Sein Knecht mußte ihn immer begleiten, die Lichter anzünden und dann in der Sakristei das Ende der Predigt abwarten, um ihm heim zu leuchten. Da dieser nun des Nachtwachens längst überdrüssig war, beschloß er, seinen Herrn zu erschrecken und ihm dies Predigen zu verleiden. Ganz in ein weißes Laken gehüllt, trat er einst langsam hinter einem Pfeiler hervor und blieb der Kanzel gegenüber stehen. Der Prediger erschrak und stockte in seinem Vortrag, aber schnell ermannte er sich und fuhr muthig fort. Er hatte geendigt und gab seinen unsichtbaren Zuhörern den Segen, die Thurmuhr schlug Eins, — jenes Gespenst aber wich und wankte nicht. Da begann der Prediger mit lauter Stimme eine Beschwörungsformel zu sprechen, — der Knecht ward plötzlich von ungeheurer Angst ergriffen; er wollte schreien, die Zunge aber war ihm wie gelähmt; er wollte fliehen, doch vermochte er kein Glied zu bewegen, — und bis an die Knie versank er in den Boden. Der fromme Geisterbanner sprach weiter, und das Gespenst versank bis an den Leib; der Arme war bereits mehr todt, als lebendig. Jener fuhr fort, und der Geist war bis an die Schultern unsichtbar geworden, da in der höchsten Todesangst schrie er auf: Ach Herr! Ach Herr! — Der Prediger erkannte die Stimme und eilte hinzu; er riß ihm die Verhüllung vom Kopfe und rief: „Wärest Du noch nicht bis über das Herz versunken, könnte ich Dich noch retten, so aber ist es unmöglich!“ Er vermahnte ihn darauf gar tröstlich und gab ihm das heilige Abendmahl; dann sprach er die Formel zu Ende, und Jener war versunken.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Gedruckt bei den Gebr. Engel.